

SPEX

MUSIK ZUR ZEIT

the Smiths

T H R O N F O L G E R

Housemartins
Art Of Noise
Virgin Prunes
Woodentops

Kämpft für Boy George

*Solidarität mit den
verfolgten Exzentrikern.*

COOLE WAMPE!

*Solidarität mit
George O'Dowd und
allen Unglück-
lichen.*

KOMMANDO

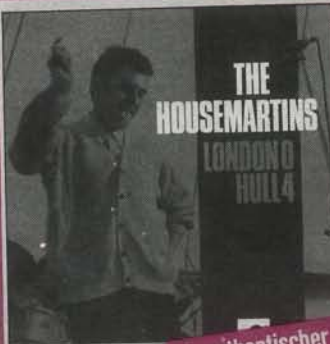
Oscar Wilde

MORRISSEY ●

Sie kamen aus
dem
Nichts!

Sensationell: Hull schlägt London
LONDON 0 THE
HULL 4 HOUSEMARTINS

Diese Sensation gelang ohne Hype und Glitter, ohne Rauchbomben und das Big Money, ohne Skandale und Skandalchen, im Gegenteil: Die Band erreichte die von allen erträumte Top 5-Platzform praktisch aus eigener Kraft, sie kam aus dem Nichts. Noch vor wenigen Tagen tourte die Gruppe durch Deutschland auf einer niedrigen Ebene - heute jeder englische Promoter ein Vermögen zahlen, um sie nur 15 Minuten auf der Bühne zu haben... die Rede ist natürlich von den Housemartins, der neuen britischen Success-Story und zugleich dem ersten ganz großen Erfolg des Alternativ-Labels Go! Discs, das wie Sie alle wissen - von Chrysalis vermarktet wird. Damit haben wir natürlich die einmalige Chan-



England hat eine neue Kultband

Die 4.-beste Band aus Hull kämpft die hochfavorisierte Londoner Elf in einer dramatischen Auseinandersetzung grüdenlos nieder.



Ein authentischer Mitschnitt dieser legendären Schlacht

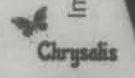
... an dieser Erfolgs-story teilzuhaben und wichtig ist nur, daß jeder einzelne seine Rolle in diesem Film beherrscht.



... der Welt geistert... 3, 7,5... n Lend!

TAKE JESUS
TAKE MARX
TAKE HOPE

Im ARIOLA-Vertrieb



THE HOUSEMARTINS
LONDON 0
HULL 4
Das Debüt-Album,
5 Tage nach
Veröffentlichung
Top 3 in UK
LP 207 817

THE HOUSEMARTINS
HAPPY HOUR
Die neue englische
Nationalhymne. Seit
Wochen Top 5 in UK
SINGLE 108 369
MAXI 860 403

IMPRESSUM

Verlag und Herausgeber:
SPEX Verlagsgemeinschaft
Peter Bömmels, Wolfgang Burat,
Clara Drechsler, Lothar Gorris, Jutta
Koether, Ralf Niemczyk, Christoph
Pracht, Wilfried Rütten, Dirk
Scheuring GbR

Redaktion:
Diedrich Diederichsen (V. i. S. d. P.),
Clara Drechsler, Lothar Gorris

Geschäftsführer:
Gerd Gummersbach

Mitarbeiter:
Götz Alsmann, Andreas Bach,
Andreas Banaski, Blixa Bargeld,
Chris Bohn, Werner Büttner, Alf
Burchardt, Brecht Brozio, Peter H.
Boettcher, Stuart Cosgrove, Detlef
Diederichsen, Kay Eckardt, Bernd
Eilert, Heike Melba Fendel, Karin
Fischer, Petra Gall, ar/gee Gleim,
Rainald Goetz, Thomas Hecken,
Herfried Henke, Manfred Hermes,
Martin Hoffmann, Mechthild Holter,
Frank Janning, Reinhard Jud, Hans
Keller, Moni Kellermann, Uwe
Klinkmann, Alfred Knödler, Frank
Lähnemann, Lorenz Lorenz, Joachim
Lottmann, Olaf Dante Marx, Monika
Miller, Joachim Ody, Albert Oehlen,
Tony Parsons, Andrea Pracht,
Freddie Röckenhaus, Michael Ruff,
Frank Sawatzki, Bernhard Schaub,
Markus Schneider, Michael Seidler,
Peter Sempel, Nikki Sudden, Mayo
Thompson, Hung Min-Yeh, Wolfgang
Wesener, Joey Wimplinger, Thomas
Zimmermann

Layout:
CCCP, Christoph Pracht, Rüdiger
Pracht

Anzeigenleitung:
Creative Communication Christoph
Pracht, Ralf Niemczyk, Maastrichter
Str. 46, 5000 Köln 1, Telefon 0221/
52 73 79

◆ Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 7
vom 1. 7. 1986

◆ Anzeigenschluß für die
September-Ausgabe ist am
15. 8. 1986, Redaktionsschluß:
10. 8. 1986

◆ **Druck:**
Henke Pressedruck und Verlag
GmbH, Berlin

◆ **Vertrieb:**
Saarbach, Follerstr. 2, 5000 Köln 1

◆ **Abonnement:**
SPEX, Abt. Abo,
Severinsmühlengasse 1, 5000 Köln 1

◆ © 1986 by SPEX
Verlagsgemeinschaft

◆ Der Nachdruck unserer Artikel
und Bilder ist nur mit ausdrücklicher
Genehmigung des Verlages
gestattet. Für unverlangt eingesandte
Manuskripte und Fotos wird keine
Haftung übernommen. Aufträge zur
Erstellung von Fotos und Texten
werden schriftlich erteilt.

◆ Das Abonnement für ein Jahr
kostet: Inland DM 48,-, Ausland DM
55,- incl. Porto und MwSt.
Auflage: 40.000 ◆



Verlagsgemeinschaft GbR
Severinsmühlengasse 1
5000 Köln 1
Telefon (0221) 32 96 57



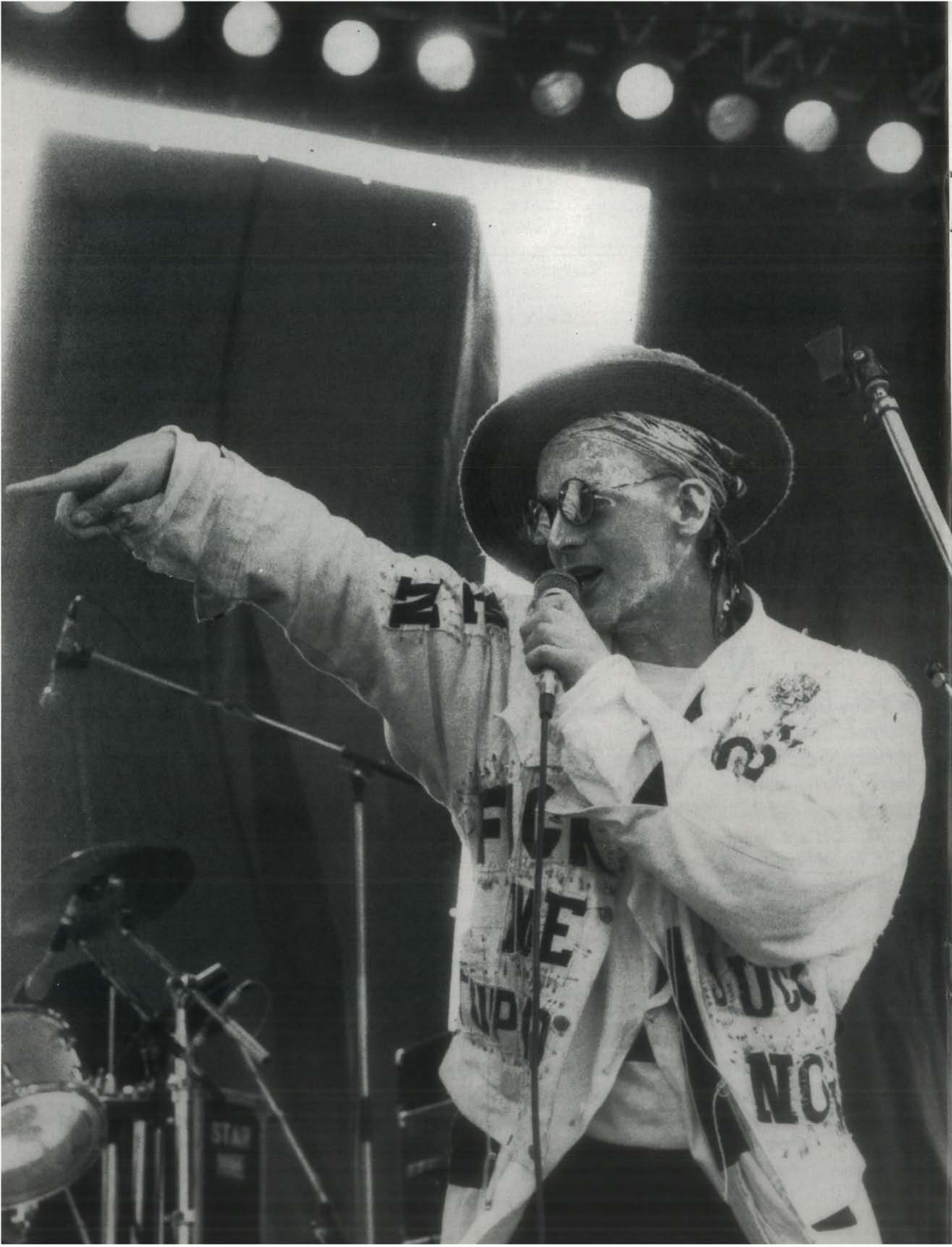
Foto: Wolfgang Borris

„Jetzt ist der seit fünfzehn Jahren immer noch nicht auferstanden.“

3. 7. 1986, Pere Lachaise, Jim Morrisons Grab

I N H A L T

● **4 Boy George** – Der Kampf geht weiter ● **6-15 Süß und vernünftig** – Edwyn Collins, Miaow, Weather Prophets, Dick, Dünn und D's Reden seit dreiunddreißig ● **16 The Smiths** – Diederichsen vernimmt das Winseln der letzten Generation ● **20 The Housemartins** – Rundgebet, von und mit Clara Drechsler ● **22 The Woodentops** – „Warum sich Rough Trade wohl ausgerechnet den Wurm aus dem Wurmeimer genommen hat?“ (R. Bart). Versuch einer Annäherung von Clara Drechsler ● **26 Danielle Dax** – Wie Michael Ruff einmal beinahe zum Kofferchenträger wurde und andere haarsträubende Anekdoten über die Gnade der frühen Namensgebung ● **28 Art Of Noise** – Wie, wo, wann und warum die ältesten Hippies wieder die künstlichsten Geräusche machen und wie sie dabei aussehen: alles enthüllt von Jutta Koether ● **30 The Apartments** – Die Frucht hartnäckigen Schweigens: ein einseitiger Artikel von J. Koether ● **31 Dr. & The Medics** – Andreas Bach beim großen Krach (nebst Wunderheiler) ● **32 The Virgin Prunes** – Wo Deli's noch Delirium-Laden heißt, da lass' dich ruhig nieder...? Michael Seidler ermittelt ● **36 A Witness, Wedding Present, Ron Johnson-Label** – Nordenglische Tanz- und Soweiter-Schaffe von Thomas Zimmermann ● **39 Tödliche Doris** – „Ausziehen!“ Wahre Geschichten über Frauen in der Art-Rock-Szene. Natürlich von Klinkmann/Schneider ● **40 LP-Kritik** – Bitte hören Sie auf den Rhythmus des fallenden Regens! Es lohnt sich ● **43 Singles** – Von Peter Bommels, dem Maschinengewehr Gottes (?) ● **50 Gemein und Geistreich** – In echt! Geistreiche Kommissare, gemeine Kollegenschelte, schöne Frauen ● **53 Mrs. Benway** – Bleckner, Semmer, Louisiana, Markus Oehlen ● **54 Sport, Spiel, Spannung** – Warum es Martyn Ware heiß wurde und 17 weitere Sport-Entgleisungen von Andreas Banaski (Carlos Sottomayor ist eine FRAU) ● **56 Provinz** – Zwei Reiseziele, an denen sich Lottmann und Scheuring gute Nacht sagen: Münster und Osnabrück ● **64 Leserbrief** – featuring Netti Krawatti, Zehni Prozenti und die Ratte vom Weserbergland und andere engagierte Querulanten und welche, die ganz nett sind...



Kämpft für Boy George

Nobody loves you, when you're down and O'Dowd

Warum noch Popstar werden? Drogen, sexuelle Ausschweifungen frei Haus, Geld, Gold, ein sorgenfreies Leben? Von wegen. Nicht, wenn einen keiner mehr so richtig mag. Boy George, Englands reizendster, goldigster Popstar, ganz recht, der, dem eine gute Tasse Tee immer lieber war als *Sex* oder gar *Drogen*, ist in Ungnade gefallen.

Ein fast schon Comeback-Album, das in Amerika zwar hoch in die Charts einstieg, in Europa aber im besten Fall süffisante Nachsicht hervorrief, ein Sommerloch und ein Drogenproblem – das alles schrie danach, endlich mit dem fetten Typ abzurechnen, der schon seit einiger Zeit das Wohlwollen der Exzentrik-verliebten Engländer erschöpfte. Z.B. nahm er nicht davon Abstand, in Begleitung einer *Person* öffentlich aufzutreten, die eindeutig als homosexuell und, schlimmer, als Transvestit auszumachen war. Das ist etwas, was die Engländer gar nicht mögen, wenn es sich außerhalb Butlins und mit eindeutig schmutzig-sexuellen Vorzeichen abspielt.

Boy Georges Verhältnis zu Homme fatale Jon Moss war zwar allzeit kaum zu übersehen (so daß man sich innerhalb der Band eh fragte, wieso das Thema, wenn überhaupt, nur sehr augenzwinkernd in der Presse aufgegriffen wurde), aber damals hatte der liebe, lustige Boy George immer den Anstand besessen, öffentlich zu erklären, er sei *nicht* schwul und auch sonst nichts, und damit der Asexualität einen unverzichtbaren Dienst erwiesen. (In einem Land, wo widerliche Lads mit heruntergezogenen Hosen Achtungserfolge erzielen, wenn sie sich dergestalt würdelos in der Morgenzeitung abbilden lassen, vielleicht ein notwendiger Denkanstoß.) Merke: Exzentrik ist nicht gleich Schweinereien machen. Und dann auch noch Drogen nehmen. Prinzessin Michael von Kent bemerkte zwar noch vor kurzem auf einem Bankett, in Rockstar-Kreisen sei es ja wohl üblich, Drogen zu nehmen, eventuell gehöre das sogar irgendwie *dazu* (eine alte Wahrheit), aber auch das wurde vom Publikum schon wenig goutiert: »Ein peinlicher Ausrutscher der Prinzessin!«

Derweil Richard Branson in seiner Barke dem Blauen Band hinterhergondelte, setzte sich sein bestes Pferd im Stall immer tiefer in die Scheiße. Anlässlich einer verständlichen, persönlichen Krise, ausgelöst durch schlechte Kritiken und den Coup de grace seitens Jon Moss (den George seit längerer Zeit im Verdacht hatte, er habe das Verhältnis nur angefangen bzw. fortgesetzt, um den labilen *Paradiesvogel*

an das Erfolgskonzept Culture Club zu binden), schmerzlich veränderte Lebensumstände (wie ehrlich einem auch die Menschenmassen bei jedem öffentlichen Auftreten zum Halse heraushängen mögen, wenn sie nicht mehr kommen, fehlt einem etwas), ließen den guten Boy unduldsam gegenüber der Presse werden. Vielleicht äußerte er auch hier und da, England kotze ihn an und in Amerika habe er mehr Freunde?

So geht es wieder nicht. Der Junge ist reif! Segensreicherweise drehte dann Familie O'Dowd durch. In kollektivem Wahnsinn ergossen Mutter, Vater und Geschwister ihre Tränen über die Boulevardblätter, »George, kehr um!« etc. Eventuell sogar, ohne zu bedenken, daß sie ihr Goldsöhnchen zu allererst nicht von der Droge trennen, sondern ihm die Polizei auf den Hals schicken. Der Sohn der Nation konsumiert acht Gramm Heroin pro Tag. Wahrhaft wacker, von Null auf Hundert, möchte man sagen. Aber Popstars können es sich ja leisten – bis . . . Boy George unterzog sich in tapferer Weise der Notwendigkeit eines öffentlichen Auftretens im Fernsehen, leider kam er zu spät und war auch sonst nur ein Schatten seines früheren sonnigen Selbst. Warum ist er so abgemagert? »Ich habe abgenommen, weil ich es leid war, über mich zu lesen, was für ein fettes Schwein ich bin. Jetzt bin ich ein dünnes Schwein.« Ächz! Die Worte eines drogenverwüsteten Wracks! So sprach er sonst nie! Tränenselige Fans lauerten darauf vor seinem Haus, um ihn auf Knien anzuflehen, sich nicht umzubringen, worauf George wiederum seine Absicht deutlich machte, erst noch gewisse andere Personen ins Jenseits zu befördern. Fans jammernd ab. Ein weiterer Beweis für seinen Wahnsinn.

Wer ist es alles Schuld? Marilyn natürlich. Die O'Dowd-Brüder Gerald und Richard drohen einen Rachefeldzug gegen das sympathische »brick shithouse« an, warte nur, balde . . . ! M. taucht unter und erst wieder auf, um sich gemeinsam mit Freund George verhaften zu lassen. Eigentlich schuld ist aber »Michael« (nicht die Prinzessin von Kent), der aufrechte Geliebte, der Boy George verließ, um ihn vom Heroin abzubringen. Er wird von den O'Dowds verschont. Georges Freunde verkünden unterdessen, der Beklagte sei schon immer ein Spinner gewesen, er sei auch so *fett* geworden, daß sie schon immer auf Drogensucht geschlossen hätten. (!). Ein Foto geht um die Welt, das Boy George zeigt, wie er hinter einem *Bus* herläuft! Der Beweis! Es wird sich schon zeigen, für was. Boy George ist mittlerweile dem Tode nahe. Er hat

nur noch wenige Wochen zu leben. Mit letzter Kraft kann er sich zu einer alten Mitstreiterin schleppen, mit ihr bis spät in die Nacht einen heben und beiläufig anmerken, daß es ihn nun langsam wirklich ankotzt. Was ist sein Problem? Ist er vielleicht eigentlich ein verkappter Heterosexueller? Das wäre natürlich ein verfluchter Dreh . . . aber das gehört nicht hierher. Er wird es nie erfahren, denn mittlerweile sollte er schon tot sein.

Familie O'Dowd hat sich mittlerweile in mehrere Lager gespalten: Mutter will nur ihren Jungen wiederhaben, egal in welchem Zustand, George hat aber via Presse ausgerichtet, damit sei es nun aus, die Brüder Richard und Gerald hetzen im Einvernehmen mit »The Sun« gegen alle, Bruder David meint, George sei ein netter Kerl und könne tun und lassen, was er will. Fällt ihm spät ein, da *er* der erste war, der (umsonst!) die Story an die Sun gegeben hatte. Die Polizei schläft nicht, durchsucht nun endlich Boy Georges Villa und findet nichts. Kein Stäubchen. Stattdessen wird, höchst unerwartet, Bruder Kevin verhaftet. Drogenhandel. Sollte der Krach im O'Dowd-Clan vielleicht ausgebrochen sein, weil George die Bezugsquellen wechseln wollte? Nun scheint endlich auch Richard Branson sein Blaues Band über den Jungen zu breiten, er wird auf den Landsitz verfrachtet, der bereits Townshend, Clapton und anderen als Entzugs-Refugium diente. Leider zu spät. Während das Kölner Boulevardblatt »Express« auf der einen Seite noch berichtet, der netteste Popsänger aller Zeiten habe sich zum Sterben verzogen, weiß man auf der anderen Seite schon: der Polizei war er noch munter genug, um ihn zu einer Gesprächsrunde bei Scotland Yard abzuholen, wo er, wie zu erwarten war, alle und jeden reingerissen hat. Prima. Das dürfte nun das Ende sein. Der braucht sich in London nicht mehr blicken zu lassen. Vielleicht gibt's ja auch aufgrund von Indizienbeweisen sieben Jahre wegen »Herumliegenlassen von Drogen«.

(Aber die letzte Platte war ja eh schwach.)

Was lernen wir daraus? Nobody loves you when you're down and O'Dowd. Außer SPEX. Die Engländer sind widerlich: Solange Du oben bist und Deine Homosexualität in Form des beliebten Exportartikels Exzentrik kompensierst, alright, aber wenn das Exzentrische seine ihm innewohnende, berechtigige Dynamik entwickelt, machen sie Dich gnadenlos ein, hetzen die Hyäne »The Sun« auf Dich und verfolgen Dich, Exempel statuierend, wegen genau der Andersartigkeiten, für die sie Dich einst geliebt haben. ■

E d w y n C o l l i n s
G U T S T A T T S C H Ö N



Nach all diesen Jahren dann doch noch: ein Konzert mit Edwyn Collins und sogar mit einer neuen Band. Dieses dem Vernehmen nach sehr stabile Outfit mit großen Dingen im Visier, erwies sich im Grunde genommen als die Ansammlung guter Menschen, die Edwyn Collins immer schon verdient hatte: Dennis Bovell am Baß und vor allem als charmantkrächzige, zweite Stimme und Malcolm Ross an der Lead Guitar sowie solide Leute an Baß, Orgel und Schlagzeug. Mein Gott, wie der immer noch singt! Zu, zu schön. Aber das ist ja nicht alles: wie der spricht! Zwischen jedem Song erzählt er mit einer Stimme, als hätte er die kochende Kartoffelernte Nordschottlands verschluckt, kleine, blöde, nette Witze, immer leicht ins Blunckhafte lappend, wie etwa: »Ihr wißt doch, wer Brian Jones ist? Das war doch der Typ, der neulich in einem Psychic-TV-Song vorkam«. Aber dieser Übergang von einer höchst eigenartigen Sprechweise zu einer höchst eigenartigen Gesangsstimme – das war schon toll. Dahinter die bienenfleißige Band, quirlig, rührig, immer am Machen, aber alles sich organisch und logisch aus den geballten musikliebhaberischen Folgerichtigkeiten der anwesenden Kapazitäten ergebend: Ich sage The Band mit Duane Allman. Oder soll ich sagen Brinsley Schwarz?

Nein, soll ich nicht, vielleicht eher Cat Mother And The All Night Newsboys – also so einer der seltenen Momente wo Briten mehr sind als nur beagnadet geschmackvolle Künstler, Exzentriker, Denker, Dandys und Sensibelchen, sondern aus dem Saft und der Kraft der großen amerikanischen Eiche, dem Yggdrasil des R'n'B zehren und sich ernähren und großmäulig souverän ihr Künstlertum obendraufsetzen (ohne die Säftemischung säuern zu lassen): Malcolm Ross ließ nichts anbrennen: Wo immer der jeweilige neue Collins-Song hinwollte, er war schon da. Bovell, so eine gewinnende Persönlichkeit (noch heute gefällt mir die Vorstellung: Er allein mit den drei aufgeschreckten Slits-Hühnern im Studio, Pfeife rauchend wie ein Cptn. Rasta mit Kap-Horn-Erfahrung), blieb stets wo er schon immer war, linksaußen am Baß (er erinnerte mich sogar an Jerry Garcia, aber das darf keiner wissen) und summte. Man spielte nur drei Orange-Juice-Nummern und auch nur von der letzten LP! Als ein alter Fan zur Bühne kommt und nach diversen DJ-Titeln verlangt, verweist ihn Collins an »Dennis, den musikalischen Direktor«, welcher das Ansinnen bestimmt ablehnt. Dann spielt Edwyn ein paar Takte von »In A Nutshell«, schüttelt den Kopf und findet das dann doch zu albern, dieses alte Zeug. Allerdings: so überirdisch schön wie »Felicity« ist keines der neuen Lieder, dafür sind sie gut, sehr gut, was auch was wert ist, und sie sind so gut live, sie werden so gut gespielt, so kompetent (sagt man so?), daß sie etwas Richtiges und Dauerhaftes ausstrahlen wie eine Familie, wie z.B. The Grateful Dead (t'schuldigung).

KOMMANDO TOM CONSTATE



... die Schreibmaschine springt hinterher: Miaow. Foto: M. Holter

YEAR OF THE CATH

M I A O W

Zwei Jahre Bandexistenz, eine Maxi-single raus und noch heftig auf der Suche nach dem passenden Dreh, auch »Trademark« genannt, das sind Miaow. Sie scheuen sich nicht, »in der Öffentlichkeit zu wachsen...«, das heißt vor Ort und auf dem gierigen Recorder der Musikjournalisten das Konzept der Band erst mal auszudiskutieren. Cath Carrol, klein, quadratisch, blond und bleich, die Sängerin/Gitarristin und zusammen mit Drummer Chris Kopf von Miaow muß ja wissen, was sie tut, denn sie ist selber vielschreibende NME-Free lancerin.

»Wir haben eine Menge Fehler in der Öffentlichkeit – bei Live-Auftritten – gemacht!« – »Falsch gespielt, oder was?« – »Naja, die Gitarre fiel runter, solche Sachen eben, ... außerdem werden wir immer dafür kritisiert, daß wir zu statisch auf der Bühne sind.«

Sie sagen, daß Andy, der neue Keyboarder, sie jetzt rettet, den Sound etwas dicker macht, und überhaupt, man auf halben Wege ist, eine Tanzband aufzubauen, mehr Rhythmus, mehr Sicherheit und so weiter, was man sich allerdings, wenn man die einzige bislang vorliegende Schallplatte vom Miaow hört, noch nicht so recht vorstellen kann. Die Single »Bellevue« ist ein Jahr alt, wurde wohlwollend in England rezensiert und ist sehr dünn. Skelettöser Gitar-

renbandsound (die neuen englischen Bands ... usw.) mit Cath Carrol als Songschreiberin mit Ansprüchen (»Die Rockmusik ist immer noch von »heterosexual politics« geprägt ... ich versuche, etwas anderes zu machen, aber keine Propaganda ... eher narrative Texte usw.«) und mit federleichtem, dünnem Stimmchen irgendwo zwischen Poly Styrene, den Raincoats und Maureen Tucker. Der junge schwarze Baßmann Paul verahrt sich allerdings gegen ins militant-feministische lappende Eingrenzungen. »Laßt Cath ihre Texte machen, aber ich gehe ins Fridge und tanze zu Nu Shooz und James Brown.«

Schließlich rangelt man sich wieder zusammen. Erstens versichert Cath Carrol den Jungs, daß sie nicht vorhat eine Karriere als weiblicher Tom Robinson aufzubauen, zweitens hält sie Lee Dorsey, Cajun-Musik, Annette Peacock und Claudia von Propaganda in Ehren, drittens hat man sich bei Konzerten auf die Coverversion von Leonard Cohens »Suzanne« geeinigt und darauf, daß, wenn es ein Gruppenvorbild gibt, es die Talking Heads zu sein haben (»aber nicht so neurotisch!« sagt sie), und viertens kann sich Miaow auf das Feindbild des Tages einigen, nämlich Lloyd Cole, als exemplarisches Versagen des »neuen« Songwritertums. Chris: »Wie ernst der sich nimmt. ...

THE MISSION

Sieg des Vergangenen

Es war der Abend der großen Abgrenzung.

»Geh doch nach Hause Platten hören, wenn du Sisters-Songs willst«, raunte Mission-Sänger Wayne Hussey einen vorlauten Kölner Konzertbesucher an, der lautstark alte Nummern forderte. Doch auch wenn The Mission den Zusatz »ex-Sisters of Mercy« so schnell wie möglich loswerden wollen und »1969« (als einzige Reminiscenz an frühere Tage) in einer abgedrehten Hochgeschwindigkeitsversion zum Besten gaben, verließen sie kaum das Genre.

Wie gehabt: düstere Gitarrenwände und schmerzvoller Gesang im Nebel zusammengemischt zur gefürchteten »wall of sounds«, bleiben weiterhin bestimmend.

Wer an den Neubeginn glauben wollte, mußte sich mit geänderten Nuancen zufriedengeben. Etwas lebhafter sind sie geworden, vielleicht rockiger und Mick Brown als ECHTER Trommler sorgte für Bewegung in der starren Bühnenpräsentation.

Den aufgedonnerten französischen Groupies und dem zahlreich erschienenen Schwarzkittel-Volk bleibt also auch in Zukunft ihr düster nöltendes Spielkind. Und zu »Serpentine Kiss« wurden dann die Fäuste zum okkulten Gruß gereckt ...

RALF MELATENFRIEDHOF



The Mission Foto: C. Seidel

»down the road in my cadillac-dark glasses – and I am feeling soooo miserable«, das sind doch echte Coffete-Klischees, der Mann muß noch mal zurück in die Schule.«

Showmann Morrissey kommt bei ihm viel besser weg, auch wenn die »vor langer Zeit wirklich gut waren, aber jetzt wo sie erfolgreich sind ...« Miaow nehmen das Wort Erfolg lieber noch gar nicht in den Mund, geben sich eher zurückhaltend britisch und bestehen darauf, daß man ja erst einmal »Erfahrung sammeln müsse«, bevor man sich an das »Covern von Fairport-Convention-Stücken« mache, aber dann ...

»Dann«, sagt Cath Carrol, »dann werfe ich meine Schreibmaschine aus dem Fenster.«

JUTTA KOETHER

EIN SAUGUTER ABEND (LONG VERSION)

An seiner unvergleichlichen Nase erkannte man ihn schon von weitem – ich war immer der Meinung, eine ausgeprägte, großzügige Nase ist die Auszeichnung jedes Individuums. Er stand am Mischpult und mixte den Sound der Vorgruppe. Ich erinnerte, wie ich ihn erstmals gesehen hatte, das war 1978 als neuestes und jüngstes Mitglied von The Fall, und er war wie ein babybespcktes unsicheres Schulkind.

Heute ist er der einzige Ex-Fall-Musiker, der noch aktiv ist, der einzige, den Smith nicht kleingekriegt hat. Marc Riley mußte The Fall verlassen, nachdem er den mächtigen Gruppenchef auf der legendären Australien-Neuseeland-Tour (1982 – da war „Lie Dream Of A Casino Soul“ die Nummer 1 der Neuseeland-Charts, und zwar nicht nur der Indie-Charts) in eine handfeste Schlägerei verwickelt hatte.

Ein stattlicher Mann im Ramones-Too-Tough-To-Die-Muskelshirt, der mit seinen Creepers moderne Rock'n'Roll-Mutation mittels ausgeprägtem R&B-Traditionsbewußtsein auf die Füße stellt. Wie es eben sein soll.

Riley: »The Fall spielten ‚Hey Bo Diddley‘ und machten daraus ‚Hey Marc Riley‘ und Smith sang ÜBER MICH! Also war meine Antwort ‚Marc Riley’s A Gunslinger‘ und ich warnte ihn, sich besser nicht mit diesem Typen anzulegen – went into town last night/lookin’ for this guy/lookin’ for a fight/rose on my chest an’ a gun on my hips . . . Da mußte er Angst kriegen.«

Spex: Ist „Shadow Figure“ auch über ihn?

Riley: »Nein! Nicht alles was ich schreibe ist über Smith! ‚Jumper Clown‘ ist über Smith, unsere Kloperei in Australien. Ganz schöner Blödsinn damals. ‚Hole 4 A Soul‘ soll

ja auch über Smith sein, sagen alle. Stimmt aber nicht. Ist jemand anders aus Manchester. ‚Shadow Figure‘ ist nur über’s heranwachsen!«

Spex: Gibt es andere bekannte Figuren, über die du Songs gemacht hast?
 Riley: »Bard Of Woking‘ ist Paul Weller. I wish I was a poet/shite poet storyteller/like the bard of Woking/ Paul Dimwit Weller/who loves the queen/and who votes tory/tell us a joke . . . denn 1977 hat Weller allen erzählt, wie toll die Queen und die Monarchie sind und daß die Konservativen okay sind, aber heute ist er ein echter Linker. Mit seiner schlechten Jazz-Gruppe macht er einen Song über Milton Keynes, welch ein beschissener Ort das ist, und all die Leute, die da leben, wurden mächtig sauer und sagten, okay, warum trittst du nicht mal bei uns auf, aber er hat sich nicht getraut. Später hat er sich dann für den Song entschuldigt. Unwichtiger Schwachkopf.«

(Milton Keynes = Neubaustadt nahe London, beliebter Veranstaltungsort für Freiluft-Festivals. Stillese Gegend, wo Weller Angst um seine Cremefarbigen kriegt und Rory Gallagher immer noch das alte karierte Hemd trägt, das er vor ca. 15 Jahren von Muddy Waters geschenkt bekommen hat. Love? Long Live Rory!)

Spex: Was gibt es aus Manchester zu berichten?

Riley: »Also, wir wohnen zehn Meilen außerhalb. Ansonsten scheint die Szene zur Zeit etwas seltsam zu sein. Da gibt es einen Stadtteil, Hume, wo so gut wie alle Bands wohnen, so ein billiges Sanierungsquartier. Sie leben in einer Art Gemeinde zusammen, so als würden sie alle dasselbe wollen.«

Spex: Haight Ashbury?

An der Nase eines Riley. Foto: U. Rehm



Like Punk Never Happened: Wax.

Foto: LFI/Photo Selection

Wax ist ein Duo, zusammengesetzt aus Graham Gouldman und Andrew Gold. Es existiert nur so aus Bock. Es gibt keinen Drang, keinen Druck, keine Notwendigkeit. Keine drohende Pleite. Nichts was unbedingt raus muß. Wax sind zwei ältere Herren, die ihrem Job nachgehen. Der ist Musikmachen.

Das Interessante an Wax: Beide, besonders Gouldman, haben jede Menge Pop-Geschichten geschrieben. Geschrieben im wahrsten Sinne des Wortes, denn aus Gouldmans Feder floß nicht nur jede Menge Material von 10cc (von denen er ein Viertel war), unter anderem „I'm Not In Love“, nein, schon viel früher, in den Goldenen Sechzigern schrieb er die Songs, für die ihm eigentlich auch heute noch jeder Sixties-Süchtige einen Altar errichten müßte, z.B. „For Your Love“ und „Heart Full Of Soul“ für die Yardbirds oder den Hermans-Hermits-Dauerbrenner „No Milk Today“. Gold war immer nur eine Legende der Westcoast. Solo, und vor allen Dingen als musikalischer Direktor von Linda Ronstadt.

Wie ordnen Gold und Gouldman die Pop-Geschichte? Gouldman: »Beatles, Police, Prince.« Gold: »Es gab schon immer viel Schrott, aber in den Fünfzigern und Sechzigern war es nicht so schlimm wie heute. Die Sex Pistols bewirkten Gutes, auch wenn ich sie persönlich nicht besonders mochte – die Clash waren schon eher mein Fall – und sie mir außerdem in einem Interview Prügel angedroht haben.«

10cc waren in den Siebzigern in England mit ihrer Pop-Song-Manie schon eine Ausnahme. Trotz des Boomens von Yes, Genesis und Emerson, Lake & Palmer wollte man die Flagge des Beatles-beeinflußten Teenage-Pop hochhalten. Als Gold zum ersten Mal mit Gouldman zusammentraf – er sollte bei 10cc in der Spätphase in produzierender und komponierender Weise aushelfen – war er nervös, zittrig und überaus respektvoll, sah er sich doch schließlich einer Persönlichkeit der „British Invasion“ gegenüber: »Ich dachte, wer bin ich, um sagen zu können, ‚Mr. Gouldman, der Gesang war aber nicht besonders gut.‘ Ihn zu überzeugen, daß er Fehler gemacht hat, wurde mit der Zeit leichter. . . « – . . . weil es so oft passiert«, ergänzt Gouldman, man lacht, und es wird deutlich, daß diese beiden Herren eine fruchtbare Zusammenarbeit pflegen. Beide lieben den japanischen Elektroniker Tomita, und darüber hinaus, wie wir alle, Prince und Prefab Sprout aber auch The Police, bzw. Tears For Fears, Dire Straits und Scritti Politti (Gold). Eine besondere Liebe hegen sie zu dem Duo Dave Stewart/Barbara Gaskin. Gold: »Die Musik meiner Träume!«

Und außerhalb der Welt der Musik, ist man sich da auch einig? Ratlosigkeit. Wissen sie nicht, müßte mal ausprobiert werden. Na gut, soll Reagan gehen oder bleiben? Gouldman: »Ich hoffe, daß er geht.« Gold: »Nicht mein Typ.« Na, also, klappt ja vorzüglich. Letzte Frage: Was wäre, wenn Gold und Gouldman nicht Musik machen würden? Gold: »Ich wäre vielleicht Schauspieler geworden. Oder Gärtner.« Gouldman: »Ich würde Gaddafi die Eier abschießen.« **DETLEF DIEDERICHSEN**

Riley: »Nicht ganz so schlimm. Nur stimmt der Schein nicht, unter dem sie leben.«

Spex: Wie groß ist der Einfluß der Smiths?

Riley: »Immens. Überall in England gelten sie als das angesagte Ding. Pop-Archetypen, wie der NME sie liebt. Sie werden von den jungen Bands kopiert, wie auch Orange Juice und The Fall.«

Spex: Deine Meinung über The Fall scheint noch immer sehr hoch zu sein . . .

Riley: »Ich habe sehr viel Respekt für alles, was sie tun. Sie machen den bewußten Versuch, mehr Leute zu erreichen, und ich finde es richtig, auch daß ihre Musik sich zu ändern beginnt. Und sie haben noch immer viel mehr großartige Songs als öde Momente.«

Spex: Wie bist du damals eingestiegen?

Riley: »Direkt von der Schule, im Mai '78. Da war ich sechzehn.«

Spex: . . . aus dem nie versiegenden Reservoir der Fall-Nachwuchsorganisation.

Riley: »Haha, genau. Ich war mit Craig Scanlon und Steve Hanley befreundet und wir hatten eine Band. Dann wurde ich Roadie bei The Fall, sie waren meine Lieblingsband. Also ich war Roadie, dann wurde ich Mitglied. Craig und Steve wurden dann für mich Roadie und später ebenfalls Mitglieder. Dann war Steves Bruder Paul Roadie und so weiter. Das ist eine sehr gute Methode – man sagt einfach jemandem, den man kennt und dem man vertraut, daß man ihn als Gitarristen braucht.«

Spex: Sind die beiden neuen Creepers-Mitglieder eure ehemaligen Roadies?

Riley: »Nee. Mark (Tilton, der dicke, rotblonde Gitarrist) spielt seit über sechs Jahren. Ich kannte ihn seit der Anfangszeit der Membranes. Phil (Roberts, der in sich gekehrte Bassist) hat bei uns vorgespielt und irgendwie erinnerte ich ihn von einem Fall-Konzert vor ein paar Jahren.«

Spex: Wie geht es deinem InTape-Label?

Riley: »Keine Ahnung. Jim (Khambatta, der schlacksige Lockige) macht die ganze Arbeit. Ich habe kaum Einblick.«

Spex: Werden Terry & Gerry es je in die Charts schaffen?

Riley: »Sie haben zu kämpfen, doch sie wollen unbedingt den Erfolg. ‚Butter's On The Bread‘ war ihr bestes Stück, aber es war über den Streik – also keine Charts. Jetzt suchen sie den Kompromiß, und das tut ihnen überhaupt nicht gut.«

Spex: Welche Bands hat das Label abgelehnt?

Riley: »Viele. Die bekanntesten sind wohl Bogshed und Age Of Chance. Die gefielen uns nicht besonders.«

MICHAEL RUFF





The Two Johns: It's Immaterial. Foto: Ian McKell

CHRISTIAN HOUND

Demnächst in Ihrem Zwinger

Reife entsteht bekanntlich durch das Sammeln von Erfahrungen. Wer „Budgerigar“, die Debüt-LP des Dortmunder Christian Hound kennt, wird ihr, ganz unabhängig von subjektiven Geschmacksvorstellungen, ein gewiß nicht geringes Maß an musikalischer Reife zugestehen. Veröffentlicht bei Constrictor, verleugnet „Budgerigar“ nicht die Handschrift des Mentors Phillip Boa, der produzierend auch einige von seinen Soloalben bekannte Gimmicks auf Christians Album unterbrachte. Auffällig sind die harten, elektronisch verfremdeten Trommelsounds von Voodoo (Phillip Boa) und Michael Fischer, die Hounds Musik einen guten Schuß Aggressivität verleihen. Das gezielt eingesetzte, von Experimentalklänge bis zu eindeutigen Heavy Metal-Attacken reichende Gitarrenspiel von Christian Hound tut ein übriges, den Energiegehalt des Longplayers noch einmal zu steigern. Gemessen an der doch erstaunlichen Reife dieser Platte müssen größere Mengen an Erfahrung in die Produktion hineingeflossen sein. Der tiefe Ausdruck dieser Erfahrungen mag vielleicht im Alter des Christian Hound begründet sein. Reife ist ja schließlich auch eine Sache des Alters. Das wird in diesem Fall mit 29 angegeben, obwohl der Gitarrist und Sänger eigenen Erzählungen zufolge

schon im zarten Alter von zwölf die erste Ukulele geschenkt bekam und seitdem auf eine, wie er selbst sagt, 20jährige Musikerlaufbahn zurückblicken kann. Absichtlicher Widerspruch?

Die Antwort ist »ja«, denn Christian Hound trennt strikt zwischen Arbeit und Kunst, zwischen Broterwerb und Musik. Obwohl er auch von den Erfahrungen dieses anderen, unter bürgerlichem Namen als Art Director arbeitenden Christian profitiert, ist jener bei unserem Interview deutlich im Wege. Wir einigen uns schließlich darauf, die Identität nicht zu lüften.

Das Spiel mit Verschleierungen, Zufällen und Verwandlungen ist ständiger Wegbegleiter des »christlichen Hundes«. Als Studiomusiker in New York und London machte er die Erfahrung, wie es ist, für bekannte Musiker Stücke einzuspielen, minimale Gagen zu kassieren, um dann zu ewigen Stillschweigen verpflichtet zu sein. So darf er auch nicht bestätigen, daß er auf dem ersten Album von Killing Joke diverse Gitarren bediente, ähnlich wie es auch Chris Spedding auf dem ersten Sex-Pistols-Album tat.

Analog zu den musikalischen Eindrücken sammelte Christian Hound viele visuelle Images, die er mal mit Ölfarbe, mal mit Kreide umzusetzen weiß. Dieses Hin- und Hergerissen sein zwischen Auge und Ohr hat ihn früh sensibilisiert. Mag vielleicht das Kunststudium etwas die malende Seite seines Wesens ausgeprägt haben, kommt ihm andererseits diese

Ausrichtung auf das visuelle Moment auch in seiner Musik zu Gute. So sanft und ruhig sich der kräftige, über einsneunzig große »Hund« in der Unterhaltung mit mir auch präsentierte, live dürfte bei ihm, nimmt man seinen Erstling zum Vergleich, eher die Sau los sein (jedenfalls aus der Sicht der Tiere). Die obligatorische Frage nach einer Tournee beantwortet Christian Hound dann auch mit einem wilden »Ja, aber nicht vor 87«.

Christian Hound, der Gitarrist, sucht nämlich verzweifelt nach einem zweiten Gitarristen, der seine hohen Ansprüche befriedigen kann. Anzeigen haben ihn bis jetzt nicht weitergebracht.

JENS-MARKUS WEGENER

Ja, ja, eh '87: Christian Hound. Foto: U. Böckler



IT'S IMMATERIAL

MEIN REDEN SEIT 33

It's Immaterial sind John und John. John, der aussieht wie einer, der verfremdete Fotos als Kunst verkauft und in der Band für Gesang und Worte zuständig ist, und John, der weiche, blonde, der beim Schulsport gehänselt wurde und jetzt für die Musik verantwortlich zeichnet. Beide stammen aus Manchester und leben in Liverpool, und ich hatte schon vor vierhundert Jahren (genauer: fünf) mal eine Single von ihnen in „Sounds“ besprochen. Sie hatten seitdem bei ungefähr jedem englischen Indie-Label sowie bei Beggar's Banquet und WEA für je eine Single einen Vertrag und sind jetzt bei Siren, einem Virgin-Sub-Label. Über die Jahre ist ihre Vertrautheit, miteinander ihr raffinierter Musikgeschmack und ihre Hartnäckigkeit ins Monströse angeschwollen. Mag ihr ursprünglich angeborenes Temperament milde (John Musik) bis dezent-aufdringlich (John Wort) gewesen sein, heute wissen sie nur zu genau, was sie wollen. Sie sind wie Colorbox in zehn Jahren. Sie denken sich Sachen aus – da biegen sich alle Balken (gar nicht mal das Schlechteste, wenn Balken das tun). „Ed's Funky Diner“ ist die Verarbeitung eines Werkes des schlechten US-Künstlers Ed Kienholz (vgl. auch Danielle Dax) und enthält einen Teil ihrer Gedankenmasse zu dem Problem, daß sie US-Musik lieben und dann doch wieder nicht. Daß sie verfremdete US-Musik machen wollen. Der andere Teil findet sich in „Drivin' Away From Home“, einer konzeptuellen Bearbeitung des Road-Song mit Zitaten aus „Route 66“ und Witzen über Kerouac-Fans. Ideenreich und leicht gequält, wie nicht anders zu erwarten: sie sind schon mit Prefab Sprout verglichen worden. Hermetische Geschmacksbildung unter engen

Freunden und Kulturimperialismus sind, wie so oft in diesen Tagen, ihre Lieblingsthemen. Was soll ich sagen: vielleicht wird noch Großes aus den Jungs, obwohl: mein Instinkt als alter Rock-Hack sagt mir das eher nicht, zu nett, zu gute Menschen, vor allem John Musik. Die Was (Not Was) des UEFA-Cups. Sie lieben den Film „Night Of The Hunter“ über alles. Ich heiße Diedrich, aber du kannst auch Lilian Gish zu mir sagen. Zu große Einigkeit zwischen Künstler und Kritiker in der Theorie wird in der Praxis vom Weltgeist bestraft. »Was für ein nettes Geplauder!«, verabschieden sie sich und meinen es nett.

DELBERT DIEDERICHSEN



Foto: W. Wesener

DIE BEATBOX TRIFFT DEN REVEREND

2. Juli, Mittag, Battery Park. Nieselwetter. Trotzdem lehnen schon zwei Tage vor dem großen Zirkus zahlreiche Leute am Zaun und gaffen von Manhattans Südspitze zu jener bestimmten Statue hinüber, die aber von hier aus eh nur klein wie ein Bleistiftstummel wirkt. Etwas weiter im Park drin, von den Patrioten am Geländer nicht beachtet, trifft vor kaum 150 Menschen der schwarze US-Politiker Nummer eins auf den originellsten und wohl bedeutendsten jungen Rapper. Jesse Jackson meets Doug E.

DOUG E. FRESH

Fresh. Jackson kam immerhin mal in die Vorrunde als Präsidentschaftskandidat, eine eindrucksvolle Erscheinung und ein brillanter Rhetoriker; aber das, worüber er hier mit Vehemenz redet, scheint eines der Themata zu sein, die der durchschnittliche amerikanische Patriot schon normalerweise ärgerlich übergeht und zu diesem Zeitpunkt wohl ganz aus dem Bewußtsein gekippt hat: Penner, Bag-Ladies, Homeless-People. Jene Gestrandeten, denen zur Freiheitsstatue nur noch der Wunsch einfällt, die Fackel möchte doch ein Humpen mit Freibier sein. Jacksons Tiraden gegen eine verfehlt Sozialpolitik im allgemeinen verhallen im Regen, Doug E. Fresh erscheint an der Bühne, eine Traube kreischender Teenager im Schlepptau. Die Plattenteller konnte man infolge des Regens nicht aufbauen. Doug E. begnügt sich mit dem Klatschen des Publikums und legt eine Anti-Reagan-Reimerei vor, wie man sich das sonst von den politisch „neutral“ operierenden Rappern – von Leuten wie Brother D mal abgesehen – kaum gewohnt ist. Opportunismus kann eine solche Anteilnahme wohl auch nicht genannt werden, zur verhandelten Thematik wären auch bei bestem Wetter zu diesem nationalheiligen Zeitpunkt nicht viel mehr

Leute erschienen; eine feine Balance zwischen Werbetrick und Engagement pendelt sich aber wohl doch ein.

Denn Doug E. hat eine LP fertiggestellt. Und die neue Maxi „All The Way To Heaven“ kam gerade raus. Wo gleich zu Beginn die Ambitionen verkündet werden: »Rap/ These are the prime years/ and we are the members of the Get Fresh Crew/ on a lifetime-mission to explore new beats and cuts/ to take Rap beyond the borders/ that no other rapper has ever thought about before.« Ein Anspruch, dem entsprechende Taten folgen müssen; was Doug E. Fresh mühelos gelingt, da sich seine ganze Arbeitsweise, seine sensibilisierte Vision von Rap und die (von Gott verpaßte . . .) Originalität seiner äußeren Erscheinung ihn klar vom Hauptharst anderer neuer und älterer Rapper unterscheidet und abhebt. *Oh My God* wird die LP heißen, sie ist Gott gewidmet und der wird zweifellos über Verse wie die folgenden lächeln: »Messages from God/ that are sent for me/ 'cause I'm just like Moses/ no one knows this/ the way I set my lifestyle shows this . . .«. Mit Leichtigkeit werden irrwitzige Kombinationen hergestellt, zwischen Morgentollette (bevorzugte Zahnpasta: Crest), Gebet mit Hand auf der Bibel und einer lustigen Sicht des Allmächtigen, manchmal eher getoastet als gerappt und alles auf der Basis eines locker hüpfenden Go-Go-Beats. Die Adaption von Go-Go, bei Kurtis Blow etwa zur zweiten Natur geworden, ist für Doug E. eher im Zusammenhang mit einem Konzept der Vielseitigkeit zu sehen. Er spielt zwar kein Instrument, dafür ist er anerkanntermaßen die „Original Human Beatbox“ (Maxi-Titel), ein Phänomen, mit dem zunächst die Fat Boys über die Grenzen von New York hinaus bekannt geworden waren, da sie vor Doug E. Fresh eine Platte mit rhythmischem Gepruste auf den Markt brachten. Heute setzt Doug E. seine Beatbox-

Fähigkeiten weise und klug sparsam ein – dafür äußerst effektiv, in „All The Way To Heaven“ im Kontrast zu plärrenden Trompeten.

Keine Grenzen. Die entstehende LP scheint jedenfalls den Rahmen bisher üblicher Rap-LPs zu sprengen und auch über das hinauszugehen, was andere Top-Leute wie LL Cool J oder Run-D.M.C. gerade eben herausbrachten. »Das Album und „All The Way To Heaven“ sind Gott gewidmet, denn ohne Gott würde alles das, was passiert, nicht geschehen. Die Songs, von 0 bis 7, sind sehr unterschiedlich, jeder repräsentiert etwas ganz bestimmtes, ist einer bestimmten Thematik gewidmet. „Nothin“ handelt von den Problemen um Crack, „Lovin' Every Minute Of It“ ist über den Fun, den wir haben und „Play This Only At Night“ soll die Leute auf dieser Seite der Welt darauf aufmerksam machen, daß für Leute auf der anderen Seite, z.B. in Südafrika, die Zeiten schlecht sind. Die Songs sind Widmungen, aber immer auch Fun, wir geben den Fun nie auf.«

Den Rap-Overdub-Aufnahmen zu „Play This Only At Night“ habe ich im Studio beigewohnt, andere Teile der LP gelegentlich zu hören bekommen. Doug E. arbeitet mit seinen zwei DJs Chill Will und Barry B (die beide wie er aus der Karibik stammen und später nach Uptown New York umsiedelten) sowie seinem Manager Dennis Bell und dem Produzenten Ollie Cotton zusammen. Sollte das, was ich bisher zu hören bekam, stellvertretend für die Qualitäten der ganzen LP sein, dürfte hier ein Meilenstein heranreifen und ins Rollen geraten. Erstaunlich ist „Play This Only At Night“, dem eine schleppende hypnotische Rhythmus-Textur, wie sie so direkt aus der weißen Depro-Ecke stammen könnte, zu Grunde liegt, alle Limitierungen und Vorstellungen von dem, was Rap musikalisch angeblich zu bieten haben sollte, über den Haufen werfend. Doch sind die Strukturen der Songs strikt Hip Hop, origi-

nale Rap-Neuschöpfungen und nicht – wie im Falle von Run-D.M.C. etwa – Fusionen zu Gunsten einer irgendwie gefälligen Öffnung in Richtung Weiß. „La-Di-Da-Di“ und „The Show“ sind ebenfalls in Versionen auf der LP, allerdings ist Slick Rick, dessen Genäsel wesentlich zur Attraktivität von beiden Songs beitrug, inzwischen abgesprungen und zu Def Jam übergelaufen. Mit diesen beiden Großfolgen hatte Doug E. neue Normen gesetzt, dem gängigen Rap-Macho-Image, von Run-D.M.C. nach wie vor gepflegt, wurde in „La-Di-Da-Di“ ein Typ entgegengehalten, der nach piffigster Morgentollette auf der Straße als verletzbarer Hübschling von Frauen fertig gemacht wird; eine bewußte und clevere Umkehrung gängiger Hip-Hop-Klischees. Rap in einer sensitiven, fantasievollen Phase, deren Möglichkeiten plötzlich unerschöpflich zu sein scheinen; wo es nur ein Vorwärts zu geben scheint, man mit keinen müden Revivals zu rechnen hat und man dank unbedingt notwendiger Brauchbarkeit auf der Straße und in Hinterhöfen nie eine präntöse Intellektualisierung befürchten muß.

HANS KELLER

Skinhead-Forschung:

Anläßlich des allgemeinen Kesseltreibens gegen Herbert Egolts Rock'O'Rama-Records bzw. gegen die Songtexte der Bösen Onkelz demonstrierte nicht nur der Rockerclub „Kuhle Wampe“ in der Kölner Weidengasse, sondern auch das westdeutsche Vorabendmagazin „Aktuelle Stunde“ wollte sein Scherflein zur Faschismus-Enthüllung beitragen. Die akustische Beweisführung lieferte Fasagas „Pogo in der Straßenbahn“ (eine blütenreine Fun-Punk-Nummer!); gesungen übrigens vom gefürchteten Politroker Dirk Sch-Oi-ring.

TYPEN AUS SAMT UND SEIDE

Ich erinnere mich. Ja, ich muß mich wieder erinnern. Es war Anfang der 70er, als ein „Zeit“-Autor von den ernsthaften, klugen, jungen Ex-Led-Zep-Fans erzählte, die heute (damals) nur noch ganz frühen Folk-Blues hören würden: Robert Johnson, Son House oder Lightnin' Hopkins. Ich erinnere mich an diese Typen, es gab sie wirklich und ich war kurz einer von ihnen: schwarze Samtjacken, weißes Oberhemd, Breitcord-Hose. Bürgerlich-schöne Seelen, unentschieden bei der existenzphilosophischen Wahl zwischen Glam-Rock und Free Jazz.

Peter Astor ist einer von ihnen, seine Band, The Weather Prophets, eine kühle, saubere, britische Blues-Band, elegant, manchmal entfernt an Peter Green in der ganz frühen Fleetwood Mac erinnernd, wenn auch nie so exzessiv begabt wie dieser etwa bei seinem „The Supernatural“ als Mitglied von John Mayalls Bluesbreakers. Astor lacht amüsiert, als ich ihm sage, daß mich sein Gesang bei seinem Robert-Johnson-Cover „Stones In My Passway“ an Al Wilson von Canned Heat erinnert, und wendet ein, kein dicker Mann zu sein. Nein, nicht der dicke, das war Bob Hite, Al Wilson, „Blind Owl“, der Schüchterne, der Selbstmord begangen hat. Ach so ja, er kenne sowieso nur „Goin' Up The Country“. Er bevorzugt eben den originalen Stoff, auch wenn er jeden Purismus von sich weist, als ehemaliger Rockjournalist natürlich auf die obligatorische »Large Variety« von Musik verweist, die er hört. Ja und natürlich ist da noch die andere Musik, die eine schöne, schnöselige (aber nicht eingebildet-schnöselig, eher aus Mißtrauen gegen das Unreine schnöselig) Seele lieben muß: NY '76. Television ist ihm das Schönste und Richard Hells wirklich sehr schönes „Time“ hat er mit seiner letzten Band The Loft – die waren noch etwas wilder, unsauberer, durcheinanderer und verwechselbarer – gecovernt, Lenny Kaye produziert die nächste Single: Alles wunderbar klar und ungefährlich.

Die aktuelle Single „Almost Prayed“ – hier läuft die Band zur wildesten Form ihres Lebens auf, fast schon schnell – ist hundertpro auf Cales Steife-Finger-Piano-Begleitung von „I'm Waiting For The Man“ aufgebaut. Ich habe nichts gegen diese Samttypen, nur eines Tages wird es an ihrer Tür klingeln und ein Sack „Comin' Your Way“-Singles von Fleetwood Mac wird sie angrinsen und sie auffordern, sich nicht weiter so unverschämt wohlzufühlen in anderer Leute Elend (wo sie doch ein eigenes haben). Man kann es übertreiben mit der Eleganz: Blues als Idealismus? So war das nicht gedacht. Nun, Astor ist eine Persönlichkeit im Aufbau. Er sieht gut aus, eher nach Oxford-Drop-Out als nach on-the-dole, wo er sich einordnet. In ein paar Jahren könnte er gut die Musik für Wim-Wenders-Revival-Filme (finanziert vom British Film Institute, gedreht in ausgestorbenen Industrielandschaften in Manchester) schreiben und in Nebenrollen die Zuneigung intelligenter, aber zweifelnder 19jähriger einfahren. Vorausgesetzt er bleibt sauber. ■

DIEDRICH DIEDERICHSEN



3. v.l.: Pete Astor, gewinnend (Blumentöpfe).

TOSHINORI KONDO

24 STUNDEN SEX, SEX, SEX.

Guter Mann, das! Eine Crossover-Koryphäe! So einen Interviewpartner wie Kondo mit seinem ja doch imposanten Background nimmt sich Unsereins nun 'mal nicht zwischen-durch locker zur Brust. Nein – da stellt man sich auf einen seriösen Mittvierziger ein, schreibt vorher pflichtschuldigst einige einem halbwegs intelligent scheinende Fragen auf ein Stück Papier. Dünkt sich ob ein paar selbstverfaßter Elaborate über Japan-Pop bestens informiert. Weiß vage um die Free-Jazz-Vergangenheit des Herrn. Kennt seine völkerverbindenden kulturpolitischen Meriten in Japan und Korea. Hat im Zusammenhang mit Kondos eigenen Platten den Namen Bill Laswell fallen hören, bei den Credits der letzten Sakamoto-LP aufgemerkt etc. usw.

Und dann begegnet man diesem exotischen Kosmopoliten realiter in einem inmitten einer gräulichen Schwagerkleinbürger-Siedlung gelegenen Club am Deckelrand des Ruhrpotts! Erlebt ein lodernd intensives Kamikaze-„ORAV“-Orchester mit furioser Fusion-Musik bester New York-Trash-Prägung: alles vorne, alles brutal laut, alles klangspalterbrei, alles prima Heavy-Metal-mäßig, alles Druck und Donner und Doria! Erhält das Bild eines schwitstrahlenden Energiebündels, das in einer Art Entengang – Tai-Chi-Bewegungen! – versicherte mir eine spirituell geschulte Bekannte – über die Bühne stapfte, bei dem mir (verhängnisvollerweise) dauernd

dieser kleine geile Japs mit dem gerade genitalbedeckenden Kimono aus Henry Millers „Sexus“ einfällt. Nicht zu Unrecht: »Live-Auftritte sind wie Sex, Sex, Sex. Die japanischen Musiker sollten viel häufiger auf die Bühne steigen. Platten machen ist dagegen wie kaputter Sex. Neurotisch. Das reicht nicht. Man muß guten Sex machen, um mit einem Mädchen zu kommunizieren«, lautet denn auch Kondos kurioses Credo.

Mit seiner Band Ima arbeitet der Japaner in erster Linie live, in ihr prallen die unterschiedlichsten musikalischen Hintergründe der Mitglieder aufeinander: Gitarrist und Bassist. Reck beispielsweise lebte schon vor zehn Jahren in New York und spielte dort mit James Chance und Lydia Lunch zusammen, sein Drummer Yamaki ist wohl der beste, versierteste Studio-Schlagzeuger in Japan und hat von Rock, Jazz bis zu jeder Art von Pop-Musik alles gemacht. »Ich mache die Musik wirklich mit der Gruppe gemeinsam. Ich könnte sie leicht allein machen, brauche aber die Spannung, die entsteht, wenn gute Musiker zusammenspielen. Dabei kommt einfach mehr raus. Bessere, größere Musik! Ich selbst bin so klein und unbedeutend!«

Hat Kondo irgendwas mit dem Techno-Pop-Movement made in Japan gemeinsam? »Ich bin der Meinung, daß „Techno Music“ mit der Atombombe auf Hiroshima angefangen hat – also hat der Sound der

Atombombe die „Techno Music“ ausgelöst. Um jedoch nukleare Energie zu gebrauchen, benötigt man selbst viel Power, starken Willen und enorme Kraft. Nur sehr wenige Musiker kommen damit wirklich klar. In der Regel lassen sie sich von der Technologie eher verführen, weil sie keine echte Macht darüber haben.«

Und sein persönlicher Umgang mit fortschrittlicher Sound-Technologie? »... ist einfach. Die meisten Maschinen werden in Japan hergestellt und man kann sie umsonst benutzen. Es gibt da prinzipiell nur zwei Wege: entweder das bescheuerte, aber hilfreiche Billig-Zeug oder den absolut teuersten Kram der Welt, noch kostspieliger als der große IBM-Computer.«

Wenden wir uns seinem eigenen Schaffen zu – warum er Japan 1978 verlassen habe: »Ich war damals einfach vollkommen fertig und durchgetickt. In Tokio gab es niemanden, mit dem ich zusammen spielen wollte. Keine Gigs, kein Geld, nichts.« Und Bill Laswell? »Oh, ich kenne ihn schon sehr lange. '78 oder '79 traf ich ihn in New York auf der Straße. Wir jammten dann zusammen und gründeten eine Band namens „The Wild Mad Music“, mit Fred Frith an der Gitarre, Henry Kaiser, und dem heutigen Scritti-Politti-Schlagzeuger Fred Maher. Bill kam nun gerade nach Tokio, als ich an „Taihen“ arbeitete – und ich fragte ihn einfach, ob er »überkommen und mixen könne«. Er half mir wirklich sehr.« Würde er, Kondo, denn diese Musik und sein aktuelles Material auf „Metal Position“ als Pop-Jazz bezeichnen? »Nein, auf keinen Fall. In meiner Musik existieren viele Stile nebeneinander: New Wave, Rock, Jazz, japanische Musik u.a. Tokio ist das Welt-Informationszentrum. Das spiegelt sich in meiner Musik und meiner Band wieder – eine futuristische Konfusion! (...) Wir verfügen als Japaner über einen immensen Vorrat an Improvisation, der sich aus der Philosophie des Zen-Buddhismus ableitet. Dort muß man 24 Stunden am Tag improvisieren, sonst ist man kein improvisierender Musiker.«

māx ■



Futuristisch konfus: Toshinori Kondo. Foto: P. Gall



Unmittelbar vor der Aufführung: The Church. Foto: M. Holzer

D A S L E T Z T E I N T E R V I E W

The Church sind keine Band für ein Interview. Sie machen ihre Musik, und die steht für sich, und sagt man etwas dazu (eine grob fahrlässige Handlung!), ist es immer falsch, weil kategorisierend, bestimmend, interpretierend. The Church würden die Interpretation (den Artikel, den Pop-Journalismus) am liebsten abschaffen, verschreiben sie sich doch einer der abgeschmacktesten und reporterunfreundlichsten Attitüden, die es so gibt: Sie sagen alles durch ihre und mit ihrer und in ihrer Musik. Entweder man mag sie, oder man mag sie nicht. Hätte ich das gewußt, hätte ich mir andere, böseartige, ja Quiz-Fragen aus der Rock-Geschichte ausgedacht.

THE CHURCH

Später, im Laufe des Gigs, versteht man alles. Nur wenn sie da vorne stehen und ihre Stücke spielen, sind sie glücklich. Richtig glücklich. Der glückliche Peter Koppen an der Gitarre, der verträumt-glückliche Steve Kilbey, der, wenn er gerade einmal das Mikrophon verläßt, seinen Kopf in Wogen der Erfüllung gen Himmel (respektive niedriger Luxur-Decke) richtet, die Augen natürlich geschlossen. The Church waren – mit Verlaub gesagt – live die kleinen Brüderchen von U2, die es fertigbrachten, ab und an wie Hawkwind, die Sex Pistols und eine der unzähligen Bands aus der Gitarren-Dröhn-Fraktion zugleich zu klingen. Gut, um Gitarren geht es. Von der

neuen LP „Heyday“ einmal abgesehen, die irgendwie dieses Inferno schon andeutete (Schnecken-empo-Punk & Tangerine Dream & Bob Dylan), von diesem Album einmal abgesehen, hätte man eher eine an den Gitarrensounds der Sixties orientierte Band erwarten dürfen. Doch Steve Kilbey und Peter Koppen schieben dieser (wie jeder anderen) Einordnung einen Riegel vor: »Es ist nicht 70er, nicht 80er Musik, kein Punk. Es ist kein 50er Rock'n'Roll, keine Sixties-Sache. Wir nehmen Dinge von überall. Was paßt, brauchen wir.« Wer tut das nicht. Aber wie sie die Gitarren spielen, klingt nun mal mehr nach den Byrds als den Sex Pistols. »Nein, es ist keins von beiden.« Steve Kilbey ist etwas genervt. Jetzt muß er mir doch noch erklären, was sie inspiriert: »Gefühle und Atmosphären beeinflussen uns mehr als die realen Dinge, die diese Gefühle auslösen. Diese Gefühle sind nicht greifbar – deshalb machen wir Musik, beschreiben sie, weil wir sie nicht in Worte fassen können.« Oh, Gott, die tausendste Variation üblich-imbezilen Meta-Gequassels: Musizieren als Abarbeitung der Gefühlswelt auf einer höheren Ebene. Was macht man da? Man stellt weitere Fragen, insistierend wie ein Dreikäsekoch: Was sind das für Gefühle, die euch leiten? »Wer weiß? Das kollektive menschliche Unterbewußtsein.« Steve Kilbey ist wenigstens konsequent hartnäckig: »Als ich die Texte für „Heyday“ schrieb, wußte ich nicht, was ich tat. Ich saß einfach

da und ließ einfach alles aus mir herausströmen, was kam.« In das weitere Hick-Hack um unterbewußte Vorgänge beim Songwriting steigen wir hier nicht mehr ein – halten wir uns lieber an Faßbares. The Church wurden 1980 in Sydney, Australien, von Steve Kilbey, Peter Koppes und Marty Willson-Piper gegründet; kurze Zeit später schon stieß der heutige Drummer Richard Ploog dazu. Steve Kilbey legt keinen besonderen Wert darauf, daß The Church eine australische Band sind: »Wir könnten aus Köln, Tokio oder vom Nordpol sein. All diese Dinge haben nichts mit unserer Musik zu tun.« Ja, was denn überhaupt noch, will ich schon fragen, bleibe aber stumm, eingedenk der Tatsache, daß alle Dinge unbewußt ablaufen . . . Nun, The Church feierten in Australien schnell Erfolge und tourten bald durch Amerika, England und Europa. Von ihren bisher fünf LPs ist „Heyday“ wohl die vielschichtigste, „Seance“ gefällt mir aber am besten. Diese Platte dokumentiert ziemlich genau den historischen Moment, als New Wave auf die Byrds stieß: etwas zu klobige, zu satte Rhythmen im Kontrast zu warmen, verspielten Beat-Melodien. „Electric Lash“ ist eine Meisterleistung in diesem Genre. The Church haben sich inzwischen verändert – benutzen jetzt Streicherarrangements, die andere Australier (Saints, Go-Betweens, Trifids) schon längst entdeckt hatten. Kilbey sagt dazu nur, es gebe keine musikalischen Richtungswechsel, er bezeichnete es als »Mäandern«.

Irgendwohin gehen sie, wohin, wissen sie selbst nicht. Das sei wie in einer Ehe, die Sache (die Band) zusammenzuhalten sei das wichtigste. Kommentar überflüssig. Eins noch zum Schluß Kilbey und Koppes waren nicht nur nette Gesprächspartner, sondern später an der Theke von ihren Unterbewußtseins-Theorien kuriert. Da konnten sie von Australien und ihren Freundinnen erzählen. Und das war etwas ganz anderes.

FRANK SAWATZKI

ETON CROP

EINST WIE JETZT

Richtige Jungs mit Bierdurst, lauten Stimmen und kurzen Hosen, Freunde aller scheppernden, lauten englischen Garagenbands und eine sehr gute Anheizer-Band, wenn man weiß, daß danach noch das reelle, heißt erwartete, DING kommt. Sie sollten Gelegenheit bekommen, bei einer wirklich bekannten Band im Vorprogramm zu spielen, um deren Fans mit unpretentiosem Rock'n'Roll im Sturm zu begeistern.

Schade, daß sie meist wie eine wakkere, weniger lustige Ausgabe der Three Johns klingen. Die wohlgemeinten, nicht-schlechten Songs werden gegen Ende des Sets von einigen Punk-Klassikern abgelöst, die im Endeffekt doch viel heller leuchten als das brave Repertoire ihrer LP „It's My Dog, Maestro“. Also: Don't think too much, just dance!



Jello Biafra, politisch aktiver Mensch (er ließ sich 1979 zur Wahl des Bürgermeisters von San Francisco aufstellen und konnte 3,5 Prozent aller Stimmen auf sich vereinigen) und nebenbei Sänger und Kopf der **Dead Kennedys**, ist Opfer einer Anklage des Beigeordneten Michael Guarino von Los Angeles geworden. Der sieht in dem zur letzten LP „Frankenchrist“ beigelegten Poster mit einem Gemälde des „Künstlers“ und notorischen Blondie-Schrecks H. R. Giger – alles prall gefüllte männliche Geschlechtsorgane – eine Gefährdung der amerikanischen Jugend. Biafra droht jetzt eine Strafe von 2000 Dollar oder sogar ein Jahr Gefängnis. Für den Fall eines Schuldspruchs befürchtet Biafra eine Zensur für andersdenkende Musiker, Dichter, Filmmacher, Schreiber und Verleger, sozusagen als direktes Resultat der Bemühungen rechtsreligiöser Gruppen, solche Künstler zu behelligen, die ihre Moralvorstellungen nicht teilen. Um anfallende Kosten zu decken, ist der **No More Censorship Defense Fund** gegründet worden. Kontakt und Spenden an: P.O. Box 11458, San Francisco, California 94101. Durch diese Anklage verzögert sich übrigens die Fertigstellung der vierten LP der Dead Kennedys, die allerdings schon einen Namen hat: „Bedtime For Democracy“.

Medienexperte und Soul-Bruder Nr. 1 des New Musical Express und SPEX-Mitarbeiter **Stuart Cosgrove** fröhnt in seiner knapp bemessenen Freizeit seiner größten Leidenschaft: schottischer Fußball. Schon seit Jahren begleitet der Schotte sein Nationalteam auf allen Auslandsreisen. Logisch, daß er in Mexico nicht fehlen durfte. Wegen Schwierigkeiten bei der direkten Einreise nahmen er und seine Kollegen den Umweg über Houston/Texas in Kauf. Im Flugzeug aber zeigte sich das Bordpersonal wenig erfreut über die ja gerade sprichwörtliche Trinkfreudigkeit eines echten Schotten und verwies die Hooligans des Flugzeugs. Am Boden wurden sie kurze Zeit von der Polizei festgesetzt, bevor sie dann die Reise in das Land der Fußballweltmeisterschaft 1986 fortsetzen konnten.

Britische Fußballleidenschaft bewiesen auch die **Housemartins** und ihre Vorgruppe **Three Action** auf ihrer England-Tour. Eine Reihe von Spielen war angesetzt, wobei sich allerdings schnell herausstellte, daß die Housemartins ihrer Vorgruppe unterlegen waren und dementsprechend eine härtere, uruguayische Gangart an den Tag legten. Einem solchen Schlag fiel dann Gary Action zum Opfer, der alle weiteren Spiele mit Gips ums Knie absolvieren mußte, ohne daß aber die Housemartins diesen Vorteil ausnutzen konnten.

Ohne dafür zu können, waren die **Stranglers** auf ihrer Tournee in Polen plötzlich in einer internationalen, Sozialismus-weiten Fernseh-Live-Übertragung. Die Gelegenheit wurde Stranglers-konsequenz genutzt. **Cornwall** machte Reagan-Gorbatschow-Witze, **J. J. Burnell** zog Schuhe und Socken aus und zeigte den TV-Kameras seine Schweißmanken, während **Jet Black** in alter Punk-Rocker-Manier sein Schlagzeug zerschmiß.

Einen neuen Anlauf versuchen **Patsy Kensit** und ihre Jungs von **Eighth Wonder**. Sie weilt in New York zwecks Aufnahmen für eine neue Platte unter väterlicher Führung von Mike Chapman. 10jährigen Geburtstag feiern zur Zeit **The**

Damned und ihr altes Plattenlabel **Stiff**. Aus diesem Anlaß wird ein Live-Konzert im Roundhouse von 1977 zum damaligen Geburtstag des Capitains, angeblich eins ihrer besten, als LP veröffentlicht.

Mit gespaltener Zunge spricht **Stiff**, was das Thema **Phranc** betrifft. Obwohl ihr großer Promotion-Aufhänger – the All-American Jewish Lesbian Singer/Songwriter – recht eindeutig war, ziert man sich jetzt, die neue Single von Phranc „One Of The Girls“ zu veröffentlichen, weil im Songtext das Wort „lesbisch“ auftaucht. Zum Tag des Sturms auf die Bastille veröffentlichten **The Jesus And Mary Chain** nach einer Pause ihre erste 86er Platte. Die Single heißt „Some Candy Talking“ und bietet neben den neuen Stücken auch eine akustische Version von „Taste of Cindy“.

Nach lauen Chartserfolgen weitere Rückschläge für **Sigue Sigue Sputnik**. Angeblich nur wegen anstehender Plattenaufnahmen wurden einige Daten der SSS-Tour durch England gestrichen. Betroffene Veranstalter führen das aber auf viel zu schwachen Vorverkauf zurück. Gleichzeitig auch schon die ersten Auflösungsgerüchte: **Tony James** und **Martin Degville** könnten nicht mehr miteinander und der Split sei nur eine Frage der Zeit.

Vox ist der Name einer regen Konzertagentur aus Hamburg, die uns in den letzten Monaten einige gute Tourneen (u.a. Sonic Youth) bescherten. Seit dem Mai hat man dort auch die Labelarbeit aufgenommen und bisher **Sonic Youths** „E.V.O.L.“ und „Drain Train“ von **Cabaret Voltaire** veröffentlicht. Geplant bis zum Ende des Jahres sind Platten von **Wiseblood**, **Swans**, **Leather Nun**, **Coil**, plus Repertoire-Vertretung in Deutschland von **Some Bizarre** und **Blast First**.

Das große Ziel deutscher Independent-Bands, Single der Woche in den englischen Weeklies zu sein, hat sich für **Philip Boa** mit dem 15 Monate alten Song „Skull“ erfüllt – sowohl NME (und die Singles waren diesmal nicht von Chris Bohn alias Biba Kopf) als auch „Sounds“ kürten die Ruhrgebietsband. Währenddessen verzögert sich die neue LP weiterhin. Im November steht eine Tournee durch die BRD, Österreich, Schweiz, Holland und natürlich auch England an.

Comebacks: Nach Probeauftritten in London unter dem Namen Pretty In Pink und einem Headliner Konzert in Glastonbury, sind die Aufnahmen für eine neue LP der **Psychedelic Furs** in den Berliner Hansa-Studios nahezu beendet. Auch **Pete Murphy**, Oberchef von Bauhaus, scheint die Pause und das kurze Engagement mit Dalí's Car überstanden zu haben. Seine neue LP kommt unter dem Titel „Should The World Fail To Fall Apart“ heraus. Die Knallermeldung unter diesem Stichwort ist natürlich die Reunion der **Bee Gees**. Robin, Barry und Maurice sind mit Hilfe von **George Martin** im Studio, um an die glorreichen endsiebziger Tage anzuknüpfen.

Nach der Ausstrahlung von mehreren Folgen der alten **Monkees**-Fernsehserie im MTV und nach einer Reunion-Tour durch die USA, befindet man sich dort im allgemeinen Monkees-Fieber. Eine amerikanische Fernsehgesellschaft plant deswegen für den Herbst 1987 die Ausstrahlung der New Monkees TV-Serie, für die derzeit die neuen Band-Mitglieder gesucht werden.

Warum spricht **PERPLEX**,
das rätselhafte
Monatsmagazin,
in Rätseln



Well! Sie diese Anzeige umgedreht haben!

(Live in LINZ, 21. Juni 1986, Brucknerhaus)

Woher kommen Sie? Und beruflich? Welche Tageszeitung bevorzugen Sie? Ein Vertreter der örtlichen Kulturabteilung strampelt sich im Foyer der Heiligen Halle ab, um mittels standardisiertem Fragebogen herauszubekommen, wo die Stadt Linz (a.d. Donau) künftig noch inserieren soll, um ihre dorfkulturellen Öffentlichkeitslücken zu stopfen. Der Kampf um das Portemonnaie des Kulturidioten ist offen ausgebrochen, die Bauerntheatertage in Utzbach – heute noch belächelt, morgen schon Peymann.

Längst nicht mehr für Stahlstadt Voest, sondern für die Ars Electronica, einer Messe für Kunst, Technologie und Gesellschaft hat man Cabaret Voltaire aus Sheffield einfliegen lassen, um sich „Industriepop“ aus und über die „zerfallende“ englische „Industrielandschaft“ in veredelter Form als „Reaktion auf die Durchschnittsware Rockmusik“ zu Gemüte zu führen. Rationalisierung als exotischer Kunstgenuß, ein wahrlich festlicher Rahmen für diese technologische Leistungsschau. *Schau! Hier!* In diesem Haus, da trafen sich einst die großen Meister des Dadaismus: Cabaret Voltaire – Veranstaltungsnummer 427, Brucknerhaus, Brucknersaal. Beauftragt mit einer Auftragsarbeit, „A Contemplation Of Dangerous Games“, einer Uraufführung, eines einmaligen Gastspiels, waas würden sie sich haben einfallen lassen!?

Ein Mysterien-Dramolett? Eine Fahrt mit der elektronischen Geister-Disco? Und – die Grottenbahn auf dem Linzer Pöstlingberg, ist Ihnen die auch nicht bekannt? Nein? Vollkommen verpflichtet dem Kulturjournaldienst des österreichischen Fernsehens beschränkten Cabaret Voltaire die Dauer des Vortrags auf rund 40 Minuten, – nein, nicht 40 Stunden, 40 Minuten: Minimal-Funk Fetzen in der Entsprechung – oder auch gleich komplett übernommen – aus dem Fundus ihrer jüngsten beiden Plattenveröffentlichungen: Abfluß-Intercity-Funk. Neben zwei integrativ agierenden Fernsehrratten noch immerhin drei Männer auf der Bühne: Stephen Mallinder, Richard Kirk und ein, der ebenfalls aus Sheffield stammenden (verdammte gut klingenden) Band Scakk entlehnter, Elektro-Schlagwerker namens Dee Boyle, ein fürchtbar lebendiger Mensch, der es sich nicht verbeißen konnte, während des Abgangs ganz leise (so, daß es Mallinder nicht sah) mit seinem Handtuch zu winken, als



Costello. Foto: R. Dwsnitzki

Lieber Madness im Regen ... Far out. Foto: M. Strzoda

original mit der witzigen Hornbrille, und wow! er wußte wie zu rocken. Tatsächlich gab es vor der Bühne ernsthafte Brillenprobleme. Von Ordnern gereichte Erfrischungen landeten in verschwitzten Gesichtern; hünenhafte Dänen ohne was an hängten sich über unsere Schultern, brüllten uns zu: »Elvis is king!«; allgemeine Verbürdung überall, wir mittendrin, oha, welch ein Geschubse, aber Costello unbeirrt; heikel fast, wie er ständig das Tempo forcierte. So blieb „Alison“ der bewegendste Moment, „Oliver's Army“ der mitgegröhlteste und „Whats so funny 'bout Peace, Love & Understanding“ der versöhnliche, aber heftige Schlußpunkt. Es war ein großes, ein legendäres Schauspiel.

Was für Costello noch möglich ist, nämlich in einem großen, grünen Zelt zu spielen, kommt für einen wie Eric Clapton (oder BAP) nicht in Frage. So einer spielt auf einer großen, orangenen Bühne, wo die Zuschauer im Freien bleiben. Hatten noch nie so einen berühmten Musiker in echt gesehen; die Rede ist von Phil Collins, der in Claptons Band Schlagzeug spielte. Der Auftritt an sich war irrsinnig blöde. Nicht so wir. Wir zu The Men They Couldn't Hang. Großartig. Ganz toll. Also nee. Starkes Stück. Schnafte Typen. So gingen wir po-fen.

Das offizielle Ereignis des Samstags waren Madness. Völlig zu recht,

denn sie boten gediegene, unterhalt-same Regensolidarität, denn 50 000 Menschen nahmen eine kollektive Dusche, denn, oh, wie wir uns fühlten, denn, oh, wie zum Kotzen, dann war der Auftritt aus. Wie schade.

Das persönlichste, anrührendste, wärmste Erlebnis waren Kate & Anna McGarrigle im intimen blauen Zelt. Na, so was Schönes. Anund-fürsich sind sie dem SPEX-Leser wohl kein Begriff, aber, wollma-sagn, dás mákt nix, dá ruchn wir zu-sámn áin Zigáretn un ságn hallø hallø hallø. Wir trafen sie nach dem Konz-ert, hörten von ihren Kindern und Männern, und wissen nun um den speziellen Charme kanadischer Müt-ter, deren hehre Harmonien und wunderbare Weisen unsere Herzen weiteten und Liebe hineintrugen. Wir verabschiedeten uns singend.

Nun, das waren die Ereignisse, für die es sich lohnte, seine Gesundheit zu ruinieren. Was noch passierte: Feargal Sharkey, Watermelon Men, Lloyd Cole, knietiefer Modder, Waterboys, Billy Bragg, Zelt geklaut, Red Guitars, abbauen gespart, Dream Syndicate als Cult-Ersatz, Dauerregen, Blue in Heaven, Nomads, Big Country. Und als nette kleine Überraschung am frühen Samstagmittag Claw Boys Claw, Gun Club-mäßige Holländer mit völlig ausgefreaktem Sänger. Haarsträubendes Wochenende. Far out, man.

MATTHIAS STRZODA & HANS NIESWANDT

ROSKILDE

Like Punk Never Happened

(WIRD FORTGESETZT) Roskilde '86 bot – abgesehen von dem, was man von Großrockveranstaltungen kennt, also deprimierende Mengen an Alkoholleichen, ekligem Wetter, schlechtem Essen und viel zu viele Menschen; abgesehen davon, daß Mr. Strzoda das spaßig findet und zum drittenmal da war, Mr. Nieswandt zum erstenmal da war und skeptisch blieb, ungeachtet also der ganzen strangen folks – in erster Linie die Verjüngung einer Legende, die Beerdigung einer anderen, eine groteske Großdusche mit Musik und einem kanadischen Sonnenaufgang, mit dem nicht gerechnet worden war.

Elvis Costello als zweiter Headliner des Eröffnungsabends (hinter BAP) sah exakt wie vor zehn Jahren aus,

Neuschwanstein



Als man sie noch in Ruhe ließ: Cab Voltaire '76. Foto: P. Carly

hätte er bedeuten wollen: *Hey, heut spielt' ich mit Cab Voltaire, super, waren wir denn nicht auch ein ganz klein wenig Popband? Hm? Keiner wollte ihm glauben. Zu sehr war's auf Nachdenken geeicht. Nicht, daß sie etwas „sagen“, „lehrreich“ oder „didaktisch“ sein wollten, der Zwang zur Botschaft ergab sich aus der Struktur des innenarchitektonischen Tümpels: Gesetztheit – so viele Sessel. Aber keine Besessenheit. Im Grunde taten Cabaret Voltaire nichts anderes, als mit Heartbeat und gegeneinander an die Leinwand projizierten Filmschnitzeln geordnet vorzuführen, was im Privaten, zu Haus, vor dem TV, Arbeit ist:*

Das kontemplative Versinken hin zum Erleben der Gleichwertigkeit zufällig aneinandergereihter Fernsehbilder – keines wichtiger als das nächstfolgende, gleich, was es zeigt. Erhebend, daß es keinen Leerlauf gab – im Gegensatz zu den unwillkürlichen Patzern im richtigen TV, wie schäbig inszenierte Kaiserkrönungen und dazu ernsthaft verfaßte Kommentare: *Ohne Frieden wird alles andere sinnlos, jetzt gemeinsam, saublöde Allgemeinplätze und Analphabetismen, wie sie (analog Rainald Goetzens Heiligem Krieg) von ernsthaften mündigen Bürgern auf die Fragebögen der Reichskultur (standardisierte Wahlzettel) in Form von Kreuzen gemalt werden, um dem schließlich ausgezählten Inhalt der Urne gleich den richtigen Anstrich zu verpassen: Grabstein-Graffiti, Nazi-Schwarzweiß, Operationen. Reagan – geballt prasselte auf den Pop-Fan her-*

nieder, was der Kunstrezipient als *Abstrahieren der* (multimedialen) *Katastrophe*, als *audiovisuelle Plastik* bezeichnen würde. Es blieb nichts als ein *Abguß: Kunst für Kunstfreunde*. Sämtliche durch die *Cabaret Voltaire Show* vermittelten *Bits* jedenfalls ließen sich nach den Kriterien abendländischer Kunstwissenschaft zu- und einordnen, herzerfrischende Fundgrube eines jeden Dissertanten: Dadaistische Filmsequenzen, kubistische Anleihen, selbst *Funk* wurde da zum Kulturzitat – und somit handhabbar. Aber genau diese Vorstellungsdimension von der Berechenbarkeit von *Pop*, dies leutselige Denken, *Pop* sei irgendein Gefallen damit getan, daß er auch ein bißchen Kunst sein darf, diese erstickende Gutmütigkeit, die degradiert und zerrechnet *Pop*, neutralisiert die Vorstellung von *Cabaret Voltaire* hin zum be-sinn-lichen Abend. ■

JOEY WIMPLINGER

CASSETTEN

SCHÄUME SIND TRÄUME

Der Schaum der Tage. Daran glauben Roman Rütten und Alexander Dorn und musizieren auf gleichnamiger Cassette in minimalistischer Traurigkeit. Die Melancholie wird durch Klavierostinati und Xylophonfiguren umspielt; dank unschuldigem Mädchengesang und Märchenplatten statt den obligatorischen Katastrophengeräuschescheiben tritt der Weltschmerz in naiver Art auf. Das Werk wird von **Jinx**

(Nordenstr. 23, Ffm 1) in luxuriösen Pappkartons verkauft; und die beigelegte Spielzeuguhr zeigt immer auf fünf vor zwölf.

Stoff für härtere Träume bietet uns da **The Chamber** (Charlottenstr. 17, 5600 Wuppertal). Hardcore-Elektronik verquickt mit den Stilmitteln populärer Musik lassen vermuten, daß „Chamber“ weiß, warum die Zeiten der puren Geräuschorgien vorbei sind. Eine akzeptable Mischung aus Harmonie und Krach; und auf dem jüngsten Tape „Plug“ sammelt endlich auch das Effekt-Verzerrte Organ Punkte.

Magnetic North heißt das neue Ding aus der Cassettenfabrik **Touch** – diesmal dreht es sich um's Mystische, Magische und Rituelle. Viele unveröffentlichte Titel auf 93 Minuten; unter anderem **The Residents, Strafe für Rebellion** und **Last Few Days**. Herausragend sind sicherlich **Cabaret Voltaire, Camberwell Now** und das »letzte (live) Biest am Himmel« von den Herren **Neubauten**. Im äußerst geschmackvollen Beiheft gibt's dann Kunst zu bewundern von **Joseph Boys (!), Jon Savage, Trashmuseum** u.v.m. Kein Sampler-Sammlerium, sondern ein in sich geschlossenes Kunstwerk. **Touch** hat begriffen, worum es geht: eine großartige Konzept-Compilation, die auf Vinyl schlicht unmöglich wäre.

»Tapetäter aller Länder vereinigt euch!«, mögen **Schuldige-Scheitel-Productions** gedacht haben, als sie ihren gleichnamigen Club zur Förderung der Cassettenkunst gründeten. In einem regelmäßigen Clubrundbrief soll von verschiedenen Seiten der Stand der Dinge in punkto

Tapes beleuchtet werden. Eine feine Sache für Fans; Beitrittsklärungen bei **SCH/SCH/PROD, Fidinistr. 16, 1000 Berlin 61**. Dort gibt es auch ein properes Live-Tape von Irlands Revival-Band **My Bloody Valentine**, welche die gute alte Doors-Orgel wieder hochleben lassen.

Völlig andere Musik entsteht im Mekka des schwarzen Humors (**Meka Černého Humoru**) im tschechischen Brünn. Trotz schärfster Restriktionen durch den Staat gibt es eine rege Untergrundszene in der CSSR, die sich musikalisch grundlegend von der westlichen Independent-Szene unterscheidet. In geheimen Zirkeln finden immer wieder Konzerte statt, bei denen die technisch oft hervorragenden Musiker mit bissigen Texten und einer ganz eigenständigen, zwischen Jazz und E-Musik pendelnden Musik wahre Begeisterungstürme hervorrufen. Zwei dieser Bands sind (anonym) auf obiger Cassette vertreten, zu bestellen bei: **Independence, Langenbeckshöh 29, 2000 HH 63**.

Herzhaft-handfestes dagegen wieder einmal von **Roir** (über 235, Spichernstr., 5000 Köln). Die Zeit vergeht schnell, und auch die **UK Subs** werden älter. Auf „Left For Dead“ feiern sie ihren zehnten Geburtstag – live in Holland. Noch einmal wissen sie zu begeistern, und wer nicht vom Punk lassen will, sollte zugreifen. Während die **UK Subs** rundum gefallen, fallen die „West-Coast-Ramones“ **The Dickies** im direkten Live-Vergleich stark ab. Auf „We Aren't The World“ blitzt nur auf der B-Seite etwas von der unbestreitbaren Live-credibility der beliebten LA-Band auf. Die A-Seite hingegen verärgert durch die lieblose Zusammenstellung von Demo- und Clubaufnahmen fast genauso wie die überraschend schlechte Soundqualität dieses sehr teuren Tapes.

Zum Schluß noch ein Hinweis auf ein frisches Juwel aus dem Hause **IQ** (neuer Katalog über IQ, Im Saal 38, 2810 Verden). **Virulent Violins** von Uli Bösking basiert auf Computerrhythmen und etwas statisch gespielten Baßläufen. Auf die setzt der E-Geiger mal schöne, mal disharmonische Violinenlinien, die zusammen mit dem akademischen Gesang schon alle Möglichkeiten erahnen lassen, die ein solches Produkt nach entsprechender Studio-Bearbeitung haben könnte. Interessante Ideen!

GERO FEUERSTEIN, c/o Kämmerrufer 12, 2000 HH 60

Best of the rest:

The Off-Band „All These Planets“
Blue Kremlin c/o Independence
We 7 „Unearthed“ c/o Colordisc
Die tödliche Doris „Chöre und Soli“ c/o 235

Sack „Musack“
Lunettes „Mixed Up“ c/o MONO-Freiburg

Dominion „Where Muses Dwell“
Fragment I & II c/o Eksakt-Tilburg/NL



KÖLN



Der soziale Dandy

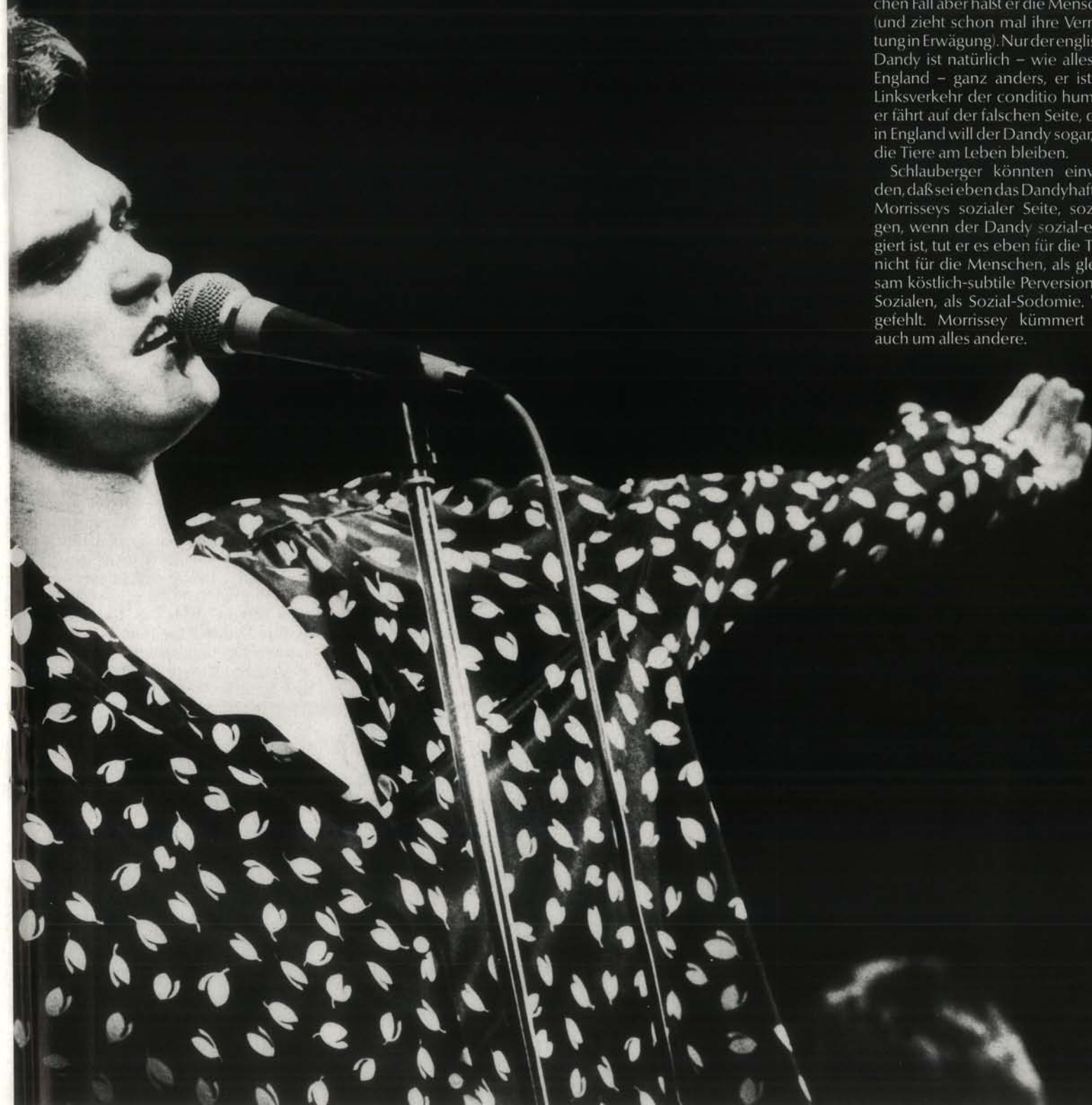
The Smiths sind die Band der Stunde. Mehr denn je. Die Stimme Englands jenseits von Hipness und Kult. Die aktuellen Vertreter der alten britischen Stärke, den Widerspruch zwischen Dandytum und Sozialismus vermitteln zu können. Bei aller scheinbaren Mickrigkeit. Der imaginäre Tod der Queen inthronisiert den gebrochenen Realismus Morrisseys als offizielles verbindliches Idiom der zeitgenössischen Popmusik.

the Smiths

Von Diederich Diederichsen

DANDYISM STARTS AT home. Oder? Barbarism dagegen endet meistens auf der Straße oder in der freien Natur, während der Dandyism zu Hause bleibt. Ginge er auf die Straße, würde er bestenfalls zum amüsiert-unbeteiligten Studenten des menschlichen Dramas, im üblichen Fall aber haßt er die Menschen (und zieht schon mal ihre Vernichtung in Erwägung). Nur der englische Dandy ist natürlich – wie alles aus England – ganz anders, er ist der Linksverkehr der *conditio humana*, er fährt auf der falschen Seite, denn in England will der Dandy sogar, daß die Tiere am Leben bleiben.

Schlauberger könnten einwenden, daß sei eben das Dandyhafte an Morrisseys sozialer Seite, sozusagen, wenn der Dandy sozial-engagiert ist, tut er es eben für die Tiere, nicht für die Menschen, als gleichsam köstlich-subtile Perversion des Sozialen, als Sozial-Sodomie. Weit gefehlt. Morrissey kümmert sich auch um alles andere.





Soeben hat er eine Langspielplatte veröffentlicht, die heißt „The Queen Is Dead“. Dazu können wir uns viel denken. „Zehn Jahre Punk“ z.B. Also erst höhnisch sagen, daß Gott sie schützen soll, und das Gegenteil meinen (das ewige Heiligsprechen der Sex Pistols ist mindestens so nervtötend wie bei der vorangegangenen Generation der Umgang mit dem Erbe Jim Morrisons, den ich für meinen Teil übrigens zur Gänze rehabilitiert habe, falls das irgendwen interessiert) und zehn Jahre später einfach behaupten, daß sie tot ist, obwohl das doch gar nicht stimmt.

Alle verstehen natürlich auch die einfache Symbolik des Titels, die Queen steht für England, die Werte, das Alte, das nur noch als Illusion etc., mithin heißt der Satz „The Queen Is Dead“, wenn er schlau gemeint ist, „Kohl is alive“, ist aber wahrscheinlich gemeint wie „Thatcher is alive“. (Es ist nicht meine Art stundenlang LP-Titel auszuloten, ich heiße Diedrich, aber du kannst auch Heidegger zu mir sagen, nein, aber die Smiths sind selber schuld: ihr gemeinsames Talent für den umwerfenden Slogan verlangt die umwerfende Abarbeitung des umwerfenden Slogans – auch wenn man alles andere darüber vergißt –, bis nichts mehr vom Slogan übrig bleibt. So ist das mit rätselhaften Dingen: jeder will sie spielverderberisch kaputt machen und lösen, aber die Rätsel wissen das und wollen das auch,

denn das Rätsel, die Vieldeutigkeit, das Enigma – sie alle sind kleine Sadomasos.)

Das mit Kohl und Thatcher will ich kurz erklären (dann kommen wir wieder auf das Dandy-mit-Labour-Parteibuch-Problem zu sprechen und dann auf die Texte im allgemeinen, auf das, was Morrissey dazu sagt, auf die Musik und zum Schluß auf den „Pun“ als alles einwickelnde Crux, Nahtstelle der britischen Zivilisation von William The Conqueror bis Gary Lineker):

Jeder hat also das Gurkenruppenfinale gesehen, komplett mit Gurkenkanzler in Gurkenbananenrepublik-Stadion mit Dritte-Welt-Bourgeoisie-Prachtkulisse, das dann ein militärisch besiegt, hochverschuldetes Land gewonnen hat. Wacker gekämpft, die Gurkentruppe, ganz ohne Koketterie und Faible für DIE ANDERE MEINUNG: ich hatte sie wirklich gerne, die wackere Gurkentruppe, und ich kann das Renegatengerede eines Bernd Schuster, von wegen gut, daß wir verloren haben, nicht mehr hören, es war nicht gut, aber meinetwegen gerecht, aber eigentlich auch das nicht, denn der deutsche Fußball war gerade im Begriff, wider alle Zufälligkeiten, die den Fußball und seinen Reiz als Allegorie des Lebens (in dem auch alles zufällig ist) ausmachen, eine Kontinuität einzuführen, eine Regel, die Regel vom WILLEN und von der Verlässlichkeit des SPEZIFISCH Deutschen im Fußball, was

bequem und schön gewesen wäre, so als hätte man im Leben einfach den Tod abgeschafft. Egal.

Auf jeden Fall war das Gurken-szenario real. Illusion dagegen eine Woche später der weiße Wunderknabe Becker, der Herrenmensch-Präsident, die deutsch-englische Freundschaft und über allem eine Queen, die alles Deutsche ins zweite Glied zurückstufte. Die Queen ist wirklich das einzige Staatsoberhaupt der Welt (neben Gorbatschow, Gonzalez und Castro), das vollkommen zu Recht eines ist, und nebenbei das netteste, das einzige wahre eben (und wie das einzig Wahre immer: eine schöne Illusion). Wie sie beim Gala-Essen die Fenster öffnen ließ und bemerkte: »Es ist mir egal, wenn David Steel die Vorhänge ins Gesicht wehen.« Wie sie ihre herrliche Familie herunkommandiert, wie sie Thatcher haßt und sich nur mit Harold Wilson verstand, der ihr seine Pariser Nachtleben-Erlebnisse zu beichten pflegte. Wie ihre Schwiegertochter immer strahlender, während Fergie von Tag zu Tag murklicher wird, wie also die Geschichte auch hier sinnvoll moralisch-ethisch einwandfrei waltet, indem sie dem liebenswerten Trottel Charles die nettere Ehefrau und dem haltlosen Playboy Andrew ein vollschlankes Murkelchen zukommen läßt. Wie dieser Trottel dann mal wieder in London irrlichtert, in einen Pub gerät und dort mit dem Wirt über seine liebste Radio-

Show(!) chattet (Wo leben wir?), der „Prince Of Ales“ (The Sun) in einem Pub mit dem Namen „Windsor Castle“! „Properly named“, weiß er zu bemerken. Was meint er, die Frotteehandtücher, die statt Bierdeckeln auf der Theke liegen, wie in allen Pubs? Kennt jemand eigentlich seine selbstgemachten Super-8-Slapstick-Stummfilm-Albernheiten mit dem Prince in der Hauptrolle (ich schweife ab)?

Gut, das ist also Illusion, damit ist auch die Pop-Welt Illusion, Doppeldeckerbusse, Linksverkehr und was sonst so dieses Land zusammenhält, alles Illusion? Wahr sei dagegen Maggie Thatcher. Die Frau, die sich immer mit der Queen herum-schlägt, eigentlich doch nur die andere Seite der Medaille dieser britischen Feminokratie. »I have the best job in the world«, kontert sie der Queen: »Plus I'm elected«. Sie repräsentiert die Tatsache, daß die DDR ein höheres Pro-Kopf-Bruttosozialprodukt hat als Großbritannien, genauso inadäquat wie Willy Brandt den Radikalenerlaß. Beide stehen für erfolgreiche Exekution ihrer Ideen, aber das Einzige, was Maggie Thatcher bislang erfolgreich exekutiert hatte, waren argentinische Soldaten (nicht exekutiert, sondern im Felde im Nahkampf von Gurkhas und anderen Killertruppen massakrieren lassen. Man nenne mich einen schwachen Menschen, aber ich weiß bis heute nicht, für wen ich im Falkland-Konflikt bin/war).

the Smiths

Sie ist nicht minder unreal als die Queen. Real und am Leben, und zwar im globalen Maßstab, ist Kohl, adäquate Repräsentation der Epoche (schön noch mal im Vergleich mit den 70ern (Schmidt) zu sehen, beim deutschen Derby in Hamburg-Horn). BRD ist real, GB romantische Projektion; Soundtrack zu diesem Zusammenhang by The Smiths.

Ich sage The Smiths verhalten sich zu Kohl wie The Jam zu Schmidt, sie sind die adäquate Repräsentation des heute möglichen Oppositionellen Jugendlichen (was in England immer einer ist, der als Dandy zu Hause angefangen hat, stolz, anders zu sein als die andern, um dann auf die Straße zu gehen und festzustellen, daß er genauso ist wie alle anderen, menschlich, es aber schafft, sich beide Grundgefühle zu erhalten – das ist, was ich Linksverkehr der *conditio humana* nenne. In Deutschland kommt die Rolle dieses Oppositionellen in der Schmidt-Ära einem Studenten zu, der sich nicht einmal die Fußnägel schneidet, und heute einem Studenten, der die Friedensbewegung peinlich findet, aber nicht weil er bessere Gedanken hätte, sondern weil er lieber allein ist mit seiner Tschernobylparanoia, so was wie Grönemeyer). Der Oppositionelle Jugendliche (nennen wir ihn kurz Oppi) ist immer genau die Figur, die eine wieselige, verquer-konfuse Undergroundbewegung auf den als Eisbergspitze aus dem Ozean ragenden, allgemeinverständlichen Punkt bringt (was nicht unbedingt schön sein muß, aber schön sein kann). (Wie bei gewissen Momenten von The Jam und anderen, wenn auch weniger, bei The Smiths).

In letzterem Fall ist der Oppi nicht mehr scharf, schnell, kantig und JUNG, sondern verspielt, poetisch, homosexuell und melodisch, beide aber interessieren sich für Politik, beide sind links (irgendwie), und beide sind vor allem Humanisten (sie fühlen sich mit, in und durch die Menge, die Massen, die vielen wohl). Vage und generalisierend betrachtet, ist der erste der ewige Mod oder Soul Boy und der zweite der ewige Dandy (obwohl auch ein Mod im Grunde eine Spielart des ewigen Dandytums ist). Beide, vor allem aber der 80er Typ, der poetische, aber engagierte Homosexuelle, sind die einzigen Menschentypen, auf deren Antifaschismus man sich verlassen kann, den ersten impft sein Jugendkult (wir denken uns unsere Jugend-Organisationen selber aus), den zweiten seine Homosexualität. (Es ist interessant, daß Nazis sich immer um Jugendkult

und Homosexualität extrem bemüht haben, nachbildend oder vernichtend, die klassische Doppelstrategie.)

Nun sage ich nicht, daß Antifaschist zu sein, das Wichtigste ist, was sich ein junger Pop-Künstlervornehmen muß, eigentlich ist das eine langweilige Selbstverständlichkeit. Andererseits wohnt allem ästhetischen Oppi-tum immer an dem Punkt, wo es gut wird (wirklich gut), das faschistoide Teufelchen inne. Und hier stehen die Smiths für die totale Konsolidierung des rundum Antifaschistischen und dennoch ästhetizistischen, neuen Typus.

Nun mag man einwenden, die Smiths seien einfach langweiliger als The Jam (deren Nachfolge als die britischste Gruppe, die man hierzulande nie ganz versteht, sie angetreten haben), aber das müssen sie auch sein, denn schließlich sind sie die Band der 80er. „Nulllösung“, sagte Ruff, und das stimmt, dies ist das Age der Nulllösung. Man will nicht mehr etwas Ideales erreichen, man will nur von dem Bösen in Ruhe gelassen werden.

»Hat sich die Welt geändert, oder habe ich mich geändert?« fragte Morrissey völlig zu Recht, denn wie soll man das heute noch wissen. Die eigene Schläftheit, besser die terminale Biegsamkeit, die geradezu wundersam melodische Flexibilität der heutigen Wesen und die Tropfsteinhöhlenhaftigkeit der heutigen Zeit, der Welt, wie sie sich uns heute darstellt, gehen geradezu nahtlos ineinander über. (Ich und Welt, vereint zu einem einzigen Joghurt, oder Tee.) Was The Smiths für diesen Zusammenhang an AUSDRUCK zusammengebastelt haben, ist mindestens so prägnant, wie die von den Vertretern des Kultes der Prägnanz immer vorgeschobenen The Jam in ihren besten Zeiten waren. Will sagen: Wer The Smiths nicht mag, weigert sich, die Welt mit offenen Augen zu sehen (so wie sie heute ist). The Smiths sind kein Muddelpop, die Welt ist muddelig, aber die Smiths sind Nulllösung-Glamour. Sie sind Was-ist-eigentlich-los-habe-ich-mich-geändert-oder-die-Welt-Nationalhymnen-Autoren, mindestens seit der letzten LP.

Auch wenn sie nicht vollinhaltlich begriffen haben, daß heutzutage weltweit die Welt Kohl ist, und noch zu glauben scheinen, die Welt sei Thatcher, ihre Musik weiß es, Johnny Marr weiß es, er ist auf dem Höhepunkt seiner Karriere angekommen, er kann es heute besser denn je zuvor: aus dem begrenzten, willentlich begrenzten musikalischen Vokabular, das sein Geschmack und Morris-

seys Stimme setzen, die schönsten, ein klein wenig bewegenden Gemmen zu schnitzen (schnitzt man Gemmen? Findet man Sie?), das bißchen Rührung und Wahrheit, das heute noch massenwirksamer Pop bewirken kann, herauszuholen. (Vielleicht sind die Smiths wirklich die letzte klassische, britische Pop-Gruppe, ehrlich und hilflos glamourös, Schmalspur-Dandys und Schmalspur-Políticos, aber Helden, oder sie sind die erste neue, gerade weil sie so klein und ungenial sind im Vergleich zu Beatles, Kinks, Led Zepelin und Jam. Man wird sie einst lieben, wie alle, die in kleinen Zeiten versuchten groß zu sein, wie Johnny Ray oder Elvis Presley in seinen 60er Filmen oder was weiß ich wen und aus was weiß ich für Gründen). Weil alles, was Morrissey über England und Tiere und wider die Plagiate (In „Cemetery Gates“) lamentiert und in der empörten Brust kochen läßt, alles nur dem Willen zu Ruhm und

Auch wenn er eigentlich nur wimmert oder sich wie Jesus am Kreuz fühlt, er kriegt es immer wieder hin, daß wir alle es uns anhören, daran schmecken und unsere Welt darin wiederfinden.

Heldentum dient: »I'd still rather be famous than righteous or holy, any day.« Und: »I must move fast you understand me/I want go down in celluloid history.«

Also das Soziale als Mittel zum Zweck für die Wünsche des archetypischen Brit-Dandys. Andererseits Dandyismus als Mittel zum Zweck für das Soziale, das so über die unwahren Formeln des wacker-spießig Mitmenschlichen zu so komischer, großer Pop-Wahrheit rübertranszendiert wird (wenn ihr wißt, was ich meine; man kann mir gerne vorwerfen, ich hätte zuviel Verständnis, ich weiß das, aber was soll ich machen?). Und dann dieser uralte Typus Ruhm, von dem Morrissey, der Anhänger abgeschmackter Helden wie James Dean (und Rimbaud und Baudelaire, wie ich annehme, Oscar Wilde gibt er jedenfalls zu, er ist sein Kronzeuge bei der Friedhofsdiskussion wider das Plagiat), träumt. Zelluloid – meine Herren, gibt es das überhaupt noch? „Celluloid Heroes“, das ist von den Kinks. Das ist Jahre her.

Man käme auch unendlich weiter, wenn man Ray Davies und Morrissey gegenüberstellte. Beide in der Lage, köstliche Freiheiten des Nichtsnutzes (at home und in der Straße streunend) wie die Nöte des Two room apartment at the second floor zu besingen, der eine optimistisch, der andere depressiv. Beide zentrale Figuren der Pun-Kultur: Der Pun, das klassische englische Wort-

spiel (zehn Jahre pun), der Grund, warum kein Zitat aus der englischen Sportpresse über Becker oder Beckenbauer ohne die phantasievollsten, geschraubtesten, erfindungsreichsten, metaphorstrotzenden und dann doch wieder ganz einfachen und catchy Wortspiele auskommt, das, worin Shakespeare, ABC, Swift, Sterne, Chaucer und überhaupt die ganze anglophone Welt selbstverliebt baden, Sprache als Können, das Altmeisterliche an jeder englischen Äußerung, das Antidot zur amerikanischen Lakonie: Morrissey liebt die britische Literatur bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, von da an beginnt für ihn das Elend, das er heute als komplett ausweglos und deprimierend schildert. Eigentlich kann man keine Musik mehr machen, eigentlich muß man sich umbringen. Daß es irgendwie doch zu gehen scheint, daß es die Smiths gibt, daß den Smiths, auch von ihren Gegnern, zu-

gestanden wird, daß sie in eine bestimmte Ecke gehören – das sind die erstrittenen Resultate, die das Leben (für Morrissey) so gerade eben noch lohnend erscheinen lassen.

Viel vom Sympathischsten der Prä-Moderne, besonders in England, hat sich in die Pop-Musik, ins Song-Writing zurückgezogen und dort überwintert; Naives, aber Brauchbares, ja zuweilen aufregend richtige Persönlichkeiten wie eben Ray Davies, Morrissey und – believe it or not – Boy George. Dieser verträumt-traurige, unsystematische Blick auf das Leben und die Welt schafft es immer wieder, erstaunlicherweise, sich, immer im aktualisierten Ton, der jeweiligen Gegenwart mitzuteilen, ja sogar die kleine Wahrheit zu sagen. Auch wenn er eigentlich nur wimmert und/oder sich wie Jesus am Kreuz fühlt, er kriegt es immer wieder hin, daß wir alle es uns anhören, daran schmecken und unsere Welt darin finden (mehr davon als so ein Morrissey vielleicht ahnt).

Wenn er dem zeitgenössischen Winseln (seinem eigenen) ein Maximum an Prägnanz abtrotzt, ist er der größte Realist. Er glaubt, sagt er, daß Thatcher uns alle killen könnte. Mit einem Donnerschlag oder so. Es ist anders, es ist Kohl, er killt uns nicht, er läßt uns nur verenden, nicht mit einem Knall, mit einem Winseln. Morrissey, der Sprecher einer Generation.



Foto: Peter Boettcher

T h e H o u s

PST! KILLER sind in der Stadt!

Äußerlich Lämmer, im Herzen Wölfe. Ihr Ziel: Bankiers-Banketts in Flammen aufgehen zu lassen. Wer ist's? Horst-Ludwig und Barbara Meyer? Wohl kaum, denn Horst-Ludwig und Barbara Meyer sind allen Berichten zufolge weder eifrige Kirchengänger, noch singen sie voll Inbrunst religiöse Weisen. Schon eher die konventionell-sympathischen Jungen, die noch vor kurzem im Luxor (Köln) die Herzen der hartgesottensten Zuschauer mit frohem Sang, pfadfinderhaften Tanzeinlagen und einer Scratch-Darbietung „al naturale“ einen Schritt näher zu Gott führten. Sie sind gut zu Frauen, Kindern, Tieren und streikenden Bergarbeitern, lieben Gott, Bier und Musik und arbeiten daran, störende Elemente zum Teufel zu schicken. („Revolution“)

Hull scheint ein seltsames Völkchen zu beheimaten. Die Nordenglische Hafenstadt, mir bis dahin nur bekannt, weil „Er riecht nach Hull-käse“ mir als veralteter Euphemismus für Trunkenheit immer gut gefiel, ist die Heimat von Paul Heaton, dem Stimmband der Revolution, Hugh Whittaker, dem Mann, der sein Schlagzeug auch spielen kann, wenn es schon auf dem Weg ins Auto ist, Stan Cullimore, dem Meister des „influential guitar solo“, und seit kurzem Norman Cook, dem

Bassisten, der aus der (Brightoner) Kirche kam. Gemäß der revolutionären Tradition englischer Provinzjugend lehnen sie sich zunächst gegen Hauptstädter auf, ehe sie zum derberen Stoff übergehen, und betiteln ihre LP London – Hull 0:4.

Noch vor kurzem reisten sie als singende Streikposten durchs Land, immer auf der Suche nach einem Platz für die müden Häupter, heute sind sie zack! an der Spitze der englischen Charts, ... ein bißchen peinlich berührt, wie man sich eben fühlt, wenn man just in dem Moment mit einem alten Handtuch um den Bauch aus dem Bad tritt, da die ersten Gäste zur Weihnachtsfeier eintreffen. („A Christmas Message from the Housemartins: For too long the ruling class have enjoyed an extended New Years Eve Party, whilst we can only watch, faces pressed up against the glass.“)

Genauer gesagt: Ihr Ziel war immer ein guter Platz in den Charts, und sie haben nie gezweifelt, daß sie sich einst eben da wiederfinden würden – sie hätten sich nur gerne noch vorher die Hemden gebügelt und Kamm und Zahnbürste eingesteckt. Das manche Dinge diesseits der Top 100 nicht einfacher werden, wurde ihnen auch schon klar. Als sie aus alter Gewohnheit sich und ihre neue Charts-Würde in den Dienst der letzten Anti-Apartheid-Veranstaltung stellen wollten, wurde ihnen der Zutritt zur Bühne verweigert. Hm. Scheint sowieso eine etwas

mißlungene Aktion gewesen zu sein, z. B. brach mittleres Chaos aus, weil die einzige südafrikanische Band (Neger!) nicht umsonst auftreten wollte.

Was hat nun Gott hier verloren? Zum Set der Housemartins gehören „People Get Ready“, „Lean On Me“, „Caravan Of Love“ usw. genauso wie in mein persönliches Hör-Repertoire, ohne daß ich allerdings je auf die Idee gekommen wäre, Gospel auch für mich mit „Gottes Wort“ zu übersetzen. Das liegt natürlich daran, das ich mir Gott seit meinem 16. Lebensjahr ungefähr so vorstelle wie „Sitting on a fence/is a man who sees no sense in fighting/Sitting on a fence/is a man who sees no sense at all/Sitting on a fence/is a man who strokes his 20 beards/Sitting on a fence is a man who drinks real ale...“ – von der Sache mit dem Real Ale vielleicht abgesehen. (Wenn es doch ein Leben nach dem Tod gibt, will ich es mir durch den Frevel nicht verdorben haben.) Für die Housemartins dagegen – wie weit auch immer sie vom organisierten Glauben abgerückt sein mögen – gibt es einen Gott: als feste Burg, als „die Mauer im Rücken“. Interessanterweise geht der Glaube so weit, daß sie diesen Glauben an Gott gleichsetzen mit dem „Glauben“ an die Richtigkeit einer politischen Linie. Bei uns sagt man dazu zwar aus gutem Grunde „Überzeugung“ (weil es etwas anderes ist), aber wenn man statt dessen an Politik „glaubt“, kann man sich vielleicht

nachher doch besser aus der Affäre ziehen? Die Haltung ist sicher nicht nur bei Menschen beliebt, die sich weigern, im Sozialismus mehr zu sehen, als die zeitgemäße Auslegung der zehn Gebote. Diese, wie wohl umstritten, bzw. weil umstritten, sprechen ja doch durchaus das Vernünftige im Menschen an, um ihren vordergründigen Nutzen zu erkennen, muß man nicht „glauben“ sondern „einsehen“. Ach herr-jeh, warum glauben sie? Warum gelingt es ihnen gleichzeitig, trotz allem als rechtschaffene Revolutionäre dazustehen? Als solche nehmen sie „Puritanismus“ mitnichten als Schimpfwort in den Mund, sondern fordern sein gesundes Wiedererstarken. (Der erste Schritt zum Sozialismus, was ich so platt gesagt noch nicht mal zu verneinen wage.) Puritanischen Geistesblitzen immer aufgeschlossen, schrecken sie auch nicht vor einem Blick ins Programmheft des bekannten Protein-Nüsse-Sitzen-Gegners von der Oxford Street zurück, nein, sie bescheinigen ihm gar interessante und richtige Gedanken. Sie lesen solche Schriften übrigens aus dem ganz und gar verwirrten Denken heraus, man müsse schließlich wissen, was in obskuren Brevieren steht, ehe man einen Wohlmeinenden als „Spinner“ abtut. Auf solche Knallideen können nur Engländer kommen. Daß gewisse Gedanken, ob richtig oder falsch, abgrundtief unerheblich sind, steht solchen Knaben nicht



e m a r t i n s

Laßt nicht ab vom Gott Heinrichs des VIIIten.

Ist Gott für Gewalt gegen Sachen? Oder auch für Gewalt gegen Personen? Und meint ER, daß man solche Dinge nicht auf die lange Bank schieben sollte, wie die Housemartins ihm in den Mund legen. Vier frische Chartsstürmer aus Hull erklären Clara Drechsler den Zusammenhang zwischen Action directe, Gospel und Vierzunull.

zur Debatte, und daß manche Leute ihrer ungesunden, aus Proteinüberschuß resultierenden Leidenschaften schon dadurch Herr werden, daß sie ganz allgemein verhungern, wird sich auch als „Problemstellung“ noch irgendwie in dieses Weltbild integrieren lassen. (Pardon – ich bin katholisch erzogen. Bei uns heißt Fasten, sich mit Hummer und Seezungen zu bescheiden, danach darf dann wieder gefeiert werden. Wir sind alte, kluge Köpfe, die sich Welt, Gott und Sünde zurechtbiegen, wie es ihnen paßt – aber so gnadenlos unnützlich wie manche revolutionäre Puritaner denkt der Katholik dann doch nicht, wenn schon, wird man Mystiker.)

Man muß allerdings gestehen, die Housemartins sind der lebende Beweis dafür, daß man es nicht unbedingt schwerer hat, weil man an Gott glaubt. Im Gegenteil: Wenn den Housemartins aus am Wege liegenden Kirchen brausende Choräle einladend entgegenschallen – auch ich habe für den großen Ton durchaus ein Faible, für Inbrunst, auch wenn sich mir der Grund dafür verschließt –, hindert sie nichts am Schritt vor den Altar. In der Tat machten sie von dieser Möglichkeit schon oft Gebrauch, wann immer ihnen nach einer guten Hymnen-Session war, Holy Rollers! Andere müssen ihre Freizeit in muffigen Kneipen absitzen! Interessant ist das Verhältnis der Housemartins zur Gewalt, die sie nämlich befürworten. (Natürlich nicht in dem Sinne, daß sie etwa der Meinung wären, es gäbe kein Problem, das sich nicht mit Gewalt

lösen lasse, sondern so ganz bewußt, abgewogen, wohl dosiert... eigentlich noch verwerflicher mit-hin, unerwartet einsichtig.) Z.B. bewerten sie den vieldiskutierten Tod eines Taxifahrers während des Bergarbeiter-Streiks als *bedauerlichen* Unfall, aber eben als *Unfall* im Rahmen einer durchaus gerechtfertigten und notwendigen gewaltsamen Auseinandersetzung, deren Logik man nachvollziehen kann: Streikbrecher und Vollstrecker der Staatsgewalt müssen durch massiven Steinhagel eindringlich vor die Gewissensfrage gestellt werden, ob die von ihnen vertretenen Ideale ein Loch im Kopf wert sind, oder nicht. Wenn ja, darf man sie als Überzeugungstäter einstufen; und die Fronten sind eh klar. Zu einfach? Wenn man sich darüber klar ist, wofür man selbst ein Loch im Kopf riskieren will, darf man *auch* in derart einfachen Strategien denken. Warum man dazu allerdings an Gott glauben muß, ist bis hierhin immer noch nicht befriedigend geklärt. Muß man vielleicht an Gott glauben, weil man ein

ohne dies politische Credo mag kein Klassenkämpfer auskommen, am allerwenigsten natürlich der englische. (Deswegen „glauben“ ja auch so viele Leute an Politik, besonders solche, die „undogmatisch“ gern im Mund führen.) Heikel, heikel, diese Frage. Gott als Streikposten.

Vielleicht stelle ich mir mal die Frage, warum ich nicht die Absicht habe, den Housemartins eine grundsätzliche Coolness abzuspochen; (ich habe nicht die Absicht!). Es kann nicht an ihrer vielbeachteten Debüt-LP liegen, deren unbeschwerter Leichtigkeit mir besonders bei Anregungen wie „Don't shoot someone tomorrow/That you can shoot today“ oder „Now it maybe a sad reflection/On the way young people feel/But early monday morning/Is losing it's appeal“, zwar charmant aufstößt, deren Balladen ich ein nicht unbeträchtliches Rührungspotential zuerkennen möchte, die ich nun aber nichtsdestotrotz eintauschen würde gegen... naja. Ihr Witz und Charme

Die unbeschwerter Leichtigkeit der Debüt-LP stößt einem besonders bei Anregungen wie „Don't shoot someone tomorrow that you can shoot today“ charmant auf.

tiefes Mißtrauen gegen „Intellektuelle“ verinnerlicht hat, die den Kampf durch Geschwätz verwässern und im Ernstfall kneifen, die den Zweifel säen, weil für sie „Volksfront“ nicht unwillkürlich mit „richtig“ übersetzt wird? Wohl kaum, denn

überzeugen eher der Dinge wegen, die sie alles nicht sind, sie sind *keine* Flying Pickets, obwohl sie alle zwischern wie die Chorknaben, sie sind *keine* Kündler des Glaubens wie Bono Vox beispielsweise, der an nichts glaubt, aber ständig irgendwas zu erahnen scheint, sie sind

keine Halb-Buddhisten, die einfach alle höheren Wesen in einen Topf werfen, ach, laß' ihnen doch Gott, solange sie nicht vom Kosmos reden! (Vielleicht reden sie schon vom Kosmos, jetzt, wo ich nicht mehr hinhören kann? Laßt nicht ab vom Gott Heinrichs des 8.) Vor allem aber umweht etwas unglaublich Bissiges und Grausiges den, der wohl umsoundsovielte Gebot weiß und doch seinem Gott die Erlaubnis abbetet, Klassenfeinde platt zu machen, besonders, um danach die blutverschmierten Hände sich zum „Join the caravan of love“ zu reichen – wenn Menschen einerseits so verstockt auf ihrem Holzweg wandeln und andererseits am richtigen Schlachtfeld rauskommen, um allhier *abzusingen*, als gäbe es kein Vorgestern, aber das leuchtend schöne Übermorgen, der *Glaube* an den Sozialismus, nicht wahr? Aber erst kommt der Glaube an Gesang, daran, daß man nur cool aussehen kann beim A-capella-Singen, wenn man sich damit abfindet, daß man immer blöd aussieht, wenn man richtig in die Vollen geht, daran, daß Leute aus Hull mindestens so stil-sicher ihre Bühnenchoreografie drauf haben wie jeder andere coole Provinzler (und das sind sie doch alle, die Engländer). Sagen wir so: Wenn man noch nicht mal für sich in Anspruch nehmen kann, schwarz und damit von Natur aus religiös zu sein (wie die Kinder, tz, tz), ist es verfluchtschwer, damit wegzukommen, und sie scheinen genau das versuchen zu wollen. Immerhin *der* originelle Gedanke. Und Fußball. ●

Wood



Woodentops

Ein Quell der Freude?

Schon vor Jahresfrist von verlässlichen Kräften wie Gorrisey und dem „Spiegel“ als Hoffnung des Pop-Noise gefeiert, wird es jetzt ernst für die Woodentops: LP und ausgedehnte Tourneen um die ganze Welt riefen Clara Drechsler auf den Plan, die ein paar Stunden mit Rolo McGinty in London verstand: Ein ungewöhnlich begabter Geräuschimitator stellte sich ihrem onomatopoetischen Fachurteil.

WELL WELL WELL!

Wenn die Kinder einmal in den Brunnen gefallen sind (ah- schmerzt es noch? Well heißt auf Englisch auch Brunnen, und mir fällt kein anderer Scherz zu Papier), kann Labelmate Morrissey seine Krone einpacken. Souverän spricht er von den winzigen (kleinwüchsigen) Konkurrenten als den „Sudden Flops“, derweil die Presse sich in Vokabeln wie „glorreich“ (bzw. „manic whiplash chugga chugga“) ergeht. Sympathisch verfeindet liegen sie Seit' an Seit' in maßgeblichen Magazinen. Tja, Morrissey fängt sein Dandytum zu Hause an, aber man sehe Rolo McGinty, einen Kleindandy in Stoffschlappen, eine Verabredung vor der Tür von „Ronnie Scott's“ nicht einhalten (während man am hellichten Frühabend mit einer warmen Flasche Bier auf dem Trottoir wartet)! Klein, braun und gewappnet mit widerwärtigem Charme, verfügt er seine delikate, wengleich zähe Person auf die Haube eines bereitgestellten Autos, ohne die intensiv störende Sonnenbrille abzulegen. Seine unsichtbaren Augen befinden sich exakt zwei Nasenlängen entfernt von meinen Augen, derweil er zerstreut, aber angeregt Worte von sich gibt (»Ich hasse Interviews«/»Ich finde Interviews ungemein interessant«). Artig bedankt er sich für eine Zigarette, die ihm nicht angeboten wurde, doch mit schlanker Anmut in seine Finger gleitet. Je nun – ein Mann, der Italiener schätzt und

Frauen interessanter als Männer findet, weil man sich mit ihnen besser unterhalten kann (ich bin in beiden Fällen vom Gegenteil überzeugt), andererseits mag er auch Blattspinat (hierauf kann man sich einigen). Was wollte ich sagen? – Ihr Album heißt „Giant“, und wer sich so verkauft, muß genug persönliche Härte kennen, um auch an heiteren Sommerabenden für einige Augenblicke die Sonnenbrille abzulegen. Rolo bewies diese Größe nach ca. 20 Minuten. Fein, Mann. Dir steht die Welt offen. Mag es nicht eben die gewisse froshafte Chuzpe sein, die einen Mann im richtigen Leben „Obacht-Wadenbeißer“ abstempelt, die das Faß überlaufen läßt, aus dem sich ein guter Popstar ergießt? (HA HA HA HA) Es ist anzunehmen, daß diese scheiß-wichtige Band vielleicht wirklich gut ist. Bob Sargent, der Produzent, erwies sich als erfreulicher Glücksgriff, war er doch nicht nur selbst scharf darauf, „etwas anderes“ zu machen, sondern auch Butter oder Schmalz in den Händen der unerfahrenen Musiker... nun, bis zu einem bestimmten Punkt natürlich. Und nun auch noch Amerika. Seit Tagen wuseln die fünf extrem kleinwüchsigen Musiker von Immigration Officer zu Ambassador zu Senator und zurück, um mit großen bettelnden Augen die notwendigen Papiere zu bekommen. So auch am Tage dieses Interviews.

Habt Ihr Feuerzeug zusammenbekommen? Und ist es unverschämt, nach dem Grund für den Ärger zu fragen?

Rolo: »Well... Das kann ich nicht



sagen – es ist einfach so; die Woodentops sind gute Menschen, aber in ihrem früheren Leben waren sie zeitweilig schlechte Menschen. Und das bedeutet, daß bei jeder Auslandsreise eine Menge zusätzlicher Papierkram anfällt! Und das kostet Zeit. Amerika hatte ja schon O.K. gegeben, wir warten nur darauf, daß sie es endlich über-telelexen... tja.«

Werden die Amerikaner Euch mögen?

Rolo: »Oh ja, sicher. Wir spielen laut, wir spielen schnell, wir spielen – na ja, nicht Rock, aber Rock'n'Roll, der, eh, nur ein kleines bißchen mehr menschlich ist, als das, was man sonst im Moment zu hören bekommt. Ich nehme an, daß sie recht überrascht sein werden.«

Was wolltest Du mit 'menschlich' beschreiben? Mehr akustisch?

Rolo: »Das unsere Musik mehr akustisch ist, viele Backingvocals, viel Melodie. Rock'n'Roll hat normalerweise einen bestimmten Melodiegehalt und viel Lärm, und wir haben doppelt soviel Melodie und auch noch reichlich Lärm.«

Ich bin mir noch nicht so sicher, ob ich außergewöhnlich viel mehr Melodie auf Eurer Platte entdecken kann.

Rolo: »Wirklich? Du bist einfach verrückt.«

So ein Mist.

Rolo: »Wir versuchen, die Stücke so unterschiedlich wie möglich zu halten. Das Album soll sich nicht anhören, wie nur eine Idee. Also versuchen wir, die verschiedensten Sachen zu machen. Meine einzige

Kritik an der Platte wäre, daß sie nicht live genug klingt. Aber: Wenn es mehr live klingen würde, wäre eher noch mehr Lärm dabei, mehr Aufregung, es wäre eben mehr ein Rock'n'Roll-Album. Hm. Ich finde, die Platte ist anders, als jede andere Platte, die im Moment rauskommt. Ich finde, daß ich mich immer noch sehr jung anhöre, wenn ich singe. Wenn ich erst mal 30 bin, werden die Sachen, die ich tun möchte, noch überzeugender sein, als jetzt. Fünf weitere Jahre machen die Stimme viel tiefer. Das heißt, wenn ich (hier einer fettgefährlichen grau getigerten Hinterhofkatze einen Tritt in den Bauch geben) mache, klingt es, wie ein kleiner Junge der (Hinterhofkatze) macht, und wenn ich 30 bin, klingt es mehr wie ein Mann, der (dumpf grollendes Fauchen dringt aus dem Dschungel – die Feuer sind ausgegangen, der Tiger hat wieder ein Kind verschleppt... etc.) macht. Verstehst Du? Also, abgesehen davon, daß es sich stellenweise ein klein bißchen sehr jung anhört, bin ich restlos begeistert von unserem Album und freue mich schon auf die Arbeit am nächsten. Da sind ein Paar Sachen, die wir nicht richtig hinbekommen haben, aber das denke ich ja sowieso immer, und nächstesmal werden wir es noch besser machen. Ich bin nicht zufrieden und glücklich, also habe ich noch eine Menge zu sagen.«

Könntest Du mir vielleicht eine Melodie beschreiben, die Du besonders liebst. Oder: eine Art Melodie, die automatisch Wohlbefinden auslöst?

Rolo: »EEEE-hm. Meine neue Lieb-



lingsplatte ist „Yello 82-85“. Ein Remix von lauter alten Yello-Stücken. Sowas mag ich sehr. Ich mag... Psychedelic-Disco-Funk... alten Rock'n'Roll, ich liebe die Woodentops – das ist nicht so selbstverständlich, wie es klingt. Es gibt auch Sachen auf der Platte, die ich nicht so mag, wie ich mir gewünscht habe, sie zu mögen. Wenn Du Dir z.B. „Move Me“ anhörst, die B-Seite davon heißt „Steady Steady“, ein Stück, das ich wirklich ausgezeichnet finde. Die potenteste Form, in der Musik jemals gemacht wurde. Oder „Well Well Well“. Aber es sind auch ein paar Stücke dabei, die mir nicht so wichtig sind. An moderner Pop-Musik bin ich kaum interessiert. Nicht hart genug, nicht convincing genug, nicht original, und die Woodentops sind der Entwurf für eine Mischung aus Zartem (Folk vocal) und White Noise. Ich habe eine ziemlich laute Stimme – ich kann den ganzen Laden zusammenschreien –, aber im Studio singe ich

lieber leise und still. Hat mehr Wärme, Freundlichkeit, Lust, Individualität, wenn man leise singt. Ich mag diese Art „textural crossover“. Tja, das klingt, als wäre ich nur präntiös und würde mit dem Weinglas durch die Luft wedeln, aber es ist meine Meinung. Wo in Deutschland lebst Du?«
Ihr wißt es, Leser. Rolo trägt mir einen Gruß an Petra Müller auf, der nun auf diese Weise in die Welt hinausgeht. Hello!
Rolo, vielleicht ist es dieses akustische Element, was mich an Euren Platten irritiert...
Rolo: »So, so. Da ist ja eine Tätowierung! Interessant. Ich hätte zu gern eine. Ich weiß nur nicht, was für ein Motiv. Eine sehr gute Freundin von mir hat eine ganz kleine Schwalbe tätowiert. Ich war in Hamburg, aber wir hatten zuviel zu tun. Nächstesmal gehe ich zum Tätowierer! Ach, ich mag Deutschland...«
(Mein lieber Mann, wäre es zuviel verlangt wenn wir...)(letzt lass'ich es

raus!) Ich habe Euch nur mal in London spielen sehen, mit Marc Riley, und war zutiefst unbeeindruckt. Genauer gesagt, ich konnte die Begeisterung meiner Freunde nur schwer nachvollziehen.
Rolo: »Aja, ich erinnere mich. War ein bißchen mittel, oder? Wir sind nochmal davongekommen, aber es war nicht so besonders. Die Woodentops sind eine dieser Bands, die nichts konnten, als sie anfangen, und das bedeutet, daß wir schrecklich viel üben müssen, wenn wir live spielen wollen. Manchmal stehen wir dann schon auf der Bühne. Aber ganz nebenbei gesagt, es ist mir egal, ob Du meine Gruppe nicht magst.«
Wer redet von sowas?
Rolo: »Du hast gesagt, Du wärst nicht zutiefst beeindruckt gewesen. In Deutschland waren wir verdammt gut. Das ist so: Wenn wir auf Reisen gehen, immer wenn wir uns in ein Flugzeug oder aufs Schiff begeben, befällt uns das Gefühl, ah, wir sind convincing, es gibt uns, man verlangt

nach uns, also sind wir real... was wir tun, ist echt. Also ist uns danach, wirklich gut zu spielen. Es ist viel viel interessanter, auf Tour zu gehen.«
Na klar. In London kann man immer mal wieder was gut machen, aber in Europa macht einen ein versauter Abend vielleicht für die nächsten zwei Jahre zum Gespött.
Rolo: »Nein, nein! Das ist es nicht! Einfach die Tatsache, daß sich jemand so für uns interessiert, daß er uns 'rüberholt... Man kann sehen, daß wir ziemlich eitel sind. Wir spielen nur, wenn wir wissen, daß uns jemand sehen will. Vorher haben wir immer auf Parties gespielt, und das war lustig, weil man nichts falsch machen konnte. Das ändert sich natürlich, wenn Leute zahlen, um dich zu sehen. Das ändert die Sachlage. Du bist the real McCoy. Man könnte die Rolling Stones sein, die Doors, die Woodentops.«
Lass uns ein weiteres Bier trinken. Und bitte mach' keine komischen Töne auf mein Band.
Rolo: »O. K. Ich werde Dir mehr über die Woodentops erzählen. Dieses Album ist ein Versuch, neue Wege zu gehen. Wir arbeiten mit Computertechnologie und 1980er Gitarrensound, damit niemand aus Versehen sagt: 'Oh, noch eine Sixties-Revival-Band'. Wir waren sowieso immer der Ansicht, wir versuchten, etwas modernes zu machen, wenn auch mit traditionellen Musikinstrumenten. Weil wir nun soviel gelernt haben, wird das nächste Album unglaublich kraftvoll und erdig sein...«
Erdig? Ein ominöses Wort, fürwahr. Was will es uns sagen?
Rolo: »Erdig, ganz recht. Ein sehr gutes Wort. Ich meine ja nicht 'Hip-pie', ich meine 'irgendwie sehr glaubwürdig'. Bei der Arbeit im Studio hat man zwei Alternativen: Entweder man läßt alles so klingen, wie ein Hochglanzmagazin, lots of reverb, alles ist wirklich 'zzzinng!', oder man macht praktisch gar nichts und läßt alles, wie es live ist. Die Balance ist das Schwierige! Mir persönlich gibt es da noch zuviel Reverb, es müßte trockener sein. Tja, wenn man mit dem Kassettenrecorder aufnimmt, ist es leicht, einen Live-Sound hinzukriegen, aber umgeben von modernster Technik wird es eher schwieriger, die Sachen so hinzukriegen, daß sie brüllen... falls Du verstehst, was ich meine.«
Der Produzent...
Rolo: »In Zukunft produziere ich meine Platten selbst! Dies hier... zu sauber! Konservativ gar.«
Ich würde sagen, nicht gerade am Special effects, dieses Werk. Hier ein Gimmick, da zum Riff die freie Flexi-Disc. Klang, Mauseln und heimliche Gesänge auf Spur 3. Nicht, daß ich das kritisieren wollte. Z.B. fällt mir gerade ein Stück ein, durch das sich ein seltsames Geklampfe windet, dessen Machart mir unverstänlich blieb.
Rolo: »Aha! Ich weiß, was Du meinst. Nein, das ist ungemein clever! Das

darfst Du nicht schlecht finden! Wir hatten so 20 Minuten solides Feedback auf Band, (35 Meter Bremsspur) und so, von dem wir zwei Sekunden genommen haben, die wir dann immer wiederholten. Im Stück geht es um Geschichte, die sich wiederholt, (WAAAAOOOWGRRRAAYHHust) und dafür haben wir die zwei Sekunden dann wie ein Riff verwendet. Wir reden hier natürlich über intellektuelle Kunstmusik. Dabei einer der simpelsten Songs über die moderne Welt, den Du je gehört hast. Bei uns ist alles simpel. Wir machen nur einfache Sachen. Wir verwenden keine Synthesizer, sondern tun das Einfache. Z. B. öffnen wir einen



»Es ist nicht so, daß ich versuche Popmusik zu machen. Ich versuche Avantgarde-Musik zu machen, aber was herauskommt ist Popmusik. So geht es immer.«

Flügel, und weil wir alle so klein sind, setzt sich einer von uns oben rein und wischt über die Saiten, während der andere das Gleiche auf den Tasten macht. Uh! Das ist *mehr als einfach*, es ist *billig!* Jeder weiß, wieviel Geld man in Tonstudios verschwenden kann, wenn man stundenlang in irgendwelchen Apparaten rumspielt. Wenn man weiß, was man will, und nicht mehr braucht, als einen kleinen Mann, der ins Piano steigt, braucht man den ganzen Scheiß nicht. Bei den Gitarren brauchen wir normalerweise jede Menge (*Motorradrennen in der Nähmaschinenklasse, Sonntagnachmittag*) und das Schlagzeug braucht jede Menge (*Killer-Rasensprenger greifen an*), echt heavy, und im Studio, inmitten der ganzen Technik, kommt dann statt (*getretene gefährlich-faule Tigerkatze*) sowas 'raus wie (*VW-Golf fährt über 30km entfernte Autobahn*). Irgendwie verschluckt das Studio alle Geräusche.«

Erschreckend!

Rolo: »Das ist schon ein Unterschied zum echten Ding. Um das Verschlucken zu vermeiden, muß man über sich hinauswachsen, und das bedeutet für uns, daß wir *doppelt* über uns hinauswachsen müssen, wenn wir unseren Live-Sound haben wollen.«

Ein Glück, daß sie alle nicht sehr groß sind!

Rolo: »Vielleicht sind auf dieser Platte ein paar Melodien, die *so klingen*, als seien sie nur da, um Löcher auszufüllen. Das liegt daran, ... wir haben zuviel Keyboards!«

Dann solltet ihr das abstellen.

Rolo: »Genau. Eigentlich stimme ich allerdings nicht zu. Vielleicht hat die Platte nicht genug Biß, nicht genug (*Bleibt ruhig, Leute. Vielleicht stellen wir aber doch besser den Schrank vor die Tür...?*), aber selbstverständlich wird es sich ausgezeichnet verkaufen, und uns wirklich zu der Popgruppe machen, für die wir uns schon immer gehalten haben. Dann werden wir unsere Masken abwerfen! Wenn wir ganz oben sind. Wenn wir das jetzt schon tun würden, würden wir ewig wie kleine Hunde vor der Tür bellen. Wenn Du Dir die Singles anhörst, wirst Du verstehen, was ich meine. Wir haben die ganze Zeit vor der Tür gekläfft, für anderthalb Jahre. Man kann aber nur etwas Wichtiges erreichen, wenn man mittendrin hängt. Wenn man dann mittendrin ist, sollte man besser was zu sagen haben, sonst... Humanität, Verständnis, Wärme, Intelligenz, Melodie, Entertainment, Gehalt, Härte, Rhythmus, Fun, eeehm... Jugend, Integration, ...«

Fair enough, wie der Engländer sagt.

Rolo: »Ja, ne? Ich hasse Interviews. Ich hasse es, über mich zu reden! Ich hasse es, über meine Musik zu reden! Weißt Du? Was ich tue, ist noch gar nicht getan, und ich hasse es, es zu erklären, ja? Was ich tue, befriedigt mich wirklich zutiefst, auf einem Level wie *wirklich guter Sex*, äußerste emotionale Anspannung mithin. Ich könnte nie ohne diese Band leben. Es macht viel mehr Spaß, als einen dicken Scheck einzustreichen. Wo ist dabei der Spaß? Aber wenn das, wofür Du den Scheck bekommen hast, etwas wert war, fein! Ich könnte natürlich auch jederzeit lustige Platten machen, Familien-Platten.«

Was bitte ist eine 'Familien-Platte'?

Rolo: »Eine Familien-Platte ist eine Platte, deren Witz von Menschen mit durchschnittlicher Intelligenz verstanden werden kann. Von Menschen wie mir, z. B. Wenn ich obskur sein will, bin ich völlig obskur, aber natürlicherweise bin ich durchschnittlich genug, um meine Sachen durchschnittlichen Menschen nahezubringen. Es entspricht meiner Natur, Popmusik zu machen, es ist nicht so, daß ich *versuche*, Popmusik zu machen. Ich *versuche*, Avantgardemusik zu machen, und was herauskommt ist Pop. So geht es immer.«

Mir fällt noch etwas schönes ein: Deine Worte über das 'Einfache' gleichen erstaunlich den Worten über 'die Befreiung durch den Synthesizer', die noch vor wenigen Jahren die Runde machten. 'Knopfdruck genügt - Hundebellen, Violinen, Horowitz stellen sich ein.'

Rolo: »Stimmt. Nun machen wir es eben wieder umgekehrt, weil ich echte Instrumente immer noch leichter zu durchschauen finde als Synthesizer und komplizierte Apparate. Das klingt dann bei uns halt wieder nach Synthesizer.«

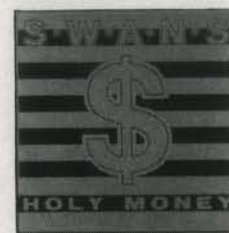


vox-concerts
2000 hamburg 36
poolstr. 38
telephon (040) 34 21 31

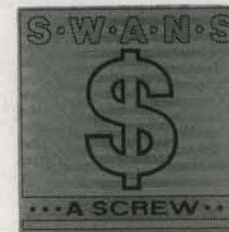
Im Vertrieb von:
spv



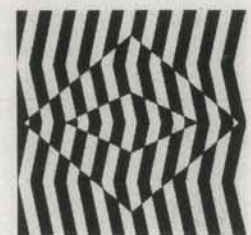
SONIC YOUTH — STARPOWER
SPV 50-8004 12"



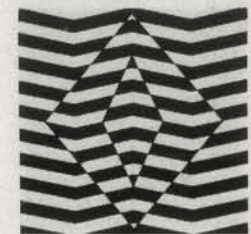
SWANS — HOLY MONEY
SPV 09-800 LP



SWANS — SCREW
SPV 50-8002 12"



WISEBLOOD feat.
Jim FOETUS — Dirdish
SPV 09-8001 LP



WISEBLOOD feat.
Jim FOETUS — Stunbow
SPV 50-8003 12"

- 28.8. Hamburg
- 29.8. Bielefeld
- 31.8. Berlin
- 1.9. Hannover
- 2.9. Wiesbaden
- 3.9. München
- 5.9. Zürich
- 6.9. Fribourg

Im Vertrieb von:



CABARET VOLTAIRE
THE DRAIN TRAIN
EIA 85-2370 12"



SONIC YOUTH — EVOL
EIA 2371-08 LP

Danielle Dax

Wie es kam, daß Michael Ruff einer asexuell flatternden City-Elfe mit hüftlangem Haar fast doch das Instrumentenkofferchen zum Bandbus getragen hätte. Geheimnisse eines Gentleman.

THINGS MAY COME AND things may go... but the art school dance goes on forever! So ein LP-Titel des genialen Rock-Poeten Pete Brown (1970) – aber konnte er ahnen, was da kommen würde? Merseybeat, Psychedelic- und Blues-Movement waren vorbei, Gruppen begannen lange, verzwickte Stücke zu spielen, die plötzlich mehr sein sollten als nur Pop, Rock'n'Roll, Introspektion. Aber sie sagten dir nicht, Liebe zu machen, Steine zu schmeißen oder Drogen zu nehmen. Dies alles war langweilig geworden, und so unternahm man jeden Versuch, sämtliche Eindeutigkeiten aus der Musik herauszuhalten. Monumental wie sie waren, wollten sie in ihrer Vielfältigkeit erst einmal verstanden werden, luden ein zum Crossover in bourgeoise Ästhetik. Eine große Szene in den Endsechzigern/Frühsiebzigern, vielleicht die „kreativste“ aller Pop-Zeiten. Reste naiver Experimentierfreude treffen auf erste Anzeichen erfahrener, hauptberuflicher Pop-Künstler, denen es überhaupt nicht quer ging, mittels unpassendster Einflüsse ihre Musik bis zum Platzen aufzublasen. Der Wort „präventios“ hielt Einzug in das Vokabular der Kritik. Bands spielten für ihr Weltbild und für die Platte und preßten alles, was sie kannten, in ihre Stücke. Das reichte von Tolkien-inspirierter Fantasy bis zum Politrock: Alle hatten sie Elemente aus Literatur und Theater eingebaut, Light- und Dia-Shows traten ihren Siegeszug an.

»Es gibt riesige Gebiete innerhalb der Musik, die ungenutzt bleiben, weil die Leute zu faul sind. Ich interessiere mich sehr für Theater, beson-

ders für Oper und Ballet, wo die Bühne auf viel interessantere Weise genutzt wird. Ich versuche, mein Interesse so effektiv wie möglich einzusetzen. Vielleicht gibt es Leute im Publikum, die meine Songs nicht kennen oder sie nicht mögen, und denen kann ich dann visuelle Reize anbieten.«

Wer Danielle Dax gegenüber sitzt, kann da nur beifällig nicken. Schließlich trug sie vor ein paar Jahren auf der Bühne nichts als ihre bemalte Haut. Im vergammelten Hinterraum des Kir wirkt sie wie eine plötzliche Erscheinung aus einer extraterrestischen Puppenstube. »Mein Großvater hatte einen Kiosk in Southend an der See. Meine Großmutter war ein Medium. Meine Mutter ist Kostümdesignerin, mein Vater Bankmanager und mein Bruder ist Hell's Angel«, sagt sie ganz offen. An ihr ist alles Lurex und Lamé, ihre Utensilien, ob Schminkkofferchen oder Verstärkerboxen, sind im Muster schwerer Brokattapeten gehalten. Das weite Kostüm gibt ihr die asexuelle Ausstrahlung einer flatternden City-Elfe, ihr hüftlanges Haar ist jedoch kaum zu sehen, da in einen üppigen Kopfschmuck aus Federn und Bändseln eingebettet. Ihre Gesichtshaut, glatt und ebenmäßig, erinnert an die gestaubte, fast-fleischliche Farbe/Oberfläche der Puppen im Schaufenster. Beunruhigend ihre großen, schwimmend-wässerigen Augen, die durch den häßlichen Raum flackern, dann dich ansehen.

»Am liebsten wäre ich in einem guten Club, dort würde ich ein Bühnenbild bauen, so zwischen Cecil B. DeMille, Metropolis, Einstein on The Beach und Cocteau's 'Beauty and The Beast'. Aber ich verrate zu viel, das soll alles geheim bleiben. Ich habe Kleider entworfen, die Klänge erzeugen, ebenso eine Bildersprache ausgearbeitet als Teil der Choreographie. Es gibt da einen deutschen Maler und Bildhauer, Kienholz, den ich sehr bewundere (und der in Wirklichkeit Amerikaner ist). Am liebsten hätte ich viele gefundene Objekte und Kirmesfiguren, so was wie Francis Bacon in 3-D., eine Mischung aus Hi-Tech und organischen Elementen.« Natur und Menschenhand, da fällt mir immer der Alsterblick mit dem flotten Stern-Gebäude zwischen all den dicken Bäumen ein. Guter Anblick. Oder ein moderner Wohnblock mit seiner planerisch eingepflanzten grünen Lunge aus widerstandsfähigem Gesträuch. Dinge, die zeigen, wie viele wir schon sind und wie wenig Platz wir immer noch brauchen.

Auf der Bühne steht Dax mit drei höchst normalen, freundlichen englischen Jungs, die mit Gitarre, Bass und Schlagzeug eine recht gut eingespielte Rock-Band abgeben, sieht man einmal davon ab, daß der Stamm-Drummer kurzfristig ersetzt werden mußte. Im Background laufen Geräusche vom Tonband, doch ihre Funktion ist lange nicht mehr so

dominant wie beim letztjährigen Konzert. Danielle träumt von einem Sample-Keyboard, um ihre Klangwünsche einfangen zu können.

Dabei war es anfangs der unbefangene, fast kindliche Umgang mit Klangquellen, der ihre Platten auszeichnete. Ihre erste LP „Pop Eyes“ war ein durchgeplantes Werk mit femininem Anspruch: »Mir wurde plötzlich klar, daß es nun sehr wenig Frauen gibt, die eine LP ganz allein gemacht, alle Instrumente gespielt, selbst produziert und das Cover gemacht haben. Deshalb ist die Platte so geworden wie sie ist, mit allen Eigenheiten und Fehlern. Es war wichtig für meine Vorhaben und sollte anderen Frauen Mut machen.«

Das Original-Cover (bei späterer Auflage abgeändert) zeigte eine durchaus ekelhafte Collage aus medizinischen Abbildungen menschlichen Körpergewebes.

Die zweite Platte „Jesus Egg That Wept“, durchweg im 4-Spur-Heimstudio aufgenommen, brachte ihr die meisten Fans. Merkwürdige Klänge mischten sich zu atmosphärischen Stücken, harten Rock-Rhythmen und schmutzigem Fake-Blues, wobei der Grundtrack der Songs oft aus Bandschlaufen und ähnlichem Material gebildet wurde. Mir gefiel



besonders „The Spoil Factor“, wo sie alle Instrumente weglässt und zum ffschtscht-scht irgendeiner Endrille singt.

Die neuen Songs stellen die Band stärker in den Vordergrund. Der Rhythmus ist laut und donnernd, die Melodien sind verzerrt und künstlich – übertriebener Honky-Tonk-Country & Western, verbogener Blues, kontrollierter Trommelrausch. Dani ist nun Sängerin einer Band, ihre exotische Gestalt schwebt über die Bühne, ihre Stimme klettert hoch und weit, vibriert durch die Kaschemme. »Ich breche aus dem Kult-Zirkel aus. Eine solche Band ist ein Experiment für mich und viel flexibler als alles, was ich vorher gemacht habe.«

Eine exotische Märchenfrau mit verwirrend-naiver Musik. Kann sie die verwaisten Plätze von Kate Bush odergar Toyah ausfüllen, erklimmen die entrückten, schwindelnden Höhen der unvergessenen Renate Knap-Krötenschwanz, dem einsamen germanischen Mysterium von Amon Düül II? »Ich bin die psychedelische Dolly Parton. Deshalb auch die Perücke. Jetzt lasse ich mir noch

die Titten vergrößern.« So the art school dance goes on. Pete Brown's Cover zeigte die karikierten Gesichter illustrierter Figuren jener Zeit: Ginger Baker, Arthur Brown, Dick Heckstall-Smith und den jungen John Peel, der heute nichts mehr mit Art School zu tun haben will. Danis Platten spielt er jedenfalls nicht.

»Er soll sich eingraben lassen. Für ihn ist alle Musik, die nicht total simpel und schlecht gespielt oder Punkmäßig klingt, Mittelschichts-Intellektualismus. Nicht mal Blues oder Reggae spielt er.«

»Niemand weiß mit einem Sample-Keyboard umzugehen. Meist werden nur die Presets eingesetzt. Wir nehmen für den Bass-Sound ein Lineal, das wir an einer Tischkante in Schwingung bringen, oder wir nutzen den Klang einer gefüllten Badewanne. Das erschließt der Musik völlig neue Gebiete. Aber unseren Weg haben wir noch nicht gefun-

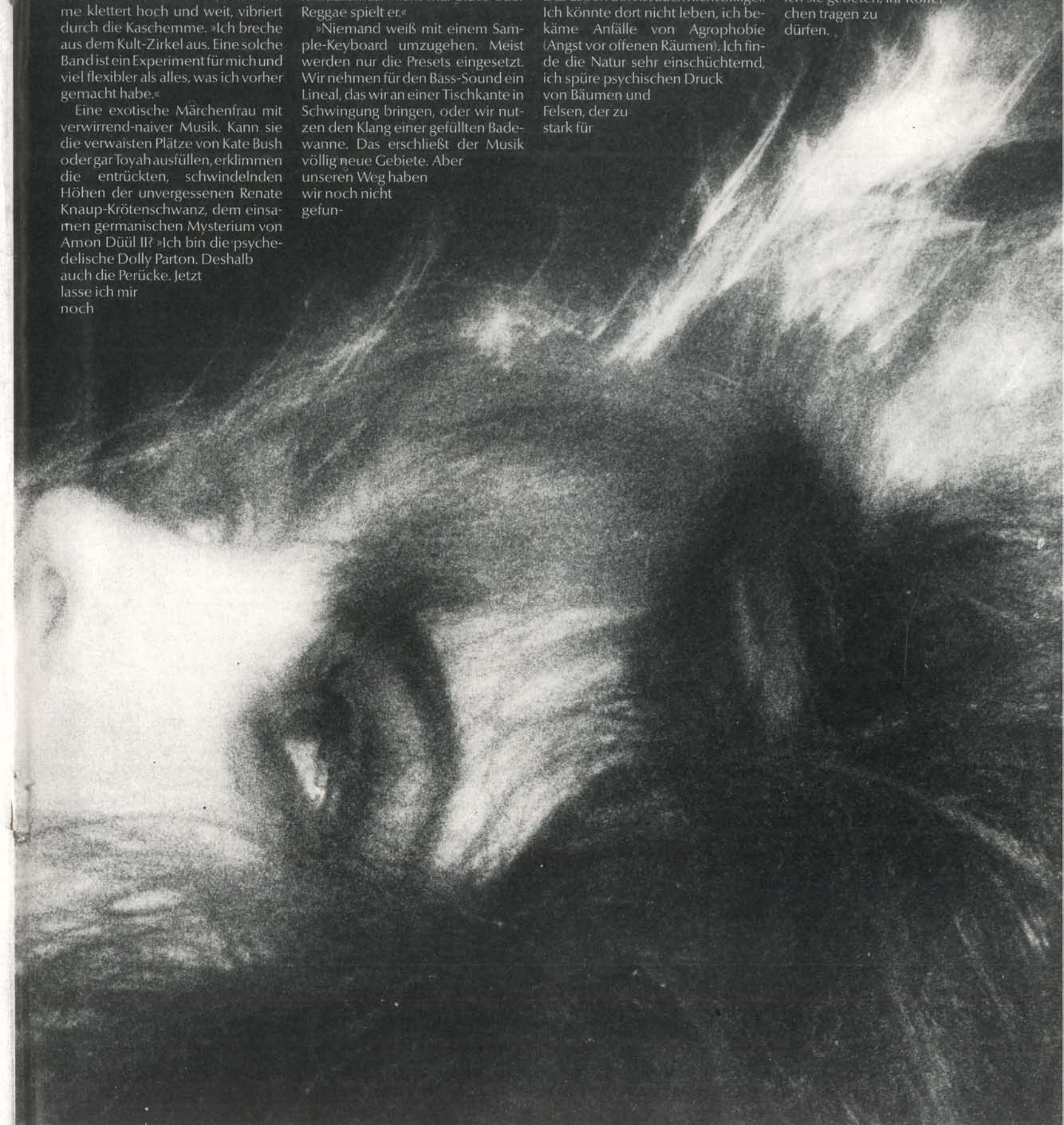
den. Wir können auch nicht davon leben, das führt zu Mutlosigkeit und Depression. Mein Herz schlägt auf der einen Seite, doch der Selbsterhaltungstrieb drängt dich zur anderen.«

Ja, wanna get lucky in London. Wenn du in der Stadt keine Unterstützung findest, warum ziehst du dich nicht eine Weile aufs Land zurück und produzierst in Ruhe das, was du willst?

»Das würde doch nichts ändern. Das Leben dort ist auch nicht billiger. Ich könnte dort nicht leben, ich bekäme Anfälle von Agrophobie (Angst vor offenen Räumen). Ich finde die Natur sehr einschüchternd, ich spüre psychischen Druck von Bäumen und Felsen, der zu stark für

mich ist. Wenn ich einmal da bin, fällt es mir schwer, überhaupt den Willen zur Bewegung aufzubringen, meine Gedanken rational zu ordnen. Ich fühle mich mehr, als Teil eines Systems als irgendwo anders. Es überwältigt mich zu sehr.«

Später, nach unserem kurzen Treffen, sehe ich diese kleine federtüll- und brokatverhüllte Gestalt ihre Instrumentenkoffer zum Bandbus schleppen. Ein unbestimmter Drang durchzuckte mich, und fast hätte ich sie gebeten, ihr Köfferchen tragen zu dürfen.



Art Of Noise



ART OF NOISES IND WIE DEZENTE Beleuchtung, wie ein Austausch von Liebenswürdigkeiten, ein Konzept ohne Intentionen geboren, aus dem schierem Überfluß und einem Slogan des futuristischen Komponisten Luigi Russolo. Gary Langan sagt: »Art Of Noise ist semi-industriell, soll möglichst überall einsetzbar, verfügbar sein wie ein Stück Möbel oder wie ein Stift, mit dem man auf den verschiedensten Flächen schreiben kann.«

Art Of Noise und ihre Musik, als gesammeltes Werk auf der Platte „Invisible Touch“ zusammengefaßt, sind und wollen auch nicht mehr sein als pures, durchdesigntes Ele-

ment der achtziger Jahre, also eigentlich nicht mehr als die durchsichtige, gefällige Schmiere, die die Begriffe Kunst und Design zusammenkleistert, entnommen dem Handbuch der Yuppiekultur, das uns gestern enzyklopädisch im Kino vorgeführt worden ist, in dem Film „9½ Wochen“, wo so offen, vollständig und penetrant die Ästhetik und die Images der Mittachziger zur Schau gestellt werden, wie man es kaum zu hoffen gewagt hätte. Für die ultraschrillen schönönen Dinge, die es so auf der Welt gibt, die man sich als verliebtes Pärchen dauernd kaufen muß, für die technische Vollkommenheit des Wohnzimmers und den dämlichen, sprachlosen

Gesichtsausdruck des coolen Young Professionals, für alle diese Elemente des Zukunftsoptimismus, garniert mit verrückten Taten, läßt man sich dann auch gerne oft und viel vergewaltigen. Dabei sieht der so erzwungene Geschlechtsakt immer so aus wie eine Calvin-Klein-Unterwäschen-Anzeige. Nur hatte der Verführer von Welt in diesem Film doch tatsächlich eine Billie-Holiday-Platte im Haus, die besondere Musik, Sie verstehen, ein Glück für Art Of Noise, denn eigentlich hätte ihre Musik sehr gut in das Environment gepaßt, oder auch Pech für den Regisseur, der unbedingt auf das Verabreichen von klebriger Sinnlichkeit in seinem Hitech-Film aus war – die Kontraste, Sie verstehen – ...

Man kommt also aus diesem Film heraus und weiß, daß Design bzw. die Phantasien von Designern der letzte Dreck sind, aber trotzdem plädiert man bei der Design-Band Art Of Noise dann doch für mildernde Umstände. Deren Fairlightmania, mit der sie hartnäckig einen zentralen musikalischen Avantgarde-Begriff, nämlich Noise, aufweichen; deren Kunststückchen, die nicht im geringsten Kunst sein wollen, sind nichts als ein großangelegter Scherz von dreidick im Berufsleben stehenden, gut verdienenden Produzenten, Komponisten, Engineers. Die gut auf Autorenschaft verzichten können, im Benutzen von neuen Technologien geschult sind, und in abgeklärter Manier lieber darauf verzichten, sich in der Öffentlichkeit zu zeigen. Das wäre nämlich nicht besonders stilbildend, was soll ein braungebrannter Mittdreißiger mit Zöpfchen und Hawaiiemid auf der Bühne, wenn man sich auf den Soundtrack spezialisiert hat und alle Produktionsmittel zum Verbreiten von Optimismus einsetzt. Das gäbe höchstens schlechte Laune.

Art Of Noise aber produzieren eine gute Laune, die im Hintergrund herumwieselnd, entknittert, entstaubt, Dancefloormusik, Radiomusik, das „gute Geräusch“ eben, wie es auch mal die „gute Form“ gegeben hat, oder das „gute Geräusch“, was die endlosen Hammondorgelbla-

sen eines Jimmy Smith für den Jazz waren, das gute Geräusch, was die James-Bond-Filmmusiken für die sechziger Jahre waren, das sind Art Of Noise als Versuch, ein gutes Geräusch für die Achtziger zu prägen.

Das heißt: Ein bißchen mit der Idee des Futurismus herumspielen, ohne sich über dessen Konsequenzen, nämlich den direkten Weg zum italienischen Faschismus, weitere, ohnehin genügend vorhandene graue Haare wachsen zu lassen. Das heißt: Videos mit häßlichen Designspielereien. Und das heißt: Bekanntes für seine Zwecke einspannen, von Max Headroom, dem synthetischen Bildschirmertainer, bis Duane Eddy („Peter Gunn“-Thema). Das heißt: Weiter ... immer stramm voran, oder »man muß sich mit Hilfe der Technik unablässig fortbewegen« (G. Langan), jenseits von Identitätskrisen mit seiner Technoreife herumspielen und sich nicht vor Begriffen wie „Crossculture“ ekeln.

Art Of Noise sind Anne Dudley (Touch Sensitive), Royal-College-of-Music-trainierte Keyboarderin und Sessionmusikerin mit Liebe zum Jazz, die bei Frankie, ABC, McLaren, Lloyd Cole, Helen Terry, Paul McCartney und zig anderen Namen (reizend-einfühlsame Jazz-Piano-Vignetten auf ABC-B-Seiten) mitgemischt hat, mit J. J. Jezalik (Sapientia Fons Vitae), ehemals Trevor Horns „Fairlight Man“ und hauptsächlich Mixer, Engineer und Co-Produzent, sowie Gary Langan (To Be Completed), der ebenfalls, seit er 1980 zum besten Engineer des Jahres gekürt wurde, seine Karriere als Produzent, die britischen Pop-Charts rauf und runter, verfolgt hat und sie kürzlich mit der Produktion der neuen Spandau-Ballett-Platte krönte.

Die Aktivitäten aller drei Mitglieder sind mit der Blütezeit von Trevor Horn und ZTT aufs innigste verknüpft, und auf diesem Label hatten sie 1983 ihren ersten Hit „Beatbox“.

Gary Langan: »Ich bin ihm ausdrücklich zu Dank verpflichtet, zwei Jahre lang war es wirklich gut dort.«

Dann querelte Paul Morley, sagte, daß der Erfolg von „Beatbox“ nur seiner gekonnten Schreiberei zu ver-

Noise

9 1/2 Töne oder Designersound gegen Designersex

danken gewesen wäre und außerdem ein andere Top-Nummer von Art Of Noise, „Close To The Edit“, geklaut wäre, und die Liaison wurde 85 für beendet erklärt.

Gary Langan legt auch lieber einen dunklen Schleier über diesen Vorgang, wird aber freudig, als er über die Geburt von Art Of Noise aus dem Schaum der Langeweile berichtet: »Ich habe Punkmusik nie gemocht. Während der Punkzeit gab es eben sonst nur dieses Maschinenmusik - Synthesizer-Zeug, so habe ich mich halt dafür interessiert und angefangen, Platten zu produzieren. Erst habe ich J.J. bei der Band Landscape (Jazzrock!) getroffen, später kamen wir beide mit Trevor Horn zusammen. Dadurch kam es, daß einer der ersten Fairlight-Computer in England in unserer Wohnung lebte, ja lebte. Wir haben dann nächtelang mit dem Ding herumgespielt, wir haben versucht, alles damit zu machen, was nicht in der Gebrauchsanleitung stand. Damals trennte sich meine Freundin von mir. Später haben wir

Trotzdem wehrt er sich dagegen, mit Laurie Anderson und deren lustiger Technokritik verglichen zu werden. Geschmeidig ist der Mann, denn Laurie Anderson ist schließlich nicht mehr das Neuste. Außerdem vermeiden Art Of Noise jegliche Personality-Show; möglicherweise clownesk-peinliche, visuelle Elemente lassen sie von anderen besorgen (s. Max Headroom oder Rik Magall aus der englischen Serie „The Young Ones“ in den Videos).

»Wir sind strikt eine Instrumentalband. Alle drei Mitglieder sind vollkommen unabhängig voneinander, die einzelnen Charaktere kommen jedoch nicht zum Vorschein. Obwohl wir auch auf Tour gehen (gerade jetzt sind die anderen beiden in Amerika mit dem Drummer von ABC auf Tournee), sind wir in erster Linie Komponisten. Wir alle sind auf unserem Gebiet sehr gut ausgebildet, aber wir sind keine Freaks, die sich alleine mit ihrem Wissen einschließen und herumpuzzeln. Wir haben uns zusammengetan, um damit zu spielen. In diesem Sinne sind

heißt das Wort, und Flexibilität führt zu einem weitumfassenden Aufnehmen und Verarbeiten von Ideen auf die möglichst ökonomischste Art und Weise, die wiederum den lässigen Designer-Luxus kreiert.

»Art Of Noise ist sehr flexibel, sehr ökonomisch. Wir haben nur eine Regel, die sagt, daß immer zwei zusammen arbeiten müssen, damit es weitergeht. So sind also die anderen beiden auf Tour, während ich hier ein Interview führe und das Spandau-Ballett-Album fertig produzieren kann. Es ist gerade gut, daß deren Musik so verschieden ist, sich so von unserer Arbeit unterscheidet. Die Spannweite von Ideen wird erweitert... Fun and Excitement inbegriffen.

»Wir sind die Crossoverband... von allem gebrauchen wir etwas, sind aber auch für alles mögliche einsetzbar.«

Bei einem derart hemmungslosen Expansionstrieb ist es klar, daß Art Of Noise stolz auf ihre Erfolge in den U.S.A., insbesondere der HipHop-Szene sind, ist auch klar, daß sie Marc

gan in letzter Zeit »zu ängstlich. Die gehen nicht weit genug.«

Der Stellvertreter strotzt vor Selbstbewußtsein, während die knallige Gefälligkeit des „Peter Gunn“-Themas den Coverversionen, die etwas bedeuten, gespielt von den »jungen Bands, die sich so ernst nehmen«, eins auf den Deckel gibt (außer Bananarama und Doctor And The Medics, die ähnliches wie Art Of Noise fabriziert haben).

Empfindlich gestört wird dieses Selbstbewußtsein nur dann, wenn man ihn in der Theorie von der absoluten uneingeschränkten Verfügbarkeit bestätigt. (Wer will schon eine Eno-Endlosschleife sein?)

»Der einzige Platz, an dem ich unsere Musik nicht hören möchte, ist ein Hotellift, dann wäre irgend etwas völlig schief gelaufen. Hotelbars und Hotellifts, das ist alles das Letzte. Hotels sind das Falscheste auf der Welt. Ein Flughafen hat mehr Seele als ein Hotel. Ich bezahle unglaublich viel Geld und will doch nur ein Bett benutzen! Ich sage, unsere

Nicht nur erstmals im Foto festgehalten, sondern auch in diesem Forum zur Rede gestellt werden, konnte Gary Langan, eins der drei Bastelgenies von Art Of Noise. Jutta Koether sprach und fotografierte den Mann, der gerade die neue Spandau-Ballet-LP produziert hatte (und so ganz anders aussieht als man sich einen High-Tech-Concept-Art-neofuturistischen Soundtüftler vorstellt), an einem heißen Tag in London: Crazy legs, isn't it?

dann, nach der Yes-Produktion, aus reiner Langeweile und weil ein besonders schöner Drum-Effekt entstanden war, den niemand gebrauchen wollte, die alten Experimente wieder aufgegriffen und das Resultat war „Beatbox“.

Bastelwerk mit „kreativen Elementen“?

»Wir bejahen technische Erfindungen, aber nur ein Teil davon kann wirklich benutzt werden. Synthesizer bejahen heißt nicht auch den ganzen Hifi- und Computerwahn bejahen, oder auf einer anderen Ebene die uneingeschränkte Nuklearforschung. Wir sammeln Reste und Fehler und machen etwas daraus.«

wir natürlich eine Band. Da wir alle gleichzeitig Musiker und Produzenten sind, gibt es absolut keine Beschränkungen.«

So können Art Of Noise jede Idee des einen der Vervollkommnung des anderen ausliefern, heraus kommt: Sound. Der Rand von Musik. Die schöne, einprägsame Form, die übrig bleibt, »wenn man sich erinnert«, so Gary Langan, »wie man als Kind Tamla-Motown-Stücke gehört hat, und sich nur an einen bestimmten Sound erinnert, kaum an eine Melodie.« Die Musik von Art Of Noise ist vollrandig.

Und dieser Rand ist ganz im Sinne der Zeit und aller jungen Professionellen schön dehnbar. Flexibilität

Almond depressiv und anachronistisch finden und die »jungen Bands, die alles so ernst nehmen und dabei noch unter dem Druck stehen, eine Hit-Single herzustellen« bedauern.

Sie selbst nehmen sich nicht ernst, stehen kaum unter Druck und tüfteln in einer fein abgeschmeckten Mixtur aus Disziplin und professionellem Sich-Austoben den nächsten Hit zusammen. Gut abgehängene Profis also, die den modernen Typ des Studiomusikers prägen und ihm ausladende Weihnen verleihen. Sie selbst wollen sich mit nichts anderem vergleichen lassen als Kraftwerk, vielleicht noch Yello, aber mit Einschränkungen, denn Dieter Meier und Co scheinen Gary Lan-

Musik ist verfügbar, aber es gibt Grenzen.«

Im Radio läuft Musik, sie läuft, ohne daß man genau sagen könnte, was es ist. Man hört Synthi-Pop, und man hört Achtziger Jahre, und man weiß immer noch nicht, was es ist. Man hört perfekten Soundtrack, milde, gutgeformt und wohlbelegt wie die Brötchen im Cornersnack. Hätte Elizabeth (Kim Basinger) vorher Art Of Noise gehört, wäre sie nicht auf das beschissene Cool-Gesäusel und den Billy-Holiday-Trick von John (Mickey Rourke) hereingefallen, die echte Designermusik hätte sie vor Designersex bewahrt.

THE APPARTEMENTS

In der Mitte von Nirgendwo



Eine wunderschöne, unerwartete LP hatte sie gelockt, ein kleiner knarziger australischer Cowboy erklärte Jutta Koether dann alles ganz anders: inbetween statt go between.

AUFRECHT, HART UND kraftvoll, zeigte seine Erscheinung nichts, was auf Jugend oder Alter hätte schließen lassen; wenn er weder Unschuld noch Schärfe besaß, so huldigte er auch keiner praktischen Philosophie. Sein Unterkiefer zeigte denselben Schwung wie in früheren Tagen; aber eine Krise wie die gegenwärtige mußte ihm natürlich einen grimmigen Zug geben.

Natürlich ist Peter Walsh, der Kopf der Apartments, nicht geradewegs einem Roman entstieg, schon gar nicht dem „Bildnis einer Dame“, denn er ist ein wortkarger, spröder, rothaariger Australier, der sagt, »Ich spiele nur, ich kann nichts anderes«, dessen Gestrandetsein aber durchaus dem des Mannes im Zitat ähnelt. Gestrandet in London, einer Stadt, in der er nicht noch mal einen Februar erleben möchte. Nach seiner Mitgliedschaft bei den späten Laughing Clowns hat er die Apartments gegründet und eine Platte gemacht („... the evening visits“), die er heute, nachdem er sich mit seiner Firma verkracht hat, nur noch grimmig kommentiert:

»Ich mag diese Platte nicht. Es war furchtbar, 12 Songs in zwei Wochen, und dabei brach auch noch das ganze Studio zusammen. Das waren die schlimmsten Bedingungen, unter denen ich je etwas aufgenommen habe. Die Songs selber sind o.k., aber die Produktion hätte soviel besser sein können.«

Dann grollt's wieder, tief und stumm, so ist das mit der Verbitterung eines Menschen, der sich ungerecht behandelt fühlt, aber keine Lust hat, mehr über die Ursachen dieses Zustands nachzudenken, weil er die Sache abgeschlossen hat. »Spare me the rituals of sorrow«,

heißt es in einem seiner Lieder, aber wenn man dann, wie ich, einwendet, daß die Schrabbelproduktion und die eine akustische Seite der LP doch durchaus ihre Reize hätten, ja – angesichts der ziemlich sentimentalen bis kitschigen Texte der Songs – geradezu durch die musikalische Unvollkommenheit erst gut würden, dann kommt einem angesichts der Verbitterung des Gegenübers dieser Einwand als geradezu sadistisch vor, gleich einem Stochern in Wunden. Peter Walsh hält nämlich gar nichts von solchen Hinweisen auf mögliche Dialektik in seinem Werk, und überhaupt: Er haßt Singer/Songwritertum, und Lou Reed mag er auch nicht: »Selbst die Triffids und die Go-Betweens würden sagen, daß sie Velvet Underground und Lou Reed lieben, aber **ich nicht!**« Und das, was der etwas geknickte, zurückgezogene lebende Mann heute will, ist nur eine Band und einen ordentlichen Vertrag.

Mit dem Vertrag ist noch nichts los, seine neue Band aber preist er – endlich – ein Funken Enthusiasmus sprühend: »Hah, the band is a killer of a band!« Diese – zusammengestellt aus diversen anderen in London gestrandeten irisch-deutsch-australischen Musikern – will er als Sänger und Gitarrist der Band mit keiner anderen auf der Welt, auch nicht mit den australischen Bands vergleichen, und außerdem, sagt er, »sind wir in Frankreich sowieso bekannter als in Australien.«

Am nächsten Abend konnte ich mir den „Killer of a band“ ansehen, als Vorgruppe der Triffids. Von der fragilen Zartheit der Apartments-Platte war wirklich nichts mehr übriggeblieben; statt dessen gab es einen strammen, statischen Sound und Songs, die nicht mehr oder we-

niger waren als die durchschnittlicheren der Go-Betweens. Letztere, allesamt im Publikum, fanden das offenbar ganz lustig, vielleicht aber auch deswegen, weil ihre Geigerin die Band von Peter Walsh unterstützte und in kurzem Kleid lebhaft spielend oder den Takt schlagend, den einzigen optischen und beweglichen Lichtblick auf der Bühne darstellte.

Die Apartments selber: „Ich spiele nur und kann nichts anderes“-Drögeheit, eine Mischung aus monolithisch und patzig. Musik als entfernter Gegenstand betrachtet, dem sie sich mit stoischer Schwerfälligkeit anzunähern versuchen. Ihr Bandleader Peter Walsh: einer, der von Herzen gern ein produktiver Musiker sein möchte und auch sein könnte, wenn ihm selbst die dafür nötigen Schritte gelungen wären. Statt dessen aber bewegt er sich auf nebeligem Boden. Der Zweck des Unterfangens ist vage, der Vertrag nicht in Sicht, die Operationsweise ist eine unbestimmte Unbeweglichkeit, der Gegenstand der Musik und die Mittel auch ziemlich freudlos, alles in allem, zu der Show kann man nur ein klares Wort sagen, daß es sich offensichtlich um ein Zwischenstadium handelt. Viel Stimmung kann in einem solchen nicht aufkommen, in keiner – musikalischen – Richtung blüht die Band auf. Das Zwischenstadium trägt Unentschiedenheit vor.

»Shine on black road«...?

Peter Walsh hat ein Faible fürs „Dunkle“, auch wenn er das bei den neuen Apartments in ein bodenständig-helles Go-Betweens-Papier eingepackt hat: »Ich bin ganz offensichtlich nicht Bananarama! Ich mag zwar auch lustige, aufgeregte Musik,

aber die Platten und Stücke, die den größten Einfluß auf mich hatten, die waren schon immer ganz dunkel: Eine der besten Platten der Welt ist 'Big Star 3' mit Alex Chilton... und die 'Pet Sounds' von den Beach Boys.«

Das „dark“ von Peter Walsh ausgesprochen, hat dreimal „a“ in der Mitte, und das ist es, was seine Stimme für einen Moment geradezu entflammen läßt.

Doch dann sieht er eine dicke 2-Liter-Wasserflasche herumstehen, und das gerade zum Vorschein gekommene Feuer wird schnell gelöscht, und herauf gurgelt ein: »Ich kann nun einmal keinen Style produzieren. Aber ich mag, was ich tue.«

Er mag auch Dusty Springfield und Ed Kueppers (Ex-Laughing Clowns) und sogar die Smiths, weil John Marr und Morrissey für ihn die schizophrene Kombination schlechthin darstellen, aber am allermeisten mag er die beharrliche Vorstellung, daß seine eigenen Songs alle „eine Million mal besser hätten sein können“, wenn man ihm nur die Chance gegeben hätte, gleichermaßen das Eingeständnis eines Scheiterns und der Glaube an unvorstellbare eigene Ressourcen, die es noch freizulegen gälte.

Peter Walsh sagt, er sei bestimmt keine aggressive Person, aber er sagt das mit einem knarzigen stillen Zorn zwischen den Zähnen; das Dazwischensein ist eben eine unangenehme Sache, die von der neuen Band nur leicht entschärft wird; und deshalb kann sie sich erst mal nur durch hartnäckiges Knirschen bemerkbar machen, ein durchaus bekanntes Geräusch, dessen Aufknacken mit möglicherweise erstaunlichen Folgen man dann erst auf einer neuen Platte wird überprüfen können.

GUT GELAUNT UND RELATIV ENTARTET

Von Obskur auf Nummer eins mit dem Nina-Hagen- (Verzeihung!) Norman-Greenbaum-Klassiker „Spirit In The Sky“. Ein schöner Erfolg für eine wüste Band. Andreas Bach badete in der Menge.

MITTENIM KONZERTERhalte ich die Information, Clive Jackson, so sein bürgerlicher Name, brauche im allgemeinen eine Stunde um sich zurechtzumachen. Gott, was frage ich denn später? Unmöglich, mir vorher die LP zuhause am Stück durchzuhören. Nur „Spirit In The Sky“, der recyclete Norman - Greenbaum - Smashhit sumpft einigermaßen erträglich vor sich hin. Heute haben wir den siebten Juli, ich stehe mit knapp dreihundert anderen in der Alabamahalle und während die Band live ihren überlauten Psychedelic-Heavy Metal dem Publikum durchaus mit Liebe um die Ohren schlägt, sehe ich blasse Parallelen zwischen den späten, mittleren, (wie ihr wollt) Doctor & The Medics mit stumpfen Beat-Platten und hartem Live-Krach und den mittleren, späten, Ärzten mit stumpfen Pop-Platten und Irgendwie-Live-Dingsda. Stumpf-Stumpf eben. Was ist mit Dr. Feelgood? Und „Doctor, Doctor“ von UFO? Dr. Hook? Doc Martens?

Von der Bühne dröhnt derweil eine eher schlechte Version von Black Sabbaths „Paranoid“. Andererseits, mir hat gefallen, daß die „Gute Musik“-Fraktion, so sie überhaupt vertreten war, schon längst die Halle mit eingezogenen Ohren verlassen hatte. Die Vertreter der Industrie hielten mit gequälten Mienen durch und meinten später: Irre Band, echt wüst. Toll. Der Abend hat wirklich Spaß gemacht.

Und während mir die Doctors Of Madness durch den Kopf gehen, um über den Umweg von „Kid“ Richard

zu Steve Strange endlich Visage anzubringen, um Jackson und seine Band als gitarrige 60's-Heavy-Blitz-Kidz-Variante abzuklatschen, der Doctor auf der Bühne zwischen seinen Songs als häufigste Vokabeln „Love“ (München, deutsches Bier, Publikum) und „Believe“ (in Love, Togetherness, in People) benützt, fällt auf, daß die Band gar nicht so bunt kommt, wie sie tut, daß das paradiesvogelartige Jacksons durch sein dünnes, staksiges, nervöses Herumgeflippe gar nicht mal so stark scheint. Und von souveränem Frontmann kann nur deshalb die Rede sein, weil der Rest der Band (g, b, dr) schmucklos und gelassen ihren Hintergrundkrach abliefern. Nur die beiden Sängerinnen (Aladin Bros.) beeindruckt, weniger durch ihr dürres Säuseln denn durch clowneskes, eckiges, lustiges Hexengebaren, starre Mimik, abrupte, unkoordinierte Bewegungen.

Der Doctor wurde am 7.7.1961 geboren. Als er das den ca. 70 Rest-Fans vor der Bühne kundtut, halt nach dem sich anschließenden Song ein freundliches, ja liebevolles „Happy Birthday“ durch den Saal. Clive kommt zur Zugabe zurück und bedankt sich glücklich mit einer irrsinnig lauten, relativ entarteten Version von „Good Golly Miss Molly“. Der Doc ist happy, wirklich.

Das erste Medics-Plättlein, „The Druids Are Here“, von 1984, heute, wie man so blöde sagt, ein begehrtes Sammlerexemplar, kombiniert geschickt, nach dem elegischem Kirchenchoral-Intro, simplen Drumbeat und einfache, knackige Gitarrenriffs mit langsamen, halligen, psy-

chedelischen Breaks und bringt mit „The Goats Are Trying To Kill Me“ auf der B-Seite bereits einen netten, mit wimmernder Orgel verzierten, bodenständigen Rock'n'Roll-Song als frühe, erste Hommage an Norman Greenbaum, der ja heute mit der Belieferung von amerikanischen Supermärkten mit seiner „Greenbaum's Goat Milk“ relativ ausgelastet ist. (Auf Whaam! Records, lfd. Nr.: Whaam 6.)

Nach der Mini-LP „Happy But Twisted“ (Sommer '85, auf Illegal) erschien dann im Herbst letzten Jahres auf I.R.S. die von Andy Patridge produzierte Maxi „Miracle Of The Age“, die nach der Indie-Top-Ten-Position der Illegal-Platte erstmals in die regulären UK-Popcharts einzog. »1982 waren wir die absolut unangesagteste Band im Lande, unsere Musik im Jahr des Pop total daneben. Also fingen wir an, verstärkt Konzerte zu geben, um die Kids auf uns aufmerksam zu machen.« Ja, aber der Norman-Greenbaum-Hit mit seiner unscharfen Jesus-Believer-Message paßt natürlich in diese Zeit, aus der jeder herausglaubt, was er will, und klare Verhaltensrichtlinien durch beliebige Mystizismen ersetzt werden. Oder wie sonst stellst du dir vor, daß „Spirit...“ so erfolgreich läuft? Weil es lange nicht gecovert wurde? »Das kommt bestimmt mit dazu. Es ist so«, der Doc legt seine Stirn in Falten, »die alten Fans haben es in die Charts gebracht und, äh, die Leute mochten es, ja, es muß wohl auch etwas mit Zeitgeist zu tun haben und daß man das Lied ewig nicht gehört hat.« (Außer vor einem knappen Jahr von Nina Hagen – Red.)

»Die neue Single, die in zwei Wochen in England herauskommen wird, hat nichts mit 'Spirit...' zu tun, liegt musikalisch so in etwa zwischen 'Spirit...' und unserem Live-sound. 'Burn', so heißt es, hat eher etwas mit Hölle denn Himmel zu tun, it's a bit like Tongue In Cheek'...«

Wir haben uns anschließend noch nett unterhalten, über das Verantwortungsbewußtsein und die ethische, religiöse Moral unserer Vorväter, die mit den Ressourcen dieser Welt noch verantwortungsbewußter umgingen, wobei Clive politische Aussagen geschickt umging bis auf die, daß Politiker kurz-sichtige Systemreparierer seien und anscheinend (erstaunlicherweise!) überhaupt nicht daran interessiert, die auftretenden Probleme an den Wurzeln zu packen.

So spielt Clive lieber umsonst auf Open Airs in nordenglischen Küstenstädten („For The People“) und streitet sich mit Veranstaltern – für sein Publikum. Was natürlich nicht heißt, daß ihr jetzt die Platte kaufen sollt. Doctor & The Medics sind live spaßiger, lebendiger, wenn auch etwas überladen mit blöden Klischees und langweiligen Vorlieben. Mittelmaß. Aber Clive weiß das sehr wohl und auch, daß er und seine Combo alle Hände voll zu tun haben, um die sozialen Happening-Ideale der Band in wirklich hörens-werte Musik zu packen, in Musik, die streitbare, wissend-gewissenhafte Journalisten richtig gut finden können. Da lacht ihr, was?

Foto: Peter Mountain/Photo Selection



Neue Formen von Schön

Nie hat sie ein Schreibender verstanden: die Virgin Prunes aus Ulakanulot, Irland. Seidler, Fan der ersten Stunde, der die Wundersamen auf Schritt und Tritt verfolgt hat, meint: Alle Schreiber sind

DIE VIRGIN PRUNES LEBEN in Ulakanulot. Guggi spielte gerne mit Fröschen auf den großen Wiesen, umgeben von Teichen und Waldflecken. Bono (nicht Bruno) Vox leistete ihm dabei hilfreich Gesellschaft, indem er die Frösche mit selbstgesammelten Würmern anlockte, denn die Frösche von Ulakanulot fressen nichts lieber als dicke, große Würmer, die zu mehreren auf einem Haufen liegen. Gavin, Strongman, Guggi, Bono (nicht Bruno), Dik und Pod wuchsen zusammen hier auf: Jeder war mit der Persönlichkeit des anderen bestens vertraut; fast wie in einer Familie. Zusammen entwickelte man einen gemeinsamen Spirit, den nur sie verstanden, und man gab sich einen Namen: The Beautiful People. Gavin und Guggi gingen zusammen eines Tages an der Mauer eines „mental homes“ vorbei. Dort entdeckten sie Dave.id. Sie adoptierten ihn, er wurde DER „virgin prune“. Was ein „virgin prune“ ist? Nun, das kann man weder genau sagen noch beschreiben; das muß man fühlen können.

Jeder von ihnen verspürte eine große Zuneigung zur Selbstdarstellung. Daß diese zum größten Teil durch Musik erfolgen sollte, war am Anfang nicht geplant. Keiner konnte ein Musikinstrument bedienen. Aber Musik on stage erschien ihnen als das Unmittelbarste, um ihre persönlichen Aggressionen, Liebe, Haß und Traurigkeit der Umwelt bekannt zu machen.

Bono (nicht Bruno) hatte als erster eine Kapelle mit „echten“ Musikern: U 2. Er bot Guggi und Gavin an, als Pausenfüller bei U 2-Auftritten zu agieren. Nach und nach formierte man sich aber zu einem Bandprojekt, das seine ersten, eigenen Performances musikalisch untermalen konnte: die Virgin Prunes. Den ersten, großen, zusammen inszenierten Auftritt hatten sie 1978 als Support von The Clash (eine Gruppe aus England) in Dublin. Pod betrommelte das Schlagzeug, Dik spielte Gitarre, Strongman entlockte dem Baß Krach, d. h. die drei produzierten den Soundtrack zu dem, was Gavin, Guggi und Dave.id vorne auf der Bühne den staunenden Mitbewohnern vorspielten.

Die Auftritte häuften sich, und die musikalische Entwicklung der Virgin Prunes nahm ihren Lauf. Pod, der Schlagzeuger, ging, und Princess Tynemeat, d. h. Bintii, ein Fan der Prunes, übernahm für acht Monate diese Rolle. Seine musikalischen Ambitionen gingen aber über die ursprünglichen Interessen der Gruppe hinaus, und es wurde fest-

gestellt, daß er im tiefsten seines Herzens kein Virgin Prune ist. Zumindest ist sein Geschlagzeug auf der ersten Virgin-Prunes-Platte von 1980 dokumentiert. Mayo Thompson war der Producer der 4-Spur-Aufnahme, die in England gemacht wurde. Man hatte nicht viel Zeit, und das Equipment des Studios bzw. die Bedingungen waren so schlecht; aber die EP war, verglichen mit den damaligen Veröffentlichungen „angesagter“ Gruppen wie Joy Division, Theatre of Hate etc., in ihrer musikalischen Vielfalt und Aussage einfach umwerfend. Rhythmusbox, Loops und Backing Tapes spielten unkontrolliert zusammen; man mochte fast meinen, einer ihrer Live-Performances beizuwohnen (bei späteren Projekten wie z. B. „Heresie“ ist dieses Gefühl beim Hören der jeweiligen Platten noch stärker).

Was ist Kunst?

Die zweite Single „Moments and Mine“ erschien 1981 und zeigte keine neuen musikalischen Entwicklungen auf, trotzdem konnte man schon das Verständnis der Prunes für durcharrangierte Pop-Songs erkennen (was auch immer das bei den Virgin Prunes bedeuten mag). 1981 war aber trotzdem ein wichtiges Jahr. Mary D'Nellon kam ans Schlagzeug, und man wollte nicht mehr weiter versuchen die Stimmungen der Performances auf vereinzelt erscheinendes Vinyl zu pressen, sondern wollte etwas schaffen, das sich selbst einer Entwicklung bedienen muß; eine Entwicklung, die die Virgin Prunes seit ihrer Entstehung durchlaufen.

Frage: Was ist Kunst? Meint Gavin: »It confuses me, I prefer the word beauty.« Den Spirit einer Selbstdarstellung als Betrachter zu erfassen langweilt. Wer hat schon Lust, Unverständliches analysieren zu müssen, um letztendlich jenes Wichtige, die Aussage, zu verstehen? Bitte? Nein, so nicht! Jetzt aber anders! Der Zeitpunkt, der Welt die Meinung über Heaven and Hell, Life and Death, Love and Hate unmißverständlich und eindringlich, auch mit Hilfe sogenannter „Schockeffekte“ mitzuteilen, schien gekommen. Und zwar in kleinen Schritten. The New Form of Beauty sollte 7 Phasen einschließen. Teil 1 bis 3 waren drei Single-Platten, 7“, 10“ und 12“, die nacheinander veröffentlicht wurden, d. h., man fing klein an und entwickelte einen immer größer werdenden Umfang. Bishin zur Exhibition und Performance in der

Dubliner Universität, November 1981 (Teil 5). Akkustische Auszüge sind auf der Kassette „Din Glorious“ enthalten (Teil 7). Gavin setzte sich einen Schweinskopf auf und posierte vor einem Spiegel, Guggi steckte Fleisch in den Bauch einer weiblichen Plastikpuppe (nach zwei Tagen war die gesamte Galerie von dem Gestank erfüllt), Strongman ließ Tapes von Fickfilmen abspielen; reizend!

Die Dubliner waren von diesen Dingen und den anderen Gimmicks stark beeindruckt, so etwas hatten sie noch nie gesehen. Die Prunes machten davon ein Video und ein Buch (Teil 4 und 6, beides erschien jedoch bis heute nicht). Diese Phase zeigt am stärksten den Charakter der Gruppe, durch Performance, d. h. Theater und Spiel gekoppelt mit musikalisch experimentierender Untermalung (meint bei den Virgin Prunes nicht übernommene, konventionelle Popstrukturen, ohne aber das Pop-Terrain zu verlassen), ihre Aussage zu verdeutlichen. Durch dieses Projekt wurde auch das Ausland zum erstenmal aufmerksam und interessiert. Im Germanenland (weitab von Ulakanulot) z. B. durch Diedrich Diederichsen im Sounds 12/81: »Die Kunstroker des Jahres schlagen nun mit aller Härte zu. A New Form of Beauty, die Single ist wunderschön, und obwohl ich nicht an neue Formen von Schönheit glaube, eher an neue Kombinationen schon bekannter Formen, klingt dies wirklich, wie es heißt.«

Nach dem Projekt wurde der Gruppe das Image abscheulicher Dekadenz nachgesagt, das ihr bis heute anhaftet. Daß diesem Urteil nicht zuletzt eine traurige Mißin-

Tournee gehen und die Welt der Virgin Prunes Europa und den USA zeigen. Trotz der Veränderung der musikalischen Aussage wechselte das theatralisch-spontane Element ihrer Performances nicht. „Pagan Lovesong“, mit hartem Disco-Beat und typischer Kaugummisound-Gitarre, ist Dave.id gewidmet, der in den zukünftigen Shows ein wichtiger Bestandteil war. Er ist das lebende Symbol des Virgin Prune. In früher Kindheit an Meningitis erkrankt, besitzt er die Fähigkeit einer uneingeschränkten Ausdrucksgabe; er folgt mehr seinem Instinkt als seinem Verstand. Bei den Shows ist er derjenige, der all das tun und lassen kann, was er will; ohne Rücksicht auf bestehende Verhältnisse. Er drückt das konkret aus, was die anderen Virgin Prunes mit Hilfe von Gesten, Singen und Schreien, also ihrer gesamten Show, versuchen uns nahe-zubringen.

So hatten auch die Shows der „If I die, I die“-Phase eine starke Spontaneität und Überzeugungskraft, deren Magie man sich nicht entziehen konnte. Es war gerade ihre Phantasie mit all ihren Widersprüchen, die der Musikpresse als Spielball bei dem Spiel „Let's misunderstand“ diente. In Germania z. B. von einem Menschen mit Namen Ewald Braunsteiner im Sounds 12/82: »Viel Krach wie immer. Die schlechte Angewohnheit, fade Depro-Pop- oder Tanzstücke auf die A-Seite zu packen, hat mich immer bei ihnen gestört, so auch hier. Die Rückseite bedient einen allerdings mit zweimal hartem Psycholärm.« (Über „The Faculties Of A Broken Heart“). Kompletter Blödsinn. Text und musikalische Ausdruckskraft von „Baby Turns Blue“ oder „Yeo“ sind bei den Virgin Prunes

»Viele meinten, die schwarzen Klamotten und die Kreuze würden bedeuten, die Virgin Prunes hielten schwarze Messen ab, würden das Necronomicon auswendig können und mit Incubus, Succubus und Lemur ihre Pommes Frites teilen. Haha!«

terpretation der gesamten Arbeit der Virgin Prunes zugrunde liegt, konnte die Gruppe bis heute vielen Leuten nicht widerlegen. Warum? Weil die gesamte Musikpresse, zumindest in England, ihr Urteilsvermögen zugunsten degenerierter Klischeevorstellungen eingetauscht hat und versuchte, die Virgin Prunes als suspekten Amateurdramatiker in einem Comicfilm abzustempeln. Mit neuen Songs, die im Gegensatz zu den alten Sachen viel überschaubarer und verständlicher waren, auf

alles andere als depressive, ausweglose Resignation. Es gibt definitiv keinen Prunes-Song, der nicht die andere Seite der Medaille beinhaltet. Wie im richtigen Leben, oder?

Ihre Utopie der (Rück-)Besinnung auf die Kraft der Natur und Gemeinschaft, die Power to dream, der Versuch, die Fähigkeit zu vermitteln, Vorurteile jeder Art bei jedem, der sie hören und sehen will, abzubauen: das ist der Hintergrund von „If I die, I die“. Der LP-Titel hat viele einfache Gemüter zu der Annahme

heit, immer noch schön

degeneriert. Wir fragen uns: Vielleicht haben die Prunes sich nicht klar genug ausgedrückt? Wie auch immer, hier kommt, zur Comeback-LP, der Young Person's Guide in die Welt der Prunes.

veranlaßt, die damaligen schwarzen Klamotten und die Kreuze würden bedeuten, die Virgin Prunes hielten schwarze Messen ab, würden das Necromicon auswendig können und mit Incubus, Succubus und Lemur die Pommes Frites teilen. Haha! Keinen Ausdruck satanischer Verehrung oder sonstiger schwarzer Mystikklišees beinhalten die Texte. Hinter ihrer Beschäftigung mit Tod und Teufel stehen keine makabren Verwirrungen. Die Virgin Prunes sind nur daran interessiert, welchen Einfluß das unausweichliche Ende, der Tod auf die Menschheit hatte und hat. Keine Frage nach Life after death etc., also Gedanken, die zu diesem Thema jeder mehr oder weniger hat.

Wie im richtigen Leben

Aber auch dieser Punkt wurde nicht verstanden. „If I die, I die“ bildete bis dato das musikalisch kommerziellste Dokument der Gruppe und machte sie einer größeren Hörergemeinschaft auch außerhalb Großbritanniens zugänglich. Parallel zur LP veröffentlichte die Gruppe auf L'Invitation Au Suicide die Doppel-10“, „Heresie“, die eine zweite unbeständigere, musikalische Kraft der Gruppe zeigt. Von witzig absurdem irischem Folk-Traditionalsound („Down The Memory Lane“) bis hartmetallischer Expansion („Rhetoric“). Unverständnis und Mißinterpretation von seiten der Musikpresse begleiteten die Prunes auch bei den Shows in Europa und den Staaten. Diese Phase der Gruppe dokumentiert das Video „Sons Find Devils“, das die Aktivitäten von 1981 bis 83 umfaßt. 1984 kam dann die große Stille. Keiner wußte, wohin sie sich zurückgezogen hatten. Der Haß der Presse, der Sarkasmus und die harte Reaktion des Publikums z.B. auf Dave.ids obligatorische Eröffnungsshow (eine Male lief er heulend von der Bühne, besonders im Land der bescheuerten Franzosen) trieben sie zurück nach Ulakanakulot. Niemand wußte, ob sie als Gruppe überhaupt noch existierten. Es erschien die LP „Over The Rainbow“, die Raritäten aus der Zeit 1981 bis 1983 enthielt. War das ein Goodbye?

Gavin 1986 in Hamburg: »1983 sind wir in ganz Europa und Amerika aufgetreten. 1984 haben wir uns umgeschaut und gesehen, daß die Dinge für uns falsch liefen. Das spontane Element unserer Auftritte war zum Klischee erstarrt, gestorben. Außer mir war noch ein zweiter Sänger da, Guggi, und besonders unser Image, unsere Kleidung und die Inhalte

Sexualität, Religion und Tod wurden zu Wiederholungen bereits gesagter Dinge. Wir hatten gesagt, was wir sagen wollten, und brauchten eine Pause. Das war eigentlich kein Problem für uns, doch es ergab sich, daß gewisse Mitglieder uns verließen. Aber wir haben uns nie aufgelöst. Wir sind jetzt eine andere Band, aber der Geist ist der gleiche.«

1984 verließ Guggi die Band, Musik hatte nie sein uneingeschränktes Interesse. Dik ging ebenfalls, sein Liebesleben schien ihm wichtiger. Der alte Schlagzeuger, Pod, tauchte wieder auf. Er hatte zwischenzeitlich Psychologie studiert und ist jetzt wieder dabei. Diks Gitarre übernahm Mary.

SPEX: »Waren die Abgänge für den Spirit nicht gefährlich?«

Gavin: »Wir sind alle in Dublin aufgewachsen und kannten uns schon als Kinder. Das ist gefährlich genug. Wir sind ja keine normale Band. Guggi war ein sehr großer Verlust. Dadurch hat sich viel geändert, aber Guggi ist Strongmans Bruder, er ist unser bester Freund, und wir sehen ihn jeden zweiten Tag. Es war kein geschäftlicher Verlust, eher wie ein Trauerfall, denn es gab immer diese Probleme zwischen uns, weil wir uns so gut kennen. Dann kann man nicht mehr einfach sagen 'Halt die Schnauze'. Dik, unser Ex-Gitarrist, hatte persönliche Gründe, er traf seine große Liebe, und wir wollten uns nicht als Ordnungsmacht aufspielen. Er spielt mit ihr in einer Band und macht Trash Psychedelic. Guggi hatte nie Interesse an Musik, hatte nie und wird nie haben. Für ihn zählt nur Performance.«

SPEX: »Wares schwierig für dich, den Gesang allein zu übernehmen?«

Gavin: »Nein, ich habe ein großes Mundwerk!«

Das neue Material kam mir durch eine Live-Kassette, London 1985 Dezember, zu Ohren. Sofort fiel auf, daß Gavins Stimme mit der Musik zur Einheit verschmolz. Die Musik war nicht mehr melodios aufbauender Hintergrund, kein Soundtrack mehr. Die Stimme war nicht mehr die dominierende Kraft; das bis zur positiven Penetranz aufdringliche Getöse über krachenden Drums und einfacher Melodiestruktur. Eine warme Harmonie überspannte jeden einzelnen Song, selbst die alten (von denen nur „Sweet Home“, „Caucasian Walk“ und „Pagan Lovesong“ gespielt wurden) klangen jetzt gereifter und erwachsener, ohne aber jegliche Kraft verloren zu haben. Das Ungeschliffene, Rauhe, Bizarre starb zu Gunsten wohlwollender verständlicher Transparenz. Sie gingen den für die Virgin Prunes einzig rich-

tigen Weg: weg von den alten, zur unüberbrückbaren Monumentalität erstarrten Überzeugungen, Werten und Ansprüchen und hin zu den neuen Ufern, „more feeling than raw power“. D.h. nicht, daß sie erkannt haben konnten, die alten Überzeugungen wären falsch, nein, bloß verstand sie keiner.

Gavin '86, HH

Gavin: »Heute sind wir leichter verständlich. Aber vielleicht gehen wir tiefer, denn früher waren wir Traum und Phantasie, wohingegen heute Herz und Gefühl im Vordergrund stehen. Außerdem schien uns, als verstünden viele Leute nicht, was wir sagen wollten. Wir bekamen Briefe wie: 'Ihr seid toll, so gut wie Bauhaus.', oder: 'Ihr müßt in einem alten Vampir-Schloß wohnen. Nachts verwandelt ihr euch und fliegt zum Konzert', und wir konnten es nicht fassen. Die Gefühle in unserer Musik wurden nicht verstanden und verschwanden hinter einem Bild. Phantasie ist gut, und man muß auch immer träumen, doch wenn man Phantasie ins Leben überträgt, wird man zum Spacer, zum Hippie.«

Was auf Platte dann folgte, kann man schlichtweg als Synthese bezeichnen. Auf der einen Seite die Virgin Prunes, auf der anderen Seite Dave Ball. Nichts gegen ihn, aber Soft Cells Plattenproduktionen waren zu platt und zu durchschaubar, um eine gewisse Energie zu halten. Die Prunes-LP „The Moon Looked Down And Laughed“ auf der anderen Seite mit David Ball als Produzenten. Er hat die Verschmelzung der gefühlsbetonten Aussage des neuen Songmaterials mit der

alten, ungebändigten Kraft, die die Prunes charakterisierte, zustande gebracht. Selbst ein Hit wie „Love Last Forever“ hat die typischen Ecken und Kanten, die dem Song aber garantiert jegliche Charterfolge versagen. „Betrayal“ und „I Am God“ zeigen, daß die Virgin Prunes 1986 soviel musikalische Fertigkeiten besaßen, daß sie die Fronten zu den Prunes 1983 klar abstecken und definieren können, ohne aber ihren Witz und Charme zu verlieren, z.B. „Sons Find Devils“.

Die Virgin-Prunes 1986 live sind nicht mehr das zappelnde, wild gestikulierende, ungleiche Paar; Gavin Friday agiert heute eher als rührender Entertainer, der überzeugend versucht, den Leuten seine panische Gefühlswelt zu klagen. Bewiesen hat er es mit sogenannten „Gäst-Sänger interpretiert eigenes Material“-Sessions bei Coil, Fall und Dave Balls Soloalbum. Der Rest der Gruppe überläßt geschlossen zurückhaltend Herrn Freitag das Feld.

Gavin 1982: »Other groups do their trip—we do ours. As regards the Prunes making hit singles, if we want to aim for that market we would do so. We don't ever see ourselves just appealing to one market.«

Gavins Visionen nehmen Gestalt an; in den nächsten ein bis zwei Jahren gelingt ihnen garantiert der zu wünschende Erfolg, obwohl man bei den Virgin Prunes nie sicher sein kann. Auch nicht bei ihrer Wahl, alte Songs zu covern.

Gavin: »Auf der Platte werden sie nicht drauf sein. 'Lady Day' ist ein Song, den Lou Reed über Billie Holiday geschrieben hat. Eine große Wundung, die wir so übernehmen.

'God Bless The Child' hat Billie Holiday selbst gesungen, wir bewundern sie sehr. 'My Death' ist Jaques Brel, er zählt neben Brecht/Weill zu meinen persönlichen Einflüssen. Unsere Interpretation ist allerdings sehr eigen.«

SPEX: »Der Rückgriff auf Klassiker ist weitverbreitete Mode.«

Gavin: »Mode interessiert mich einen Scheißdreck. Da denkt man, die Vergangenheit ist Dreck, man selbst kann alles besser, und von der Zukunft will man nichts wissen. We aren't anything you want to name. We aren't psychedelic punks and we don't take drugs. We are simply us. Oh, and by the way, I'm not gay.«



Zwischen 7 u



600 Bands aus England, den USA und Gruppen aus Holland, Belgien, Türkei, Jugoslawien und Griechenland waren in den letzten vier Jahren im Luxor zu Gast. Ganz abgesehen von den zahlreichen Gruppen aus Berlin, Hamburg, München, dem Ruhrgebiet und vor allem Kölner Gruppen. Im Monat Mai gab es so viele Konzerte, wie es Arbeitstage gab.

und 20 Mark.



Dabei ist das Luxor an sieben Tagen der Woche geöffnet. Geöffnet für jeden, der Musik hören oder auch tanzen oder etwas trinken möchte.

Unser Publikum ist so vielfältig wie die Gruppen, die bei uns auftreten. Viele sind bekannt. Manche sind es durch uns geworden.

Und das freut uns am meisten.

Luxor
Musik der Welt.

Mit A Witness und Wedding Present und dem Ron-Johnson-Label präsentiert Thomas Zimmermann die Früchte der zweiten Hälfte seiner Noisepop-Tournee durch Nordengland. Eine Fülle von Fakten und Facetten erwartet den interessierten Leser.

NORDENGLAND

2

14 Songs und ein Tip-Kick-Set

In Leeds schmoren die legitimen Nachfahren einer immer noch unvergessenen Band. Einer Freude für alle, die gerne zusehen, wie einer Gitarre vor Freude alle Seiten reißen.

JOSEF K. THE NAME RINGS A bell! Es ist zugegeben etwas dreist, einen Wedding-Present-Artikel mit einem Verweis auf Josef K. zu beginnen, aber rein zufällig befand sich ein 81er Livemitschnitt dieser fantastischen Glasgower Band zur gleichen Zeit in meinem Walkman.

Wedding Present sind die legiti-

men Erben von Josef K. Sie haben das Erbe – sprich die ultraschnellen Hochtongitarren – genommen und auf dieser Grundlage ihren eigenen Sound (weiter)entwickelt, der beim Hörer z.B. in Form der 85er Debüt-Single „Go Out And Get'em Boy“ denselben Enthusiasmus hervorruft wie „Radio Drill Time“ 1980. Live sind Wedding Present absolut fantastisch, in ihren Zirkeln gefördert durch die im Vergleich zu Josef-K-Kopf Paul Haig weniger distanzierte Haltung von Sänger David Gedge. Wedding Present sind eine der Gruppen, die ab und an mit dem Kommentar oder auch dem Vorwurf konfrontiert werden, sie hätten nur einen Song. Shaun, Schlagzeuger der Band, kontert: »Gut, zwei würde ich akzeptieren: Den schnellen und den langsamen Song. Finde ich auch gar nicht so schlimm, denn einige meiner Lieblings-Bands wie die Ramones, Membranes oder Shop Assistants haben auch nur einen Song, oder eben zwei, wie man's nimmt. The Legend verfügt auch nur über zwei Rezensionen: die enthusiastische und die es-geht-so. Live haben wir wirklich nur einen Song, weil es für eine Band einfach befriedigender ist, wenn sich vor der Bühne was tut, und das funktioniert eben nur bei einem schnellen und kurzen Auftritt.« Begonnen hat alles in Leeds mit der Band „Lost Pandas“, die David und Keith in ihren Reihen zählten. Als 1984 schließlich Shaun und Pete auftauchten, wurden die restlichen Pandas ins Reservat geschickt und Wedding Present gegründet.

1985 spielten sie für ihr eigenes Reception-Label die Debüt-Single „Go Out & Get'em Boy“ ein. Vorsichtig und ohne große Erwartungen ließen sie erst mal 500 Stück in Schwarzweiß-Hülle (Achtung: wichtige Sammlerinformation!)

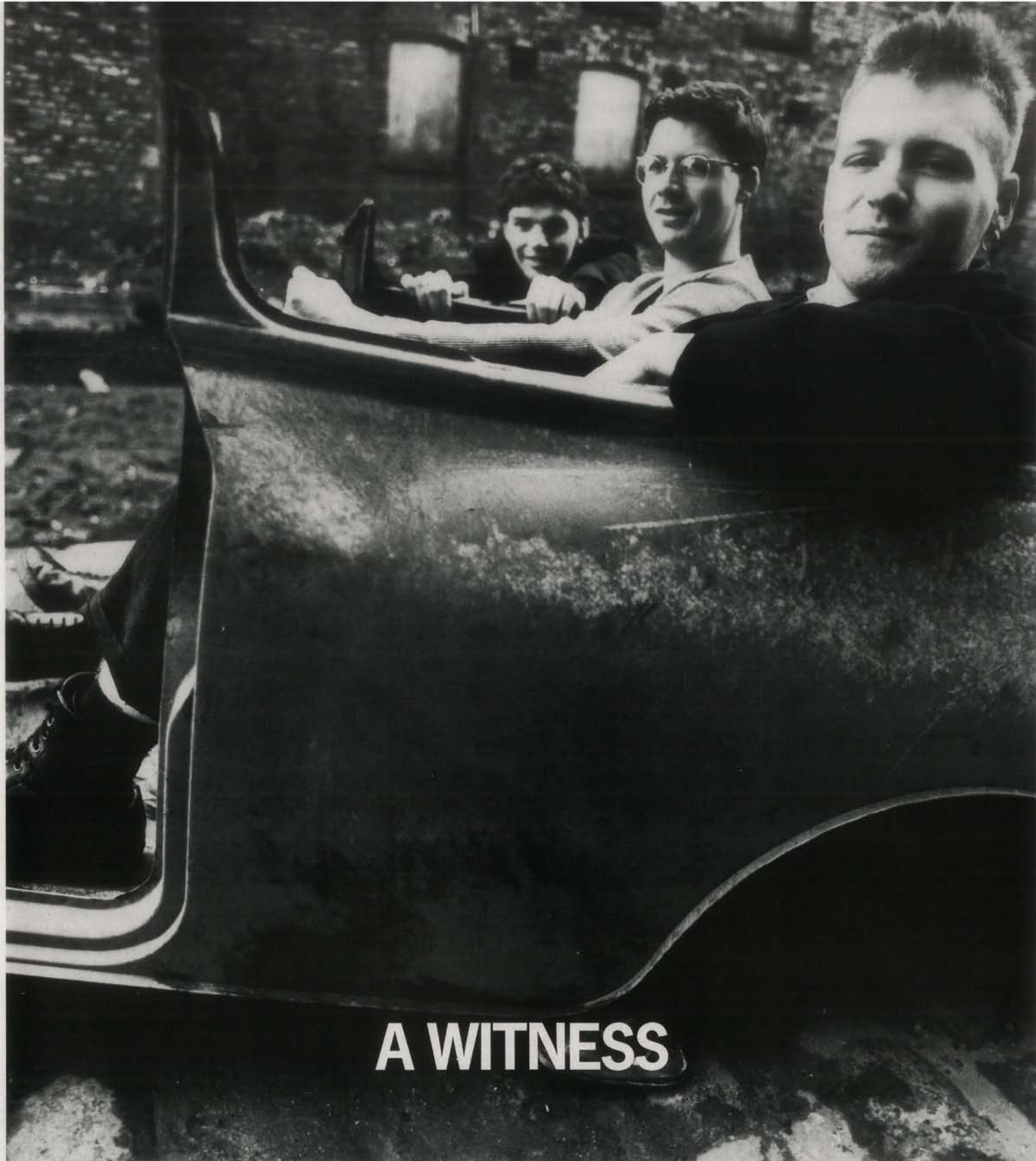
pressen und von Red Rhino/Cartel in York vertreiben. Als Shaun nach ein paar Wochen – auf ein Bandleben als Ladenhüter eingerichtet – beim Vertrieb anrief, erfuhr er zu seinem Erstaunen, daß die gesamte Auflage schon längst komplett über die Ladentische gegangen war. Eine Nachpressung mußte schleunigst her. An dieser Stelle schaltete sich NME-Schreiber Neil Taylor ein, der für sein City-Slang-Label eine weitere Tausenderpressung in Auftrag gab und es sich prompt mit der Band verdarb. Wurde Shaun doch kurz darauf von einigen lokalen Fans darauf angesprochen, was es denn mit einer ominösen WP-Single im Milkblau-Orange Cover auf sich hätte. Taylor hatte ohne gegenseitige Absprache eine neue Hülle erstellt, die der Gruppe doch sehr auf den Keks ging. Für Wedding Present die Indie-Enttäuschung No. 1.

Anfang des Jahres erschien mit „Once More“ – wieder auf Reception – die zweite Single, die sich erstaunlich gut und lange in den britischen Indie-Charts hielt. Da sich auf dem Kontinent nur einige wenige Plattenläden den Luxus erlauben, für ihre Kunden britische Indie-Singles trotz stetig sinkender Handelsspanne bereitzuhalten, die dann kein Schwein kauft, weil man für Singles so oft zum Plattenspieler rennen muß, ließen Wedding Present sich von Red Rhino überreden, für den lukrativen Exportmarkt Single 1 und 2 zu einer Maxi zusammenzufassen, nicht zuletzt mit dem Hintergedanken, die schnell im Wert gestiegene Debüt-Single wieder allgemein erhältlich zu machen. Hier beginnt Indie-Enttäuschung No. 2: Bei der Abrechnung mit Red Rhino, die bekanntlich im Rahmen des sog. M&D-Deals die Pressung und den Vertrieb der Platten in Eigenverantwortung

WEDDING PRESENT



Foto: Thomas Zimmermann



A WITNESS

Foto: Ian T. Tilton

vornehmen, wurde die Gruppe das Gefühl nicht los, daß wesentlich mehr Platten verbreitet worden waren als angegeben. Ob dieser Verdacht begründet ist, muß dahingestellt bleiben. Bei der Gruppe hat es jedoch dazu geführt, etwas heftiger mit der Plattenindustrie zu liebäugeln, so nach dem Motto: Wenn schon Abzieherei, dann bitte ein paar Stufen höher mit einem fetten Vorschuß in der Tasche.

Was bei Indie-Gruppen den Trend zur Industrie noch fördert, sind verzweifelnde Briefe ausländischer und

einheimischer Fans, die sich darüber beklagen, daß sie die Platten ihrer neuen Lieblingsband leider nicht am Kiosk um die Ecke bekommen können. Ist doch das europäische Indie-Vertriebssystem inzwischen so gut organisiert, daß z. B. eine an einem Freitag in England veröffentlichte Neuerscheinung bereits am folgenden Dienstag in jedem gut sortierten deutschen Indie-Laden stehen kann, oftmals bevor sie in einem vergleichbaren englischen Laden erhältlich ist. „German efficiency“, meint der Engländer und lächelt.

„This Boy Can Wait/Living And Learning“ (L+L ist bereits auf dem Rouska-Sampler „Raging Sun“ veröffentlicht) ist soeben als dritte Single erschienen. Bei welcher Firma nun ihre Debüt-LP erscheinen wird, steht noch in den Sternen. Soweit zum geschäftlichen Hintergrund.

Wedding Present haben so ihren eigenen Wortschatz, aus dem sie ihre Songtitel zusammenpuzzeln: »Vergiß deine Freunde nicht« heißt es da, oder »Kurz bevor alles wieder im Eimer ist«, »Leben und Lernen“ und »Am Ufer des Meeres“.

Ihre „Karriere“ ist ähnlich strukturiert wie bei Everything But The Girl, den Verlaines aus Neuseeland oder den Berliner Subtones. Irgendwann ins Musikertum stolpern, sich neben dem Studium mit einer herausragenden Platte und einigen gezielten Auftritten profilieren, kühl abwartend Examen machen in dem Bewußtsein, das einmal generierte Medieninteresse erfolgreich warmhalten zu können, um sich schließlich von der Abschlußfeier direkt in den Platte-Tour-Platte-Zyklus zu stürzen.

10 Songs und eine nüchterne Rhythmusbox

INDIES INTERNATIONAL

Wenn sich Wedding Present vor den Probestunden in Shauns Kammer treffen, zieht David erstmal das „Tip-Kick-Set“ deutscher Fabrikation aus dem Regal, und man spielt mit Begeisterung einige Runden Tischfußball. Und was spielen sie live?

Deutschlandkenner Shaun, er verbrachte einige Tage in Neustadt an der Weinstraße, berichtet: »Alles in allem haben wir so an die 14 Stücke, von denen wir aber einige nicht mehr spielen. Als Zugabe haben wir eine Zeitlang mal 'Felicity' von Orange Juice gebracht. Als sich das aber allzusehr rumsprach, haben wir es kurzerhand aus dem Programm genommen und es durch 'Essence Rare' von Gang Of Four ersetzt, die kommen ja auch aus Leeds.«

Keine Frage, auch Wedding Present haben mit „This Boy Can Wait“ ein Stück auf der C86-Kassette. Gibt es eine Class of 86, oder handelt es sich dabei um ein Medien-Konstrukt?

Keith: »Als wir letztes Jahr begannen, waren all die anderen Bands zufällig auch schon präsent. Wenn ich mir die Indie-Plattenverkäufe im Moment so ansehe, so liegen die meines Wissens nicht wesentlich höher als im letzten Jahr.«

Wie stehen Wedding Present zu den örtlichen Kollegen Age Of Chance?

Keith: »Na ja, die sind eben anders drauf als wir. Sie sprechen nicht mit ihrem Publikum und verbreiten in Interviews, Age Of Chance wäre ihre erste Band. Trotzdem kommen wir privat und musikalisch gut mit ihnen zurecht, wir haben die gleiche Agentur und geben deshalb auch häufiger Konzerte zusammen.«

Wedding Present kleiden sich im Gedenken an 1980, geben sich untereinander kein Bier aus, kehren nach dem Pub-Besuch in der nächstgelegenen Frittenhütte ein und sind ganz einfach die beste der hier vorgestellten Bands – ein Hochzeitsgeschenk, bei dem am laufenden Band die Saiten reißen.

In Manchester harren minimalistische Erben eines großen Captain nicht mehr ihrer Entdeckung. An die Melodien muß man sich gewöhnen. Das sympathische Trio schließt man sofort ins Herz.

A WITNESS HABEN DIE VERNUNFT gepachtet und A Witness sprechen es aus. A Witness sind idealistisch, konstruktiv und ernsthaft. A Witness gibt es seit 1984 als Trio: Vince als Bassist, Keith als menschliches Megaphon und Rick als Gitarrist. Und wo ist verdammt nochmal der Schlagzeuger? »Keith und Vince hatten sich auf dem College in Stafford kennengelernt und bereits einige Songs fertig, als sie mich fanden und als Sänger einbauten. Da wir alle keine Lust hatten, ein klobiges Schlagzeug mit durch die Gegend zu schleppen, haben wir uns dann ein Rhythmusgerät angeschafft. Das schränkt uns zwar manchmal ein, andererseits können wir zu Konzerten immer in einem Auto fahren und Rhythmusgeräte stinken nicht, machen keinen Ärger und trinken einem nicht das Bier weg!« Und Vince findet den Bezug zur Psychologie: »Mit drei Mitgliedern vermeidet man, daß sich zwei gleichgroße Gruppen in der Band gegenüberstellen. Entweder werden Vorschläge gleich abgelehnt oder komplett verwirklicht.«

Wer sich wie Vince Witness mit John Membrane die Mülltonne sowie einen zehn-Ton-Japan-Import-Türgong teilt, hält auch seine Auftritte unter der Zeit einer Kassettenlänge. Auch A-Witness-Gigs passen ohne Probleme auf zwei C15-Computertapes. Keith rechtfertigt dies so: »Eine halbe Stunde ist goldrichtig. In der Zeit kann man eine Menge überbringen, danach wird es bloß

langweilig. Zugabengebühren nicht so gerne, vor allem, wenn es miese Zugaben werden. Irgendwann müssen wir uns wohl oder übel damit abfinden müssen, besonders wenn wir auf dem Kontinent spielen.«

Wieviel kriegt man in 30 Minuten unter? Vince (er)zählt: »Nun, wir haben ein festes Repertoire von zehn Songs. Wenn wir ein neues Stück fertig haben, fliegt dafür ein anderes raus. Deshalb spielen wir inzwischen auch nichts mehr von unserer Single!«

Musikalisch haben A Witness den Hang zur Unzugänglichkeit. An ihre Melodien und Songs muß man sich genauso lange gewöhnen wie an die von The Fall oder Captain Beefheart, denen sie durchaus nahe stehen. Vince legt aber großen Wert auf die Feststellung, daß sie sich privat darüberhinaus jede Menge anderer Musik anhören. Von A Witness gibt es bisher die Ende letzten Jahres erschienene 12"EP „Loudhailer Songs“ sowie ihre Debüt-LP, die in diesen Tagen auf den Markt kommt.

Das Label heißt *Ron Johnson Records* und ist ansässig in einem Vorort von Nottingham. Leider existiert Ron Johnson nur namentlich. Hinter dem Label steht ein sympathischer Kerl namens Dave. Er hört neue Demo-Tapes beim Gabelstaplerfahren, wenn er und seine Kollegen sich nicht gerade mit verschiedenen Kekssorten bewerfen. Dave finanziert sein Label nämlich nicht durch Taxifahren, sondern durch Nachtschichten in einer örtlichen Keksfabrik. Wer die C86 in seinem Besitz weiß, hat vielleicht bemerkt, daß das Ron-Johnson-Label auf der Kasette gleich mit fünf Bands vertreten ist: *Stump*, eine Londoner Band mit zwei ex-Microdisney-Leuten, die soeben zu Stiff abgewandert sind und sich jetzt mit *That Petrol Emotion* das Management teilen; *Big Flame* und *A Witness* aus Manchester, die schräg-famosen *Mackenzies* aus Glasgow sowie die ungemein wilden *Shrubs* (Sänger Nick Hobbs singt barfuß, wie ich bei

ihrem Debüt-Gig im Londoner „Enterprise“ im Oktober letzten Jahres miterleben durfte...) aus London. Ein ziemlicher Triumph für ein Label, das ausnahmsweise nicht in London ansässig ist, dafür aber zwei Hauptstadt-Bands unter Vertrag hat(te). Inzwischen hat sich die Situation einschneidend geändert. Die fetten letzten zwölf Monate, in denen man Demo-Tapes als Label am besten gleich ans Preßwerk weiterleitete, sind offensichtlich vorbei. Getreu dem Produktlebenszyklus sind die Kassetten, die erst in diesem Sommer die Proberaum-Foxstox und -Tascams verlassen, eine ziemliche Katastrophe. Dave zumindest ist verzweifelt auf der Suche nach neuen Bands. Mit der Doppel-Single der holländischen Band *The Ex* veröffentlicht er über *Nine Mile/Cartel* sein erstes ausländisches Produkt. Ron Johnson: Eine 1½-Mann-Organisation, die auch ohne Pressemitteilungen und elektrische Schreibmaschine genügend Platten verkaufen kann. Keksplatten sind das... „Loudhailer Songs“ erreichte bereits das Mittelfeld der britischen Indie-Top-30. Ein Neil-Taylor-Interview vom Anfang dieses Jahres zeigt A Witness als Kritiker ihrer Ziehväter *Membranes*. Wie kam es zu diesem Sinneswandel? Vince biegt es wieder hin: »Nun, wer den Artikel im NME einmal genau liest, merkt, daß der Ausdruck 'Dull Membranes' von Neil Taylor selbst stammt und Teil seiner Fragestellung ist. An Bands wie den *Membranes* oder *Very Things* haben wir wirklich nichts auszusetzen, zumal sie uns in der Vergangenheit viel geholfen haben. Das ist Taylors eigene Meinung, deshalb fehlen sie ja auch auf der NME-Kassette. Ich meine, er braucht Bands, über die er berichten kann, und wir als Band sind genauso an Artikeln über uns interessiert. Taylor schreibt über viele Bands, die von den anderen Schreibern schlichtweg ignoriert werden. Deshalb gibt es eben auch die Neil-Taylor-Bands, wenn man so will.«



THE BLECH

STERN : Grenzenlos
FACHBLATT : Sie wissen, wie es musikalisch abgeht
PFLASTERSTRAND : Platte des Monats
AZ : Erstes kräftiges Grün auf dem 70er Jahre Müll
JAZZPOTIUM : Empfehlenswert

body & the buildings

Die Musik dieser Mini-LP wirkt wie Eislilien am Fenster. Eine Landschaft in Nebel gehüllt-Sehnsucht, Erinnerung, Melancholie. "Never get the things you want except in fantasy".
tactic Dez.85



ETA Vertrieb

Am Kuhnberg 2
8966 ALTUSRIED
Tel. 08373-1573

Die Tödliche Doris

Die Doris, vielfach professionell bestauntes Crossculture-Kind aus Berlin kommt in die Jahre. Die Experimente haben zu Resultaten geführt und man darf ihre LP sogar ungestraft poppig finden. Das Interview mußte schriftlich eingereicht werden. Professionelle Medienarbeit.

WIEVIEL DENKWÜRDIGES fällt täglich durch die Maschen der offiziellen Berichtnetze, wieviel Zeugnisse winzigster menschlicher Leistungen, Leiden und Freuden gehen verloren durch den groben, oberflächlichen Blick der Berufsinformanten, durch den Anspruch statistischer Relevanz? Wer fragt nach dem Ursprung der Zahlen, die dir täglich um die Ohren geschlagen werden? Wer fegt die staubige Rumpelkammer der Geschichte aus, legt Hand an bakterienverseuchte, moderne, eklige Lumpen, Fetzen, Schrott und schlägt die Brücke von Pop zu Esoterik?

Neuere psychologische Studien kennzeichnen die Tätigkeit hausfrauähnlichen Putzens als sublimierte Wiederkehr kindlicher Verbotsüberschreitungen, als Lust am Dreck. Das Ausmisten der kulturgeschichtlichen Bereiche, deren einsam dämmernde Erscheinungen dem Zwang des statistischen Mittels zum Opfer fallen, entspräche demnach dem pubertären Treten nach dem Schienbein ausgewachsener Wächter, an deren Konservaten weder Tischsitten noch Kleiderordnung leiden, weder Fettränder noch Achselschweiß wahrzunehmen sind und Arbeit vor dem Resultat zu schweigen hat. Niemand wird bestreiten, daß Beschmutzen ebenso mühevoll sein kann wie Säubern.

Der harten Arbeit, das, was man nicht anfaßt, zu säubern, ordnen, katalogisieren und verwalten, hat sich „Die Tödliche Doris“ ebenso angenommen, wie der, den steten Nachweis zu erbringen, daß auch, was sorgfältig entkeimt und gut abgehängt, als zivilisatorisches Monument genehmigt ist, aus anderer Warte staubt und klebt und stinkt. Die geographische Basis dieser Feldforschung ist weit wie die Welt. Den programmatischen Entwurf dazu findet man auf dem frühen Tape „Der siebenköpfige Informator“, auf dem vor allem ausgesprochen undifferenziertes Stimm- und Tonrauschen gerade so zu hören ist, daß man glauben könnte, das sei etwas, Original oder Fälschung, „Hör Zu“, „Spiegel“ oder Information. Was folgt, ist der schwere Weg des Forschers, interessante Routine, manchmal lustig, manchmal zäh, wie die Rekonstruktion schrecklicher Haushaltsunfälle, das Abfakeln von Mikrofonen, fröhliche Pornographie; ein Reigen der Erscheinungen neuzeitlicher Natur. Das Ballett zur Naturkatastrophe ist Konsequenz und Ergebnis davon.

Mit außerordentlichem Fleiß legt man ein ständig wachsendes Fotoarchiv aus achtlos mißhandelten, unterbewerteten Dokumentaraufnahmen an (erstmalig präsentiert vom 6. bis 23.3.86 in Berlin), verfilmt schon 84 die definitive Sid-Vicious-Story (mit einem 5jährigen in der Hauptrolle) und bewirbt sich 81 als mündiger Demokrat um einen Senatssitz. Kunst, Mode, Literatur, Müll, fremde Sprachen, ferne Länder, Technik, Konsum – nichts Menschliches bleibt dem strengen Auge verborgen, entgeht dem aufmerksamen Ohr. Höhepunkte wie das überaus bestrickende Tonträger/Gerät/Buch-Paket „Chöre und Soli“, der genialische Auftritt auf Helgoland oder der Indizierungsantrag wegen Verbreitung jugendgefährdender Schriften ragen aus dem bienenfließigen Schaffen empor wie Kubricks Monolith aus der steinzeitlichen Welt. Der Live-, Film-, Video- und Fernsehauftritte, Bänder und Platten, mit denen sie Sozialisten in Budapest, Stockholm und Ost-Berlin und Kapitalisten in Brüssel, Bonn und Amsterdam versorgt, sind zu viele, um genannt zu werden. Die letzte Platte ist jedenfalls erstaunlich ruhig, nüchtern und manchmal sogar fast poppig.

Raffiniert wird auf „Unser Debüt“ ein Sammelsurium des bisherigen Schaffens präsentiert; was als Experiment begann, scheint zu gesicherten Ergebnissen geführt zu haben, ohne daß dabei die Entdeckerfreude verloren ging. Von der Kritik wurden ihre Thesen, die ja auch nicht jeder mögen muß, oft zwiespältig aufgenommen. Der NME liebt sie,

wie man sie in Japan, New York und Finnland liebt, im deutschsprachigen Raum mag man sich nicht entscheiden. Eines der ewigen Mißverständnisse auch lobender Beobachter liegt im hilflosen Verweis auf Surrealistisches und Kindliches in ihrem Werk. Doch weder der lärmende WG-Balg noch das surrealistische Gernekind bringen genug Bewußtsein auf, um den Zusammenhang zwischen dem Käufer Schwund bei Vampyrette und dem Staubsaugerabusus durch Masturbation oder zwischen den rückläufigen Touristenzahlen in Mexiko und dem Erdbeben oder den getürkten WM-Spielen zu sehen. Das erfordert nämlich mehr als blinde Assoziationswut oder den Drang zum Schäufelchen. Bei der tödlichen Doris finden wir statt dessen die Verquickung kruder Empirie mit der Faszination des Elefantenfriedhofs, eine wissenschaftliche Perfidie, wie sie höchstens Dietmar Schönherr und Vivi Bach besaßen, als sie Familien im Auto in ein Wasserbecken versenkten, um genußvoll zu sehen, wie sie sich wohl befreiten.

Beim Interview erweist sich Doris als mißtrauisch. Sie besteht auf einem Schriftwechsel. Ein leicht paranoider Anflug, der ein anwaltliches Schreiben zum Thema Verfälschung fordert, wird durch therapeutisches Zureden beseitigt. Kaum drei Wochen später – die drei Dorise waren mittlerweile auf einer einwöchigen Ausstellungs- und Konzerttournee in Paris und Basel – liegt nun das definitive Dorisinterview vor. Hier ist es:

1. Gibt es für Die Tödliche Doris

einen Zusammenhang zwischen Pornographie und Naturkatastrophen?

Doris: Diese Frage kann man nur mit einem klaren JA beantworten, wenngleich dieser Zusammenhang von nicht nennenswerter Natur ist, sprich: ziemlich klein.

2. Die Küche als Exekutionsort der Kulturgeschichte oder: Was trägt die Hausfrau unter der Schürze?

Doris: In der Küche wird gekocht und gegessen. Ohne Essen funktioniert nichts. Das hat nicht unbedingt etwas mit Hinrichtung zu tun. Essen kann man auch ohne entsprechende Bildung in Kulturgeschichte. Kartoffeln stammen zum Beispiel ursprünglich aus Südamerika und wurden später nach Europa eingeführt. Das ist Teil der Kulturgeschichte. Nun sind die Kartoffeln auch hier, werden hier geerntet und verzehrt. Doch zurück zur eigentlichen Frage: Ihre Zeitschrift SPEX erscheint in Köln, was eigentlich keine Küche oder Großküche, sondern eine Stadt ist. Sie bereiten dort jenes Essen zu, das überall in Massen zu haben ist. In der etwas anderen Zubereitung des Konformes schaffen Sie sich die Möglichkeit, Ihre hochgesteckten Ansprüche zu erfüllen. Wir würden uns nicht über eine bessere, sondern eine gute Zeitschrift freuen, glauben Sie das?

3. Das demokratische Statement zur Senatswahl. – Wer wird nach der Revolution erschossen?

Doris: Demokratie nennt man die Staatsform, in der das Volk durch seine Abgeordneten sich selbst regiert. Auch Doris achtet darauf, sich selbst immer in Kontrolle zu haben, vor allem natürlich im gesellschaftlichen Zusammensein mit anderen Menschen. Als Bürgerin der Bundesrepublik Deutschland ist ihr „Revolution“ nur aus Büchern, Zeitungen, Film usw. bekannt. Nach welcher Revolution sollte jemand erschossen werden, und sollte es denn nach einer Revolution überhaupt noch Waffen geben?

4. Die Tödliche Doris liebäugelt mit allen möglichen Kulturen. Exotismus oder Kosmopolitismus?

Doris: Quatsch mit Soße.

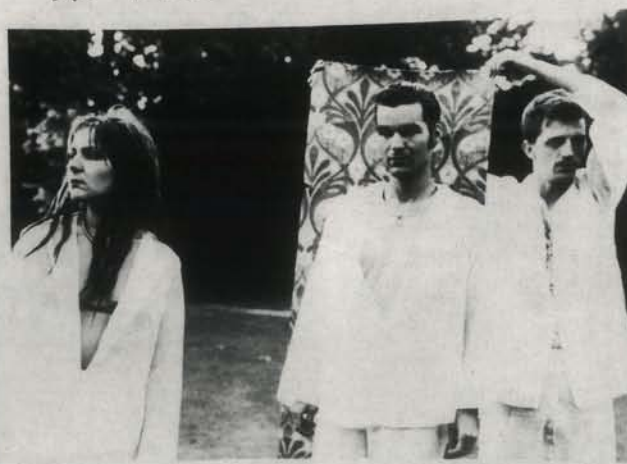
5. Der rechte Zeitpunkt. – Vom Experiment zum Zustand?

Doris: Wir haben immer mit Zuständen zu tun, wobei wir der Meinung sind, daß es letztendlich keine festen Zustände gibt. Dabei stoßen wir auf die Frage: Wie lassen sich Zustände ändern, ohne daß es dabei zu einer unverbindlichen Experimentiererei kommt?

Uwe Klinkmann Markus Schneider

Wünsch Dir Was!

DIE TÖDLICHE DORIS



— KÄTHE KRUSE — — NIKOLAUS UTERMÖHLEN — WOLFGANG MÜLLER —



THE TURGID MIASMA OF EXISTENCE

Celibate Rifles:
„So oder so ist die Art wie die Celibate Rifles sich beim Fehlermachen behaupten, zur Zeit eine einzigartige.“

VERWEGEN

The Count New Changes
(New Rose)

Joseph A. Viglione ist der Größte. Mich überrascht, daß ich keine seiner anderen drei LPs gehört habe, sowas kann man doch eigentlich nicht überhören. Ein Mann aus Boston, der sich für einen Star hält und glaubt, daß es nur eine Frage der Zeit ist, bis man ihm glaubt. Er schreibt einen 1a-Song nach dem anderen, aber „Oh Love, Oh Frustrating Love“ verlangt nach mehr als Auszeichnungen und düren Worten. Diese Sicherheit, dieser Humor, alles immer nur drei Minuten lang, und genau an der richtigen Stelle so klassische Orgel- und Gitarrensoli wie die Quintessenz aller Gitarrensoli. Ein Mann aus Boston, so gut wie Wreckless Eric in dessen besten Momenten. Ich bin sprachlos, so eine Überraschung und so eine Stimme (zwischen Richman und Chilton — also die Stimme des anständigen Amerikaners). Wie man in den allerbesten Formen noch eigen und unverwechselbar klingen kann (Pause, Atemholen, Zigarette anzünden, Seufz!). „Here's a love song just for you“, sagt er. **Diedrich Diederichsen**

VERSCHÄRFT

Johnny Adams After Dark
(Rounder/Zensor)

Locker das Beste, was der Zensor an Rounder-Veröffentlichungen beschert. Ein weißes, nacktes Cover schaut mich hier freundlich an und kündigt nichts über seinen Inhalt. Angefangen von der unerbittlich rührenden Ballade „Lovers Will“, deren seltsame up-to-date-altmodische Stimmung an Ben E. Kings „Into The Night“ erinnert, über „Do Right Man/Woman“, das hat er von seiner Frau gelernt (bzw. von Aretha Franklin oder William Bell oder...), das dräuende Problem „I Don't Know You bis zum unbekanntem Klassiker „Snap Your Finger“, schmucklos schön, daß es einem das Wasser in die Augen treibt. Hier trifft die einsame Taste trocken singende Saiten, ein Schlagzeug nickt dazu, derweil „The Tan Canary“ sein Einsteckstück zurechtrückt und die Stimme dabei über alle Lebenslagen schweifen läßt

— vom heiseren Seufzen bis zum hohen C. Oh cooles New Orleans!
Clara Drechsler

VERWÖHNT

Madonna True Blue
(WEA)

Schön ist, daß, wer Madonna hat, mehr vom Leben hat. Weil Madonna so viel vom Leben hat, und weil sie möglichst viel davon weitergeben will. Nun kann sie; ohne Anstrengung. Die vorige, die „Lika A Virgin“-LP, war ein Werk der Anstrengung; Madonna plackte sich ab, sie wurden nicht schnell genug, was sie werden wollte, sie war, wie das Cover-Foto, angestrenzt High-Class-Schlampe, sie wurde durch alte Nacktaufnahmen als Low-Class-Schlampe denunziert. Aber die Platte erfüllte doch ihre Aufgabe: Die Welt mit Madonna vertraut zu machen. Und wie steht sie jetzt da: abgespeckt, glücklich verheiratet, voller Liebe für das Leben. Die neue Platte ist genau das, was man auf dem Cover sehen kann: wo Madonna drauf ist, ist auch Madonna drin. Was ich mir liebe.

Madonna ist für sich, für das Leben, für die Liebe, für die Schönheit, für die Kleinen, denen sie Größe wünscht, für sich. Sie will leben und erzählen: Ein grandioser Moment, dieses „Live To Tell“; besonders grandios in der Mitte, in dieser Pause, wo sie nicht erzählt, sondern nur noch nachhallen läßt: „I know where beauty lives...“ Madonna übernimmt die Verantwortung für das Kind, mit dem sie schwanger geht, obwohl ihr Vater ihren Geliebten nicht leiden kann — alle Männer finden grundsätzlich, daß Madonna sich den falschen Mann aussucht; außer Sean Penn, der sie glücklich macht — und sie weist ihn zurecht: „Papa Don't Preach“. Madonna hat nun eindeutig die Nachfolge von Debbie Harry — die sich ja auch immer die falschen Jungen aussuchte und dann für sie durch die Hölle ging — des Guten Mädchens in der amerikanischen Popmusik angetreten (und setzt den prototypischen Guten Mädchen, den 60er-Jahre-Girlgroup-Mädchen also, ein wundervolles Denkmal: „True Blue“). Wie alle Guten kennt Madonna nur eine einzige Sache, und keine Beliebtheit; hier: „Make love not war“. Ein schöner Zug, daß sie diesmal ganz explizit diesen Satz singt: Hoffentlich versteht nun auch der Letzte — denn es gibt ja immer noch Leute, die sich

weigern, einem Coverfoto zu glauben —, daß Madonna gegen den Hunger ist. **Dirk Scheuring**

The Celibate Rifles The Turgid Miasma Of Existence
(Hot Records)

Die australische Band The Celibate Rifles, und ganz besonders das Stückeschreiberduo Lovelock/Steedman ist ein grotesker knalliger Haufen von Dieben; musikalisches Nehmen, mit vollen Händen, nicht betteln oder irgendwo Anleihen machen, sondern reingreifen, sich die Finger aufreißen, stolpernd, aber mit immensen Tempo wegrennen, um dann wirklich groß aufzutrumphen. „Let's make some new mistakes / I'm sick of the old ones/ Let's make some new mistakes/ and broaden my horizon. . .“; und geschlossen und heftig fordern sie das beste vom harten Rock und Punk heraus, MC5 und Gang Of Four, was die Gitarren betrifft, und Iggy Pop und (manchmal) Richard Hell, was den Gesang angeht. Die überwiegend schnellen Stücke der Platte haben ganz hart abgeschnittene Enden, die etwas langsameren lassen die gesamte Besetzung sich in dem klassischen Trümmer-Gitarrenschluß suhlen; und immer wird noch eins draufgesetzt. Diese LP der Celibate Rifles ist trotz aller Stakkatos und rabierter Messagen oder Aufrufe ein rundes Etwas, kurz, wesentlich „musikalischer“ als ihre erste Platte „Mina Mina Mina“. Ganz montoner Gitarrensound mit gemeinem Gerede darüber wie in dem wunderbaren Stück „Darling Nurst Confidential“ kommt nur punktuell, als Stilmittel eingesetzt, vor. Das soll nicht heißen, daß die eine besser wäre als die andere. So oder so ist die Art wie die Celibate Rifles sich beim Fehlermachen behaupten zur Zeit eine einzigartige. **Jutta Koether**

The Housemartins London O Hull 4
(Go Discs/Ariola)

Was live bei den Housemartins Undertones-Schmiß und Gospel-Soul-Glückseligkeit hat, ist auf Platte so direkt nicht wiederzufinden: Aus den Undertones wird klassischer, englischer Beat und die A-capella-Versionen von Soul- und Gospel-Stücken sind durch eigene Balladen ersetzt. Natürlich sind die Housemartins Soul-Brüder, die im Gegensatz zu Simply Red eben nicht den Fehler begehen, echten Soul machen zu wollen. Wer sonst außer Soul-Brüdern kennt

„Caravan of Love“? Und wer sonst tut einen Spruch wie „Take Jesus, take Marx, take Hope“ aufs Cover. Ein echter Soul Bruder ist ein Sozialist, kommt um die Glaubensfrage nicht herum und hat trotz allem noch Hoffnung. Wer dann noch so aussieht und sich so kleidet — klare Sache. Wir werden also verschont von weiterem „blue eyed soul“ und stattdessen beschränken sie sich auf das, was sie können — hübsche Beat-Nummern und ruhige, pathetische Balladen, die von P.D. Heaton's Stimme leben. Löblich auch, daß sie sich ihre A-capella-Versionen für ihre Live-Konzerte vorbehalten, nachher käme noch jemand auf die Idee sie als Flying Pickets mit gutem Geschmack hinzustellen. Und dann stolpert man in all der Nettigkeit und dem Wohlklang plötzlich über Hinweise wie, nicht zu versuchen sich auf einer Bankiers-Silvester-Feier einzuschleichen, sondern lieber das Haus anzuzünden, oder eine Zeile wie „Don't shoot someone tomorrow that you can shoot today“. Das ist überhaupt nicht witzig gemeint und erst recht kein Widerspruch. **Lothar Gorris**

Wipers Land Of The Lost
(InterCORD)

Nun sägt sich also wieder die Gitarre des Greg Sage ihren Weg durchs Land der Verlorenen. Wir sind eingeladen, dabei zusehen. Veränderungen gegenüber anderen Wipers-Platten sind kaum zu notieren. Ein paar Pop-Töne mehr haben sich eingeschlichen, und von seiner Solo-Exkursion brachte Greg die akustische Gitarre mit, der Rest ist wie gewohnt, brachial und brilliant. Punk-Rock für mich, Neo-Psychedelic für einige ältere Semester, auf jeden Fall auf seine Weise einzigartig und unnachahmlich. „Over The Edge“ bleibt das beste Wipers-Werk, aber es gibt keinen Grund, sich nicht „Land Of The Lost“ danebenzustellen. **Detlef Diederichsen**

Eugene Chadbourne Corpses Of Foreign Wars
(What's So Funny?About)

Hier hat die bekannte Hamburger Schallplattenfirma endlich das Produkt zu ihrem Namen. Chadbourne (von Shockabilly) und zwei Violent Femmes sagen Alfred und Costello und Nick Lowe was so spaßig an Liebe, Frieden und Verständigung ist. Zusammen mit Peter Dinklage haben sie Chadbourne's gesammelte Protest-Songs sowie Coverversionen von Mingus, Pharoah Sanders, Ed

EYELESS IN GAZA

Sanders, Country Joe McDonald und Phil Ochs im absolut knall-lustigen Bluegrass-Banjo-Zirp-Sound aufgenommen, mit tausend Winz-Ideen und Witz-Ideen ein Monumentum des Unterhaltensamen, gleichzeitig politisch Belehrenden, geschaffen, das Cover mit Exempeln von Chadbourne schwer erträglichem, aber immer wieder hinreißenden, ausgeflippten Studentenhumor vollgemacht und sich selber in Original-16-jährigen-Fotoautomatenhumor präsentiert. Das Kinderzeichnungscover scheint ein Witz über den Pro-SDI-TV-Spot in den USA zu sein. Es ist ja auch nichts lustiger als verstellte Stimmen, Fiedeln und Banjos und Sätze wie „There is no overdubbing of any of the guitar parts except for every track with the exception of all of side 1, none of side 2 and none of side 1“ und nichts rührender als eine Folk-Version von „The Creator Has A Masterplan“. Immerhin, pünktlich zum 50. Jahrestag der spanischen Revolution wissen wir, daß es immer noch genügend Amerikaner gäbe, die sich den internationalen Brigaden anschließen. Und diesmal könnten sie auch Witze erzählen. Eine äußerst abwechslungsreiche Platte, die die Auffassung zu vertreten scheint, seit den frühen Fugs hätten sich die Zeiten nicht geändert. Womit sie vielleicht gar nicht so unrecht hat. Ich wünsche diesem engagierten, mutigen Protest viele Zuhörer und Käufer.
Diedrich Diederichsen

The Triffids Born Sandy Devotional (Hot Records)

Zurück, zurück, da ganz hinten, da flattern sie hoch, die nur mit einem leichten Gepäck von amerikanischer Bodenständigkeit gerüsteten Erben des Mittsiebziger Rock, in einem Land, wo die Zeit keine Rolle zu spielen scheint, wo man unbedarft an den späten Van Morrison anknüpfen mag oder an die amerikanischen Kurz-Vor-Punkbands oder noch weiter zurück an The Band. Für Australier ist der alte amerikanische Traum knackfrisch, noch möglich so scheint es: Der große leere Himmel, die winzigen Punkte auf unbeleuchteten Landkarten, die Sonne, der Strand. . . „my vision is strong — my vision is true“. . . Kindersingen und „Chickenkiller“, der ganze naive Purismus scheint unbegrenzt dehnbar zu sein. Nur ein Stück der LP ist die schiere Langeweile, da wo der Verantwortliche für alle Triffids-Stücke David McComb mal wirklich etwas sagen will: „Stolen Property“ befindet sich jenseits des „australischen Traums“, und der Hang zum Bombast und Knödeln in der Stimme fällt da nur unangenehm

auf, während Cello, Geigen und Vi-braphone bei den anderen Stücken das bedrängende Romantik-Package erst richtig verkleiden. . . angefangen bei dem Verbotene-Liebe-am-Strand-Drama (Life Of Crime), über den schnellen „Chickenkiller“ (Jungsfreudensong), über das vom Klavier bestimmte Lamento (Personal Things), das auf das rituelle Besaufen und Verbrennen von Gegenständen der Ex-Frau hinausläuft, bis hin zu dem grandiosen, schwerfälligen, visionären Exzess „Lonely Stretch“. Kleine, helle unbestimmtere Flecken auf der Platte sind die beiden von der Keyboarderin Jill Birt gesungenen Stücke. Mit „Born Sandy Devotional“ haben sich die Triffids eine wirklich breite Straße freigeschaufelt, zwar ohne Anfang und Ende und irgendwo im Hinterland, aber weiß Gott breit!

Jutta Koether

Lovebug Starsky House Rocker (CBS)

Ein großer alter Erfinder des Rap wieder im Lande mit u.a. allerlei Hilfe von Kurtis Blow, und dem besten Grandmaster von allen, D.St., der das beste Stück der Platte, nämlich „House Rocker“, produzierte, und, na es ist klar, daß an das Stück nichts heranreicht, was sich sonst noch so angesammelt hat. Trotzdem „a fine effort“, wie der Armenier sagt, und damit gekauft.
Clara Drechsler

David Bowie/Trevor Jones Labyrinth (Soundtrack) (EMI)

Was war mal noch David Bowie? Das ewige Chamäleon oder so, nicht wahr. Gestern noch Höhepunkt von „Absolute Beginners“, heute sinnstiller Kinderschreck in einem Muppet-Fantasy-Movie. Heute so, morgen so, das ist die Kühnheit: er wechselt nämlich die Stile, fast wie Dokoupil, nur irgendwie verwirrt, herrlicher und sympathischer, aber Schwamm drüber. „Dancin In The Streets“ war der ungeahnt tiefe Tiefpunkt seiner Karriere. Die beiden Songs zu „Absolute Beginners“, vor allem der, der auch so hieß, wieder ziemlich gut (also mehr als nur Wiedergutmachung) und hier kommt wieder äußerst durchwachsenes Material, das man überhaupt nur hören kann, wenn man nach jedem Bowie-Song zum Plattenspieler stürzt, um die gesichtslosen Soundtrack-Techno-Star-Wars-Quäl-Funker von T. Jones zu überspringen, um dann in den meisten Fällen nicht mehr als technisch aufwendige Bowie-



SPV 08 1458

»back from the rains«
Brilliant new Album

REBEL REC.

SPV

SPV GmbH, P.O. Box 56 65, 3000 Hannover 1, West Germany
In Austria: EMP, Graz.
In Switzerland: Discrad, Zürich.

Parodien, unter Mitwirkung aller die gut und teuer sind, zu hören (von Fonzi Thornton über Prefab Sprout bis zu Arif Mardin, der mir neulich als Engineer einer 50-Jahre-Schönberg-Aufnahme auffiel). Außer in dem völlig kindischen und irgendwie netten „Chilly Down“ schreckt Bowie vor keinem der ekligsten Stilmittel zurück (eben Klassik-Rock, Phil Glass und was noch alles rechtmäßig zu einem Muppet-Fantasy-Soundtrack gehört). Und „Underground“ fanden wir ja schon immer ziemlich schlaff.

Diedrich Diederichsen

**That Petrol Emotion
Manic Pop Thrill
(Line)**

Also echt, wir verstehen diese Jubelkritiken um die erste LP der Ex-Undertones-Brüder O'Neill nicht ganz. Auch wenn es ein netter Zug der Songschreiber von unsterblichen Perlen wie „Teenage Kicks“, „Here Comes the Summer“ etc. bleibt, nicht ihrem ehemaligen Frontmann nachzueifern und im Schniegel-Anzug die häßlichen, alten Punker-Photos aufzukaufen; so erreicht das Gitarrenalbum ihrer neuen Band höchstens das Prädikat „geht so plus“.

Wo sind sie geblieben, die pfeifenden Ohrwürmer, die einzigartigen Kompositionen von vollendeter Schrägheit und Harmonie zugleich? Nicht, daß wir eine schnöde Kopie verlangen, aber ein paar Gramm In-

spiration hät's sicher haben können. Songs wie „Tightlipped“ oder „Fleshprint“ (Spätwerke mittelguten Harmonie-Punks) gehen durchaus in Ordnung und auch die zwei/drei Proporz-mäßigen Balladen („Blindspot“ und ähnliche) sind NETT, doch für ein Durchstarten aus der Ursuppe reicht es fürs Erste noch nicht. Steigerung erwünscht. Die andere Meinung also.

Niemczyk/Gorris

**The Mekons
The Edge Of The World
(Red Rhino)**

Wenn man in London eine Adresse sucht, durchaus auch in City-nahen Gegenden, kann es einem immer wieder passieren, daß eine pupnormale englische Pub/Laundry/Wettbüro-Straße plötzlich im Nichts endet, an der Kante der Welt, an der Ecke, die Fassade sich als potemkinsches Dorf entpuppt und sich dahinter eine Prärie oder ein unendliches Meer zu verbergen scheinen. Wie auf dem Cover der neuen Mekons-LP (wie gewohnt beste Xerox-Art), wo am Ende einer solchen Straße drei Reiter eine Wagenburg aus brennenden London-Doppeldecker-Bussen angreifen. Von dem Übergang aus vertrauten Formen (Cowboy-Musik, irischer Folk) in Seltsames, Mekon-mäßiges handelt „Edge Of The World“, noch prägnanter, bezaubernder als „Fear & Whiskey“. Bei aller Hinwendung zu Folk und Country lassen zwei Dinge die Mekons nicht los, diese alles auf-

zulösen scheinende Punk-Arroganz, die uns von frühen Rough-Trade-Bands noch so nett in Erinnerung ist (das Singsangmäßige an Punk, nicht das gröhlmäßig, sondern badewannenmäßig Anarchistische), und der verquere Reggae-Einfluß. Manchmal denkt man, Lee Perry hätte The Pogues produziert. Wenn in einem dieser lakonisch-stimmungsvollen Balladen plötzlich ein unglaublich deplazierter, aufregender Hall-Effekt auf die Stimme gelegt wird. Oder wenn da so ein bekifftes Reggae-Schlagzeug alleingelassen wird. Obwohl es nur vier Mekons gibt, hat man den Eindruck, daß jedes Stück von jemand anders gesungen wird (Sprechgesang, Hymnisches, Rezitative, Sandy Denny, ergriffen-gelangweilt, Männer, Frauen, Kinder): Seemannslieder für Leute, die ewig auf dem Trockenen sitzen werden. Hier ist alles richtig und realistisch und darum automatisch begeisternd, diese Gruppe schmeichelt sich an keine Schönheitsidee und an überhaupt keine kultmäßige Stilidentität an. Keine Beziehung zur Kunst des anderen, nur zum eigenen Leben. Dies ist die Chronik von Ereignissen, die als Ereignisse überhaupt niemandem mehr auffallen. Folk-Litaneien brechen ab, Punk-Stücke rollen ein, brechen ab, The-Band-Akkordeons türmen sich auf (ohne jeden blöden Anspruch): Alles bricht zusammen. Und die Mekons bleiben gelassen. Seit neun Jahren und vier LPs eine der Besten Bands.

Diedrich Diederichsen

Posaene nicht ungenutzt in der Ecke hat stehen lassen. Es gibt auf dieser Platte die klassische P.F.-Ballade (10.000 Year Of Weeping), ein schnelles Duett mit Clara Deferfari (Factory Of Wines) und das Lied über ein Geschenk (The Finger Of Lesotho), das musikalisch eindeutig ein frühes Magazine-Stück ist. „Tunesian Twist“ ist eine wunderbar leichte Platte, die mitzunehmen man dann ebenso leicht vergißt, weil solche wie Patrik Fitzgerald dazu da sind, daß man sie vergißt und entdeckt und vergißt und... aber wenn man sie erst hat, alle Werke bekennender Jungpoeten zum Schweigen verdammt.

Jutta Koether

**Cpt. Kirk &
Stand rotes Madrid
(WSFA SF 26)**

Bewahre uns vor genuin deutscher (Pop)Musik. Die bringt uns schlechte Clowns, falsches Pathos und guten Intellekt. Nimm angloamerikanische, also internationale, Musik und addiere die Eigenart deiner deutschen Sprache, auch die daraus resultierende Eigenart deines Spiels und Gesangs, und behalte diese bei, auch wenn du englische Phrasen benutzt. Melodie und Rhythmus deiner Sprache prägen Melodie und Rhythmus des Songs, und auch wenn die Muster angloamerikanisch sind hast du damit Herkunft und Charakter allemal deutlich gemacht, vgl. Diederichsen/Koethers Beobachtung im Madrid-Artikel/Spex 6/86 über Flamenico im Blut aller spanischen Gitarristen. Tobias Levin ist ein deutscher Gitarrist und seine Gitarre stammelt wie seine Sprache in schnellwechselnden Sprachmustern — „Noch immer sind es Lügner/ die verstehen wie ich bin... I told you / Do you know what I said?“ fragt Levins junge, weder Schnaps- noch Tabak geschädigte Stimme, und plötzlich glaubt man wieder daran, daß junge deutsche Bands die Fesseln abwerfen und sich durchsetzen, auch wenn sie ausländischen Vorbildern nicht zum Verwechseln ähneln. Die Musik dieser LP ist rasant und sprunghaft, immer radikal und niemals quälend. Sie erreicht ihren „normalsten“ Moment bei der Version von Blixas „Letztes Biest am Himmel“, einer Live-Aufnahme, die den einzigen Schwachpunkt der LP offenlegt: Bass und Drums klingen oft zu Psychic-TV-modern, wenn ein Scheppersound wie auf alten Hendrix-Experience-Platten angemessen wäre. Trotzdem ein geladenes Statement — da steht die Bettdecke senkrecht (vgl. Cover).

Michael Ruff

**Patrik Fitzgerald
Tunesian Twist
(Red Flame)**

Damals, zu einer Zeit, als Rasierklin- gen und Sicherheitsnadeln und der „FuckOff“-Badge zur Standardaus- rüstung jedes jungen Menschen ge- hörten, gab es einen ebenso jungen irischen Sänger, der die EP mit dem damals sehr anachronistischen Titel „Safety Pin My Heart“ herausbrachte. Das war genau die Platte, die man einem zig Punkplatten besitzenden 22jährigen Freund zum Geburtstag mitbringen konnte. „Punk-Poet“ oder „Punk-Folksänger“ wurde Fitz- gerald genannt und als solcher, unter der Rubrik „interessante Außensei- ter“, wird er wohl in die Rockge- schichte eingeschrieben. Was auch immer das heißen mag, fest steht, daß Patrik Fitzgerald, wenn der Poe- tenliga zugeordnet, deren unprä- zisester Vertreter ist, und das sowohl im Vergleich mit den alten „Rockpoe- ten“ à la Jim Morrison, als auch mit den jungen heimelig-intimen Band- poeten wie Lloyd Cole. Er ist absolut sparsam mit dem kostbaren „ICH“, verfaßt komische, kleine soziale Dra- men in irischer Erzähltradition und belegt das Ganze mit seiner seit acht Jahren unverändert rührenden Stim- me.

Und so kommt mit „Tunesian Twist“ nach drei Jahren seine vierte LP her- aus, eine Platte, die man ohne weite- res seinem Freund zum 30. Geburts- tag schenken kann, aber auch sei- nem kleinen Bruder. Begleitet wird Patrik Fitzgerald bei „Tunesian Twist“ von einer recht bizarren Band, die sich einige Folk-jazzhaft anmu- tende Einlagen leistet, und auch die

**Merle Haggard
A Friend In California
(CBS-Import/IMS)**

Neulich nachmittag saßen Bunke und ich mal wieder mit Freunden auf den ansonsten leeren Tribünen des Derby-Platzes in Klein-Flottbek, und diesmal sinnierten wir über Merle Haggard. Beide fragten wir uns, wie- so wir ihn so hoch schätzen, wo er sich doch keinerlei Mühe gibt, zu ver- bergen, daß er, gelinde gesagt, ein Rechtsaußen ist. Man kauft doch auch sonst nicht bei Faschisten.

neu **NEU!** neu

**discothek
EXCESS**

**NEW WAVE
AVANTGARDE**

Dienstag: Bier DM 1,—
Sonntag: Pernod oder Campari „mit“ DM 2,50

Öffnungszeiten:
Di. + So. 19.00—1.00 h
Fr. + Sa. 19.00—3.00 h

**Discothek Excess
Troisdorf, Frankfurter Str. 89** neu

Es schüttete die Plattenindustrie, die große wie die kleine, ihren mächtigen Sack über unsere geplagte Republik denn aus. Die einzelnen Singles schauten sich um und ließen sich an den für sie günstigsten Orten nieder. Erst der laue Medien-Sommerwind wird sie gut wie schlecht ins weite Land zerstäuben. Begin the begin.

SCHWARZWALD

In den höchsten Regionen blühen die stolzesten Exemplare. A star is born. **Anita Baker** (Sweet Love; Elektra) ist süßer noch als Liebe und wahrer als Pater Leppich in seinen besten Zeiten. Wen ihr Album zu benennen macht, der labe sich an den drei Prachtstücken dieser Maxi. Ganz in der Nachbarschaft zu finden sind die **Loose Ends** mit einer Extended Version ihrer Single 'Stay A Little While, Child'. Absolut berauschend ist das Sing-Hin-und-Her-Spiel zwischen den beiden Herren und der sehr exotisch angezogenen jungen Dame. Sie läßt sich überzeugen und nicht nur, weil die Herren inzwischen einen schmucken Fez übergezogen haben. Ebenso hervorragend im Rennen um die Damen liegt **Jeffrey Osborne** ('You Should Be Mine'; A&M), der uns mit diesem geschmeidigen Schmeichelstück auf die Trickkiste der anstehenden LP neugierig macht. Und endlich mal kein Falsetto-Akrobat!

Der etwas ältere **Luther Vandross**, erfahren im Betören wie keiner, beweist mit seinem Beitrag ('Give Me The Reason'; Epic) zum Soundtrack von 'Ruthless People' wie immer große Klasse. Ob es von Vorteil ist, mit solchen Soulgrößen wie Mick Jagger, Bruce Springsteen oder Dan Hartmann auf einem Cover zu stehen, wird sich zeigen. Der noch ältere **Aaron Neville** besinnt sich und kramt auf seiner Maxi-EP ('Orchid In The Storm'; Zensor) die alten Perlen der Fünzfziger hervor: 'Pledging My Love', 'For Your Precious Love', 'The Ten Commandments Of Love'. . . Das macht das 'Goldkehlchen' der First-Family des New-Orleans-R&B ganz goldig ohne jedoch je die Festigkeit und Stärke eines Jackie Wilson zu erreichen. Zu recht schuldet jener diesem den Credit.

Wie sind immer noch in den höheren Regionen. Jetzt jedoch wird's stürmischer. Der Funky Beat eines **Lovebug Starski** steht vor der Tür, genauer vor der Tür von Amityville! Mit Schaffelbeat, Quälgitarre und großer Schnauze vertreibt Mr. Starski die unheimlichsten Gestalten aus dem Haus auf dem Hill. Hip Hop immer wieder an der Top, Mr. Spock. Wie konnte diese Platte bei uns erst so spät erscheinen?

Um noch ein paar Hops aggressiver gemixt drängt sich **King M.C.s** 'What Have I Done For You Lately' (Streethat) auf. Hier gibt sich das Gespräch Mann/Frau ohne Schmus. Man hat immer Angst bald von einem Auto angefahren zu werden. Schwarzer Realismus, wenn man so will. Auch Altmeister **Africa Bambaataa** verläßt den strengen Hip-Hop-Beat und versucht sich unterstützt von besseren Backgroundsängern und innen als Interpret im Heavy-Funk-Genre ('Tension'; Tommy Boy). Schlimm wird's, wenn er auf der eigentlichen A-Seite ('Bambaataa's Theme') seinen virtuos Ambitionen die Zügel schießen läßt und auf's eindringlichste faltermeiert.

Wie man merkt, geht's bergab. Wäre da nicht **Dhar Braxton**, die uns mit ihrem herrischen 'Jump Back' (vor allem uns Herren) kräftig in den Arsch tritt und bei Laune hält. Ihr Herzbube muß ein Dummer sein. Die Dame dürfte keine Schwierigkeiten haben, neue Verehrer zu finden. Durchaus der Disco-Sommer-Hit! Da Dhar keine nützige Weiße spielen kann, bleibt ihr ein Madonna-Erfolg (leider) erspart. Womit wir endgültig beim Abstieg sind. Madonna mit neuer Platt-Frisur (macht sie jünger; Anweisung vom Regisseur: Achtet mir auf die Teenies!) und Sean-Penn-Lederjacke trällert unverzagt und geldgierig wieder eines dieser unheimlich gut gezielten Nichts-Liedchen über den Teenie-Alltag, wie er nie sein kann. Was soll man ihr androhen, damit sie damit aufhört. **Princess** wird es auch nicht richten. Sie ist zu sehr braves schwarzes Double und im Dutzend billiger. 'I'll Keep On Loving You' ist das Durchschnittstück. Wie gehört, so zerstört. Genau so ein Durchschnittchen ist die viel gelobte und noch besser aussehende **Dee. C. Lee**. Ein passabel singendes Mannequin, das dazu drängt, überschätzt zu werden. Dito **Chaka Khan**, die sich bei ihrer 'Love Of A Lifetime' (Warner Brothers) reichlich verzettelt und uns als B-Seiten-Gag ihre Version vom Jazz ('Coltrane Dreams') reinballert. Letzteres aufgrund der Tradition immerhin ertragbar.

Ins Lächerliche und in den 'East River' (Portrait) treibt uns eine Go-West-Imitationstruppe namens **Picnic At The White House**. La di da, ha ha, oh la la: fertig ist der Shit. Vietnam-Romantiker **Paul Hardcastle** beglückt uns diesmal mit rein privaten Problemen: 'Foolin Yourself' (Chrysalis). Zahnloses Rumgefunk mit äußerst wiederhaftigem Titel. Auf ähnlich halbschwarzem Niveau und in den unteren Niederungen des dunklen Waldes treffen wir noch auf folgende Setzlinge: **Aurra** ('Like I Like It'; Virgin), **Johnny Kemp** ('Just Another Lover'; CBS) und **The Real Thing** ('Can't Get By Without You'; PRT). Die größte Chance, von hier aus in die Höhe zu schießen, haben zweifelsohne **Black Ivory** mit dem Henderson/Dozier-Titel 'I've Got My Eyes On You' (Streethat). Man hört es schon aus den Blastern blubbern.

WEST-BAYERN

Das Größte, der Region entsprechend, zuerst: Sieben unentschlossen dreinschauende Gestalten aus der älteren Generation nehmen sich Teile des frühen Jefferson-Airplane-Sounds, im besonderen das Slickige, und das Somebody-To-Love-Gitarren-Geklingel und basteln mit flockigen Geigensoli einen betulichen Folk-Rock. Damit's authentischer wirkt, fügt man der B-Seite eine hingeschrummelte 'Ballade Of Irish Love' (Virgin) hinzu. In **Tua Nua** ist der Name dieses unglücklichen Curved-Air-Revivals. Das Nächstgroße tut uns der vormalige Wall-Of-Voodoo-Sänger **Stan Ridgway** ('Camouflage'; I.R.S.) an. Dieser Mann der Kurz-Novelle erzählt uns mit schön gesetzten Worten die Ballade vom kleinen Soldaten, der im Dschungelkampf mit den grünen Teufeln von seinem Schutzengel, einem 'big marine named Camouflage', rausgehauen wird. Irische Tin Whistles und Banjos begleiten dieses üble Landser-Epos. Unverfänglicher

bleibt da **Wall Of Voodoo's** pferderückenbeschwingte Western-Hymne 'Far Side Of Crazy'. Wer Chris Bailey's 'Like Fire Would' kennt, weiß, welcher Sattel besser sitzt. Auch die **Roughnecks** aus Berlin (West) müssen noch lange durch die DDR reiten ehe sie mit ihrem fein hausgemachten Rock-a-billy ('Saddle Soap'; Korea) in die wahre Weite des Westens vorstoßen. Zu Hause genau da ist einer der größten: Herr **Bob Dylan** himself. Bob Dylan und die Heartbreakers (drei der vier Petty-Heartbreakers) produziert von Tom Petty, geben sich mit dem Titelsong zum Film 'Band Of The Hand' die Ehre. Die Musik erinnert an tolle Blonde-on-Blonde-Zeiten. 'Rainy Day Women' wird einem zurückgeholt.

RUHRGEBIET

In den quadratischen Vororten finden wir immer noch **Peter And The Test Tube Babies** wie ehe und je den Punk Rock pflegend. Hinterkehllich und mit dampfender Gitarre suchen sie seit Jahren ihren 'Key To The City' (H.P. Records). Viel Glück, Peter! Ihre Kinder, die **Palookas**, stampfen sich die Angst aus dem dünnen Bauch, damit wir keine mehr vor 'Virginia's Wolf' (Cartel) haben müssen. Bei einer Gruppe wie **Ferry Boat Bill** müßte man wieder mit den berühmten Worten anfangen: Klingt wie Lloyd Cole, der wieder klingt wie der Verschnitt von. . . Des Sängers Höflichkeit sollte den Gesang einem anderen überlassen. Und bleibt bei der Langsamkeit, Jungs, wenn überhaupt. . . Und noch eine schnarrende Gitarrenband mit dem schönen Namen **Well Well Well!** Sie dürften höchstens live für drei Stücke ihre Untergrundgrabbkammerplatte lupfen können. Doch es muß viele solcher Gruppen geben, damit es die **Soup Dragons** gibt. Sie vereinfachen mit 'Whole Wide World' (The Subway Organisation) die ganze Soundgeschichte und erhärten flugs den Buzzcocks-Klang um die heutigen Grade. So simpel ist man gut! Unnachahmlich gut ist Deutschlands Überleber-Band Nr. 1: **Syph**. Da wo in Deutschland Industrie und neue Musik erfunden wurde, ist ihre Heimat: Solingen. Die Single 'I Want U' (Büro) führt uns in die Tücken der Verkabelung ein. 'Please, tu mir 'nen Kabel/in meinen Nabel/ ich nicht want to be allein/du bist der beste friend of mine.' Uwe, Harry, Jojo und Ulli collagieren sich mit heiteren Konsequenzen immer weiter in die Moderne.

PORZ-WAHN

Die **Marquee Moon** aus Berlin erweisen sich als zu harmlos, um mit ihrem lasziven Song 'Here Today And Gone Tomorrow' (Diadem) in die Freud'sche Psychokammer aufgenommen zu werden. Zu gesund. Mehr Fliegen im Kopf haben **The Pylons**. Es rumoren die spitzen Laute auf dem 'Run To The Stranger' (Chrystal Records). No Über-Ich anymore! Rot sehen und gegen die Computervelt ankämpfen, tut **Frenzy**. Auf der interessanteren B-Protest-Seite ('Whose Life'; Eye) wird das psychobillische Schema mutig gesprengt. Ich-Stärke 4! Brix, Sängerin/Gitarristin von **Adult Net** verläßt das Genre in Richtung Universum: 'White Night (Stars Say Go)' (Beggars Banquet). Wenn überhaupt vergleichlich, dann zu einer

entfernten auf Unschuldsgesang ummodulierten Version des Electric Prunes-Songs 'I Had To Much To Dream Last Night'. Für mich zu nahe am typischen Girl-Gruppen-Gesang und Getue.

TÜBINGEN

The Creepers nehmen sich auf ihre unbekümmerte Art eines Stückes von Professor Eno an: 'Baby's On Fire' (In Tape). Eine kurze, entschlossene und starke Arbeit der Meisterschüler. Die **Mekons** als die leicht kauzigen Oberlehrer führen uns mit ihrem kleinen Liedchen 'Hello Cruel World' (Red Rhino) auf's rührigste in die Stacheldrahtwirklichkeit unser aller Welt zurück. Sie verabschieden sich auf dem Rück-Cover mit 'There Is Still Time'. Egal wie sozialdemokratisch **Billy Bragg** ist, er vermag Emotion für die richtige Seite zu machen. Mit 'Levi Stubbs' Tears' (Go! Discs) gelingt ihm ein richtiger Song mit Synthesizer-Solo. Er singt in der DDR auf dem Festival des politischen Liedes und baut Angst vor den Russen ab ('Think Again') und zapft dazu 'Walk Away Rene'. Verbohrt Moralisten braucht das Land. Aber wie gesagt, sie müssen 'Walk Away Rene' spielen können. Sind die **Soup Dragons** die Buzzcocks, so sind die **Housemartins** die nachdenklichen Undertones. Mit schmissigem Wechselgesang und anderen Simpletricks diskutieren sie die Probleme ihrer Generation. Sie haben sie sich verdient die 'Happy Hour' (Go! Discs).

SCHWEIZ

Yello schlägt wieder die Löcher aus dem Käse. Sprechsingend, chorlockend und jede Sekunde ein elektronischer Gag machen sie sich auf den hektischen Weg zum Gold ('Goldrush'; Vertigo) Sie verlangen: Clouds, Love, Stars, Colours. Give it some phantasy!

SALZGITTER

Art Of Noise lassen die Collage-Maschine los. Jede drei Sekunden ein 'Paranoimia'-Schnipsel. Man verabschiedet sich aus dem ganzen Trashkarussell mit einem grinsenden 'Trust Me'. Zu viel Arbeit, um zu billig, um zu wahr zu sein. Nötig, aber nicht wahnsinnig.

UNTERM DEICH

Die härteste Barbarei erlaubt sich eine Gruppe namens **Box Of The Frogs**. Dies sind bis auf Keith Relf die Original Yardbirds. Die schlachten unter lautstarker Mithilfe von Rock-Röhre Roger the Chapman ihr eigenes wunderbares 'Heart Full Of Soul' (Epic) ab. Ein wahrhaft PSYCHEDELISCHES Unternehmen. Zwanghaft sauber.

von Peter Bömmels



Foto: W. Bura

Mayo Thompson sieht in Haggard den sympathischen Hippie-Hasser, eine Art Verbündeten, der Proletarier und Sozialist ist, aber die Revolution nicht den schlaffen Langhaarigen überlassen will. Aber Songs wie „The Fightin' Side Of Me“, „Okie From Muskogee“ oder „Billy Overcame His Size“ sprechen doch eine zu deutliche Sprache. Eher schon ist Haggard der lebende Beweis, daß auch ein Faschist ein großer Künstler sein kann, und das ganz ohne daß seine Kunst die Geistesgestörtheit des Faschisten widerspiegelt. Denn Haggard ist wirklich ein gesegneter Songschreiber und ein beseelter Sänger, sogar heute noch, nach über dreißig LPs und auf die Fünffzig zugehend. Es ist bei ihm nicht wie bei vielen seiner Kollegen, die nur noch angepaßte, rockige Charts-Schlager oder hilflose Selbstplagiate veröffentlichen. Wie schon bei der Willie-Nelson-Platte aus dem letzten Heft ist „A Friend In California“ ein (bei Haggard im Gegensatz zu Nelson unüblicher) Jazz-Touch unüberhörbar. Roy Nichols spielt dazu einige der schönsten Gitarrensolos. Agitatorische Töne bekommt man diesmal übrigens nicht zu hören. Vielleicht ist Haggards kämpferischer Elan erlahmt, vielleicht ist er auch einfach mit dem Gang der Dinge in den USA ganz zufrieden. Aber wie sagte schon Columbo zu Johnny Cash, den er gerade des Giftmordes an seiner Frau überführt hatte: „Wer so wunderbar singt wie Sie, kann kein ganz schlechter Mensch sein.“

Detlef Diederichsen

Sonny Sharrock, Peter Brötzmann, Bill Laswell, Ronald Shannon Jackson
Last Exit

Sonny Sharrock
Guitar
(Enemy)

Ein Traum wird wahr: Die wilde Free Jazz/Metal-Fusion, von der Laswell schon seit fünf Jahren redet („Brötzmännchen sollte mit Motörhead spielen“) hat endlich stattgefunden, mit dem einzigen rechtmäßigen Free-Jazz-Gitaristen, Ulmer-Vorläufer und Hendrix-Nachfolger Sonny Sharrock an der Gitarre und den beiden eher modernen Geistern Jackson und Laswell als, natürlich, emanzipierter Rhythmus-Gruppe. Live war es logischerweise aufregender, z.B. weil man den unglaublichen Sharrock beim verzückt-entrückt-verrückten Improvisieren zusehen konnte, aber auch auf Platte empfehle ich es jedem, der sich '77 begeistert die Ornette-Coleman/Blood-Ulmer-Band angesehen hat (die wahre Free Jazz-Punk-Bewegung): Die Alternative zu Working Week, aber die mögen das ja auch (mehr im nächsten Heft). Komischerweise kann sich Sharrock, der hier den interessantesten Lärm macht, auf seiner Solo-LP zwischen Blues-Meditationen und Kinderlied-Variationen auf Fuzz-Basis nicht entscheiden und entschließt sich nur zu selten zu dem, wofür er ein Monopol hat: Free Guitar. Dafür zu viele öde

harmolodische Mantras. Sehr überraschend und sicher interessant gemeint, aber langweilig zu hören.
Diedrich Diederichsen

Purveyors Of Taste
Sampler
(Creation)

Für Freunde des guten Geschmacks: Es bleibt dabei, es gibt nichts Schlechtes auf Creation. Auch wenn schon mal weniger Sensationelles (wie das zweite Jasmine-Minks-Album) dabei ist und sich mit den Pastels die wahrscheinlich beste Band in Richtung Glass Records empfohlen hat und dort mit einer himmlischen Maxi namens „Truck Train Tractor“, einer Mischung aus moderaten Ramones, Clash und sich selbst, debütierte. Den Leuten, denen die ständige Hetzjagd nach neuen Creation-Singles und -Maxis zu mühselig und kostspielig geworden ist, sei nun „Purveyors Of Taste“ ans Herz gelegt, der bislang beste Sampler, der so ziemlich alles beherbergt, was in letzter Zeit aus Alan McGees guter Stube an die Öffentlichkeit gedrungen ist, voran natürlich Biff Bang Pow!s Herzscherzhymne „Love's Going Out Of Fashion“ (ah ja?) und „Cold Heart“, die mitreißende Postcard- und Beatles-Reminiszenz der Jasmine Minks. Felt machen rührseligen Gitarrenpop, als hätten sie nie was anderes gemacht, die Bodines erinnern auf „Therese“ eher an die Wave-Pop-Bands der Endsiebziger denn an irgendwelche Kapellen der Sechziger, Primal Scream (aka Bobby Gillespie) beweist ein weiteres Mal, daß ein richtig guter Popsong kurz zu sein hat, und von Peter Astor's Weather Prophets wurde glücklicherweise nicht das allseits hochgelobte „Almost Prayed“ (zu Unrecht im übrigen), sondern die ungleich bessere Ballade „Like Frankie Lymon“ auserkoren. Der Abgang von The Jesus & Mary Chain erweist sich im nachhinein auch als kaum tragisch. Meat Whiplash, die neuen Feedback-Spezialisten, sind eh origineller und haben sowieso den besseren Sänger. Diese Platte hat keinen Höhepunkt, sie ist einer.

Frank Lähnemann

aber der Rhythmus ist unruhig und die Idylle selbst beginnt zu schaukeln. Es folgt „1078—1082“, wo die Band ein simples elektronisches Muster entwirft und die Stimme reinrutscht wie ein einsames Selbstgespräch des Piloten Pirx. Es gibt noch schnelle Space-Rocker und ruhige, atmosphärische Tracks, doch der uneinheitliche Stil wird wettgemacht durch den Einfluß des interstellaren Äthers, der hier alle Stimmen und Instrumente auf unerklärliche Weise beeinflusst zu haben scheint. Nicht so offensichtlich lustig wie The Deep Freeze Mice, aber ebenso unbeleckt und unerschütterlich. Michael Ruff

Run DMC
Raising Hell
(Profile)

Was ja schon bei LL Cool J große Klasse hatte, zeigt sich auch bei der neuen LP von Run DMC, den Paten des Heavy Metal Raps. Die beste Idee an „Raising Hell“ ist natürlich die Coverversion „Walk This Way“ ihrer alten Helden Aerosmith. Steve Tyler und Joe Perry, die inzwischen gar nicht mehr typisch-amerikanisch-Hard-Rocker-mäßig mit Minipli und Dickbauch aussehen, sondern schon stark an die berühmte Keith Richards-New-York-Dolls — Johnny Thunders — Nikki Sudden-Linie erinnern, singen und spielen Gitarre und bringen den Schuß Authentizität in die Sache. Ansonsten fällt im Vergleich zu Cool J auf, daß sich Run DMC stärker den Extremen widmen, d.h. mehr klassische Rap-Wurzeln wie Scratchin' als nur Drum-Computer-Rhythmus und mehr Heavy-Metal-Soli als nur hingebartene Riffs. Das Ganze ist abwechslungsreicher und böser als die Kollegen und man kann sich nur noch darüber wundern, daß sich sowas in den USA innerhalb von fünf Wochen nach Erscheinen über eine Million Mal verkauft und Run DMC auf ihren Touren Stadien füllen. Nicht nur deswegen die größte Rap-Band der Welt.
Lothar Gorris

Annette Peacock
I Have No Feelings
(Ironrecords)

13 Stücke Messerspitzen, Nadelstiche, feine Tätowierkünste mit denen man Redaktions-, Wohn- und sonstige Genossen bearbeiten kann: „We are all sandwiches/the meat between life and death/...“ oder „Women have power over men/ sexually and numerically...“ oder „The attraction it seems/ is to live for ones dreams/ But the dreams are the why we succumb to the lie“, vorgetragen von einer Meisterin ihres Fachs mit einer kühlen, überheblichen, melodienabreibenden, manchmal enervierend hohen, jazzgeschulerten, weißen Stimme, die sich selbst auf fast allen Instrumenten begleitet, dominierend ein Piano, das stellenweise Spuren des frühen Chick Corea aufweist, rein ökonomisch eingesetzt, wie alle musikalischen Elemente und Texte bei Annette Peacock. Sie stammt tatsächlich aus einer fast vergessenen Schule, aus dem intellektuellen-Jazz-Zirkel der späten

The Crawling Chaos
WAQQAZ
(Foetus products)

Klassische Independent-Produktion. Diese dritte LP bringt kein bißchen Licht in die obskure Existenz dieser Band aus Northumberland/UK. Selbst im dunkelsten Fanzine findet man nichts über sie. Aber die Musik sollte gehört werden. Hier kommt nicht die schleimige Mutation großer Pop-Vergangenheit oder das donnernde Monstrum der Erneuerung. Crawling Chaos entziehen sich jedem Vergleich mit arrivierten Stilen, ihre Songs wirken unberührt von den Beweggründen, die andere Bands dazu zwingen, möglichst poppig zu klingen ohne dabei Pop zu sein. Dies hier klingt wie eine Science-Fiction-Platte, aufgenommen während eines langen interstellaren Fluges. Die Platte beginnt mit „Remocarpet“, fast ein ausgeruhter Schaukelstuhl-Instrumental mit singender Gitarre,

THE CASSANDRA COMPLEX

OUT NOW!

DATAKILL

12" · NORMAL 31

DER KLASSIKER

MOSCOW IDAHO

12" · NORMAL 30

DAS DEBÜT

MARCH

12" · NORMAL 23

LIVE AM 7.10. WDR-ROCKNACHT



BONNER TALWEG 276 · 5300 BONN 1 · TEL. 0228/222542

60er in New York, aus dem als heute bekanntestes Element auch Carla Bley hervorgegangen ist und deren Ex-Mann Paul Bley Anettes langjähriger Partner bei der ersten psychedelischen Synthie-Jazz-Band der Welt war. (Eine Wiederveröffentlichung von Annette Peacocks klassischer LP (1972) mit dem Titel „I'm The One“ ist schon angekündigt.) Zwischen dieser und „I Have No Feelings“ liegen u.a. unterschiedlichste Meisterwerke wie „Sky-Skating“, „Been In The Streets Too Long“, „The Perfect Release“ und die „Rockplatte“ „X-Dreams“, ein schmales Werk wie es sich für die klassisch exzentrische Lady der alten Schule gehört. Schmal aber bestimmt. „Love and understanding's not enough“, wo das „Material Girl“ aufhört, hat Annette Peacock vor fast 25 Jahren schon weitergemacht. Jutta Koether

Wham!
The Final
(CBS)

Das 3:2 der internationalen Schlagerszene. Mir fallen zu dieser Gruppe exakt zwei Dinge ein (oder drei? Zwei oder drei Dinge, die ich von ihnen weiß, wie Jean-Iggy Godard sagen würde.). Erstens weiß ich jetzt, daß sie auf diesem Doppelalbum mit allen Singles keinen unangenehmen Song drauf haben und George Michael bestimmt besser ist als Größenordnungs-/Live-Aid-Partner Elton John oder Freddy Mercury (so unverfroren hat lange keiner mehr gute Schlager geschrieben). Zweitens eben das: unverfroren. Es gibt keine Idee/Rechtfertigung für diese Schlager als, daß sie das Beste aus sich machen, aus ihrer *Conditio sine qua non*, wie der Ägypter sagen würde. Am Anfang noch mit Rap und Arbeitslosen und Soul Boys und Young Guns und dann nur noch der gute Schlager, sonnig, klar, aufgeschlossen und die Welt, gesehen durch Kontaktlinsen. Schließlich, daß die Simon & Garfunkel-Konstruktion des Duos mit einem, der singt, die Stücke schreibt und alles macht, und einem, der nur *mit* ist, wie der Enkel, wenn die Großmutter einholt, mir immer noch sehr gut gefällt, zumal Andrew Ridgeley aussieht, wie die spanischen Jungs, die einen in spanischen Badeorten nicht an den Flipper gelassen haben, als es so romantische Dinge wie Flipper (und mich) noch in spanische Badeorten gab. Diedrich Diederichsen

Attrition
In The Realm Of The Hungry Ghost
(3rd/Mind)

Attrition nutzen primitivste Mittel wie Non-Digital-Synthies, Rhythmusbox und Billig-Hall auf effektivste Weise. Wie die Bundesbahn pulsiert die Elektronik durch bewegte Landschaftsbilder, schnell und langsam zugleich. Die meisten dieser Aufnahmen stammen aus der Zeit, als Cryzz noch Sängerin bei Attrition war, und wie sehr liebte ich ihre Stimme. Sie war immer so wunderbar lebendig und stark in dieser Grabesruhe. Immer zweischneidige Kunst, nicht beserwischerisches Gefühl aus der

Fantasy-Welt nebenan. Laß Dich von ihr durch den Morgentau führen. Michael Ruff

Jeffrey Osborne
Emotional
(A & M)

Fürwahr, Mann! Herr Schmelz ist persönlich anwesend. Jeffrey Osborne wandelt diesmal mit einem Fuß im Elysium (oder einem ähnlich vagen Gefilde), in derart bezaubernden, perfekten, hauchzart alles übersteigenden Produktionsbedingungen, daß von einer Platte kaum mehr etwas übrig zu bleiben scheint. „Soweto“, wiewohl suspekt-betroffen, ist ein zwingender Diskotheken-Knaller (ist es nicht, aber ich mußte das Wort los werden) und auch sonst gibt es schönes an Balladen, aber: Wie elegant kann man werden, ehe man auf dieser Welt nicht mehr wahrgenommen wird? Clara Drechsler

The Woodentops
Giant
(Rough Trade)

Mein Gott diese Elemente! So viele Elemente. Wird eine Melodie (eine von vielen kleinen Tuffern, Klängen, Reizen) auf einer E-Gitarre eingeführt, muß man darauf gefaßt sein, daß ein Xylophon sie fortsetzt, eine Voxorgel sie moduliert, bevor sie in Masakelaeske Trompeten-Fresken ausufert, nicht ohne vorher von einer sensiblen Akkordeon-Gitarre variiert worden zu sein (hektisches Percussion-Gefuddel inbegriffen, alles zum Preis einer normalen LP). Das Songmaterial ist gar nicht mal irgendwie eigenartig oder chaotisch, alles schmeichelt dem Geschmack des klassischen Song-Gourmet, aber der fieselige Gerätepark, der an allen Ecken und Enden aussieht, wie Hemd, Oberhemd und Taschentuch, die aus der zu engen Hose hängen. Ausnahmsweise stimmt es: Weniger ist mehr. Aber die Woodentops wären nicht die Woodentops, wenn sie nicht Tricks wüßten um das Auseinanderfieseln in viel zu viele, viel zu kleine, viel zu gleichzeitig realisierte Ideen aufzuhalten. Einer der Tricks ist, live spielen: Vier kleine Männer und eine kleine Frau können nicht alle Instrumente des Abendlandes, Afrikas und Balis gleichzeitig halten. Der andere Trick: Gib deinen fremdartig wuchernden Eigenkompositionen immer schön vertraute Titel! So heißen Rolo McGintys' Nummern durchweg „Travellin Man“, „Shout“, „Last Time“, „Love Train“ oder „Get It On“. In einer Zeit wo 19jährige sich wie Greise benehmen, sind eben diese hier recht jung! Ein Gigant ist was Großes mit wenigen Eigenschaften, das hier ist ein Polyolith, das hier ist ein Patchwork aus Dingen, die für sich genommen nichts bedeuten, Dinge, die im Studio herumliegen wie Stoffetzen im Handarbeitsunterricht. Zum Glück war sehr viel Samt dabei. Vielleicht wollte Bob Sargeant eine Haircut-100-Platte daraus machen. Dabei wäre vielleicht sogar mehr drin gewesen. Farbfoto-Reklame des Jahres. Diedrich Diederichsen

Mekons:
„Dies ist die Chronik von Ereignissen, die als solche überhaupt niemandem mehr auffallen. Die Welt bricht zusammen, die Mekons bleiben gelassen.“



Guadalcanal Diary
Jamboree
(WEA)

Die Welt ist bunt und vielfältig. Die haarsträubendsten Dinge passieren. Ein Beispiel? Nun, „Jamboree“, die zweite LP von Guadalcanal Diary ist gut! Wer hätte das gedacht? War doch das Debüt „Walking In The Shadow Of The Big Man“ trotz Produziertwerdens von Don Dixon so außergewöhnlich flach ausgefallen, daß man es eigentlich als deutliches Anzeichen dafür werten mußte, daß das Boomen der amerikanischen Neo-Gitarren-Musik auch schon wieder vorbei war. Die Jungs vom NME glaubten natürlich auch gleich, einen ausreichend schwachen Gegner gefunden zu haben, um an ihm ein chauvinistisches Exempel zu statuieren. Aber Guadalcanal Diary setzten sich auf den Hosenboden und arbeiteten. Darauf beruht die Qualität von „Jamboree“, nicht auf genialen Eingebungen, sondern auf Fleiß, auf Erkennen der eigenen Begrenztheit, und dem Willen mehr daraus zu machen. Das ist gelungen, Glückwunsch. Natürlich ist jenes mythische Amerika, das zu beschwören uns jene Bands so gerne glauben machen wollen weiterhin ein großer Schwindel, aber das ist auch nicht so wichtig, genauso wenig wie die ewige Rückkehr der Gitarre, wie McGuinn oder Keith Richards. Guadalcanal Diary stoßen auf der B-Seite dieser LP in Richtung jenes Terrains vor, das z.B. die 10.000 Maniacs und die Violent Femmes derzeit mit gutem Erfolg beackern. Eine neue Art Folk-Rock liegt da in der Luft. Die A-Seite kann man übrigens bis auf „Fear Of God“ und „Jamboree“ getrost vergessen; „Pray For Rain“

und „Spirit Train“ (spürt man das nicht schon bei den Titeln?) stehen für genau das, was wir — das haben wir schon R.E.M. mehrmals ausrichten lassen — nicht mehr hören wollen. Aber auf der B-Seite kommt plötzlich Magie ins Spiel, und die bewirkt unter anderem, daß Murray Attaways Gesang nicht mehr wie der von R.E.M.s Michael Stipe, sondern wie der von John Lennon klingt. Detlef Diederichsen

Furniture
The Lovemongers
(Premonition)

Lebensfreude und Liebesleid, die kleinen Dinge des Glücks und die Schatten der Gewöhnung: Es sind die banalen und tiefgreifenden Phänomene bzw. Probleme des Zusammenlebens, denen sich Furniture in ihren Songs stellen. In ungewöhnlich intelligenter Weise wird das ewige Thema Liebe aufgearbeitet und in angemessener Form dargeboten. Es ist vor allem die von Leid und Sehnsucht getränkte Stimme des Jim Irvin, die den luftigen Pop-Songs und den schwermütigen Balladen wahre Größe verleiht. Wenn es sowas wie „weiße“ Blues/Soulmusik, die sich nicht in den Fallstricken der Authentizität verheddert, geben kann, dann sind Furniture sehr nahe dran. Furniture beweisen auf der ersten LP „Lovemongers“, wie schon auf einer phantastischen Mini-LP vor fast drei Jahren, daß sie vollkommen eigenständige Töne beherrschen und in der Lage sind, seltsam schwebende, zeitlose Pop-Musik anzurichten. Die Kompositionstalente der Band werden bereichert durch eine filigrane Rhythmusgestaltung, die mal nervös bollernd, mal leise federnd einen starken Einfluß auf den Charakter der einzelnen Stücke ausübt.

ANDREAS THEIN PRÄSENTIERT SEINEN NEUESTEN COUP



Dies ist eine Platte, die, weil sie allen Kategorien entgleitet und typisch englisches Understatement pflegt, nur den wenigen freien und feinen Geistern gefallen mag.

Frank Janning

**Spacemen 3
Sound Of Confusion**
(Glass Records)

Es gibt Vieles, was an dieser Platte bewundernswert ist, ja schön genannt zu werden verdient: Die Hartnäckigkeit, mit der der von den beiden Gitarristen Jason und Peter Gunn verbreitete Wall Of Sound zudeckt, was als wohlbekannte ästhetische Auflösung versöhnen könnte, mit zuviel Feedback, der Verzicht auf blöde sogenannte „Feinheiten“, mit denen nur zu viele junge Bands, die sich an Tiermusik probieren, scheitern (The Leather Nun sind Joni Mitchell gegen Spacemen 3), dann aber die lakonisch und selbstverständlich vorgetragene Feinheit, fast kein konventionelles Schlagzeug zu verwenden und sich stattdessen auf lange Strecken allein auf ein lapidar geschlagenes Tambourin zu verlassen. Die Version von „T.V. Eye“, die nicht als solche kenntlich gemacht ist und sich hier „O.D. Catastrophe“ nennt und irgendwie echt besser kommt, als sich immer wieder alte Stooges-Stücke anzuhören. Und überhaupt: verhält sich zu „Interstellar Overdrive“ und „Fun House“ wie Sex Pistols zu Rolling Stones. EKG des Westens.

Diedrich Diederichsen

**Eyeless in Gaza
Back From The Rains**
(SPV)

Keine Frage in der Redaktion, die neue Gaza-LP wird automatisch an mich gereicht. Warum? Well, 1981 war ich nach Studioaufenthalt zum Kurzurlaub auf die Hallig Langeneß gejettet, und jemand hatte die Birthday-Party-Cassette in meinem Gepäck gegen Eyeless in Gaza ausgetauscht, was kein schlechter Zug gewesen war, denn die Musik mischte sich auszeichnet mit der spartanisch-stürmischen, platten Gras-Natur dieser Inselwelt, schlammumhüllt zwischen Festland und offener See. Die Nachbarinsel Oland erreicht man mittels einer winzigen Draisenbahn, deren Damm gerade so hoch war, daß sie bei Flut direkt auf der Wasseroberfläche zu fahren schien. Bei Ebbe wanderte man stundenlang durch den Schlamm, der eine andere

Welt zu sein schien, und spielte mit kleinen Krebsen und seinem Leben, denn schon viele Urlauber waren von solchen Wanderungen nicht zurückgekehrt. Das alles fand seine Entsprechung in Martyn Bates' Stimme, die zugleich klagen und jubilieren konnte, und der fast minimalistischen, weite Löcher reißenden Instrumentierung der spröden Lieder, deren Klang von einer Schicht aus Salz und getrocknetem Schlamm partikeln überzogen schien. Fünf Jahre später sind Eyeless in Gaza reformiert und haben eine Platte gemacht, die kaum anders klingt als früher, etwas sanfter vielleicht und besser produziert, aber nicht der Ausverkauf, den die letzte Maxi befürchten ließ. Vielleicht sollte ich doch wieder ins Wattenmeer reisen. War doch eine schöne Zeit.

Michael Ruff

The Jasmine Minks
(Creation)

Gerieten sie nach der Herbsttour '84 (das Foto auf der Coverrückseite mit den Toten-Hosen-Graffiti an der Wand zeigt den Gig im Bieler „Gaskessel“) etwas in Vergessenheit, melden sie sich pünktlich zur Gitarrenbrater-Offensive zurück. Wenn man sich den ganzen Haufen quiekender Jungengländer-Bands komprimiert anhört — vom deftigen Comedy-Rock der Half Man Half Biscuit bis zum Görenpop von We've got a... usw. — muß man sagen, daß die Jasmine Minks sicherlich zu den soliden Handwerkern in Britanniens Indie-Szene gehören. Beim ersten Abhören bleiben das pfiffige „Forces Network“ sowie kräftige Hinweise auf die Ahnenlinie Beatles, Beach Boys, Buzzcocks und The Jam hängen. Das Label auf der A-Seite zeigt u.a. einen Rickenbacker-Baß und eine Posaune: Hinweise auf die Betonung musikalischer Integrität der Band. Hier wird nicht durch bunten Mummenschanz oder schreiende Ideen geblendet, die Jasmine Minks vertrauen auf Songschreiber und Arrangements. Insofern wird man ihnen keinen Preis für besondere Originalität verleihen; die erste Jam-LP — inmitten der Punk-Euphorie sicherlich nicht das schrillste Stück — könnte Pate gestanden haben. Zum soliden Spiel gesellen sich zuweilen Ausbrüche des Sängers Jim Shepherd, zusammen mit satten Bläsersätzen („Choice“) hörensweite Partien. Insgesamt und unter Berücksichtigung der Balladen eine der gereiftesten Creation-Platten bisher. Die kanalisierte Energie der schrägen

Schöngeister reißt einen nicht vom Hocker, aber sie bohrt sich ins Ohr und setzt sich dort fest.

Eine Platte mit Langzeitwirkung.

Ralf Niemczyk

**Reptiles At Dawn
Naked In The Wilderness**
(New Rose)

1976 wohnte ich in einer WG, wo ein nettes Pärchen lebte, das seine Katze „Iggy“ nannte. Das war die Zeit, als der große Underground-Forscher und -Dichter Harald in Hülse seinen legendären Iggy-Pop-Fan-Club in Braunschweig betrieb und die Katzenbesitzer sich stolze Eigentümer von New-Order-Platten nennen konnten (die anderen New Order, die mit Ex-Stooges-Mitgliedern). Und heute kommt eine Band aus Neuseeland, die früher The Dum Dum Boys hieß (natürlich!) und spielt Songs, zu denen man problemlos „Search And Destroy“ singen kann, und fühlt sich der legendären australischen Proto-Punk-Band Radio Birdman verpflichtet. Ich meine... hundert Jahre Iggy-Kult, was meinen Sie? Der echte Osterberg sitzt derweil mit seiner neuen Jerry-Lewis-Brille in London, New Orleans, New York, New Angeles oder/ und fuddelt seit ein paar Jahren mit dem Rock-Chamäleon (der die Stile wechselt wie Dokoupil das Hemd) an seiner neuen LP. Nichts gegen Reptiles At Dawn. Was soll man sagen gegen das solide Heavy-Punk-Rock-Machwerk von begeisterten Neuseeländern (verhält sich zu Spacemen 3 wie „Kill City“ zu „We Will Fall“), die vor allem echt überzeugte Gitarrenausdauer für sich verbuchen können (Warum sollten zwei Gitarren ein Stück für beendet halten, nur weil alle Textzeilen abgesungen wurden? Ah, das Stilmittel des Lauter- und Leiserwerdens in einem Trash-Rock-Mittelteil! Oh, Zauber des WahWah! Verhält sich zu Leather Nun wie Mutti zu Vati!). Ich werde diese Musik, wenn sie mit ausreichender Liebe zum (WahWah-nicht-aufhören) Detail gespielt wird immer mögen. So genetisch bedingt, wie ich (und andere rechtgläubige Menschen) griechische Folklore immer hassen werde.

Diedrich Diederichsen

**The Dream Syndicate
Out Of The Grey**
(Chrysalis)

The Dream Syndicate werden mittlerweile hemmungslos blöde als Mainstream-Rockband verkauft

(„L.A. knallhart — wie es sinkt und lacht. Sag ja zum Syndikat.“), und die kalifornische Band scheint zumindest mit der dritten LP „Out Of The Grey“ dieses tumbe Image rechtfertigen zu wollen. Dies ist umso verachtungswürdiger, da mich doch hauptsächlich die beiden ersten Platten („Days Of Wine And Roses“ und „Medicine Show“) von Dream Syndicate davon abhielten angesichts der jüngsten Stilblüten des amerikanischen Sumpfrocks (Green On Red, Naked Prey, Long Ryders...) in einen begründeten, nicht emotionalen Antiamerikanismus zu verfallen. Und nun das!

Da werden zum Klischee erstarrte Riffs und Breaks lustlos heruntergeleiert und Sänger Steve Wynn, der grundsätzlich immer noch dieses einzigartige, bierselig bekloppte Durchblickertum in der Stimme hat, klingt stellenweise so entsetzlich gelangweilt, daß man ernsthaft nach den Entstehungsgründen dieser Platte fragen möchte.

Vielleicht mögen Vertragsverpflichtungen eine Rolle gespielt haben, oder „Out Of The Grey“ stellt den Versuch dar, ein konventionell ausgerichtetes Rock-Publikum zu erreichen, aber all das kann das dürrtige Songmaterial und den Mangel an Ideen nicht rechtfertigen.

Frank Janning

**The Wolfgang Press
Standing Up Straight**
(4 A/D)

Geboren und wiedergeboren aus der Asche von Rema Rema bzw. Mass, sind The Wolfgang Press ihrem Ziel, dem einmaligen, unnachahmlichen Stil, nähergekommen. Weder ergeben sie sich hier im finstersten Depra aller Zeiten, noch spielen sie groteske Otis-Redding-Cover. Hier droht kein Armageddon; alle haben wir gemerkt, daß alles immer weiter geht, auch W.P. erkennen jetzt the Power of positive Krisenmanagement. Zwar klingen hier noch manche Stimmen hoffnungslos („I am the crime“), aber das ist nur, weil die Band schönen Dingen so ungeübt gegenüber steht.

Michael Ruff

**Yo La Tengo
Ride The Tiger**
(Coyote/US-Import)

Was kann eine Gruppe, die aus Neuenland kommt, Jonathan Richman verehrt (aus ihren Anfangstagen wird berichtet, daß sie auf Parties auftraten und ausschließlich Modern-

THE
PALOOKAS
LP
GIFT

CHRISTIANHOUND
LP
BUDGERIGAR

THE
MEMBRANES
LP
GIANT

Lovers-Stücke spielen), bei der eine Frau Schlagzeug spielt und die „Big Sky“ von der zweitbesten Kinks-LP „The Village Green Preservation Society“ (die beste ist „Face to Face“) covert, überhaupt noch falsch machen? Stilistisch und qualitativ sind Yo La Tengo vergleichbar mit anderen Modern-Lovers-Schülern aus aller Welt wie den Pastels, den Chills und den Violent Femmes. Ihr Debütalbum ist eine Mischung aus zerbrechlichen Balladen, tollen Lärmstücken und countrybeeinflussten Songs, von denen vor allem „The Cone Of Silence“ das definitive Beispiel dafür ist, wie Gitarrenpop heute klingen müßte in einem Land, das Lou Reed und John Fogerty hervorgebracht hat. Daß Yo La Tengo an anderer Stelle mit R.E.M. verglichen worden sind, sollte niemanden abschrecken, von diesen und anderen Verbreitern des gepflegten Nichts sind sie Lichtjahre entfernt. Armin Müller

**The Vietnam Veterans
In Ancient Times**
(Music Maniac Records)

Irgendwie erinnern mich die Vietnam Veterans immer an The Wonderland und deren „Moscow“ (das ist gar nicht mal schlecht, vielleicht das beste deutsche Stück Psychedelia). Auf jeden Fall sind sie jetzt nicht mehr so monoman-obercool, so hängig-relaxt, sondern geben sich jetzt auch hörbar mehr Mühe bei so unkomischen Sachen wie Aufbau, Dramatik und dergleichen, was ihnen doch früher eher automatisch aus den Manzarek-Fingerchen geflossen war. Groß und entscheidend sind diese Veränderungen aber nicht. Ich halte sie zwar nicht für die neuen Doors, aber sie gehören zu den solidesten Kräften des Kontinents (was sie so denken, lasse ich mal lieber außen vor und verweise auf einschlägige Veröffentlichungen von mir zu vorangegangenen Produkten der Band) und laden uns einmal mehr zum kulturtheoretischen Sommerseminar ein, warum Chalon sur Saône, Ruhrgebiet Nord oder Neuseeland. . . na, ihr wißt schon. Diedrich Diederichsen

**Die Waltons
Goin' Rodeo**
(Korea)

653. Folge. Die Sonne strich über Waltons Mountain und John-Boy Walton stand früh auf an diesem Morgen. In der alten Sägemühle hatte er sich heimlich eine Gitarre geschnitzt

und dabei immer davon geträumt, die Billy-Musik einmal ins ferne Berlin zu bringen. Heute sollte es soweit sein; wie hatte er diese Bohnensuppe und das frühe ins Bett gehen satt. Jahre harter Arbeit verstrichen, doch heute ist es soweit: Eine erste LP steht im Schrank. Das Dumme nur, daß die einstigen Naturburschen im wilden Berliner Nachtleben mit Wein, Wein und Gesang ihre Energie verloren. Lassen sie beim Tanz unter der Linde oder beim Pfarrfest noch mächtig die Sau raus, so klingt die Konserve vergleichsweise dünn. Eingeleitet von „Waltons Doodle“ (wenn das Ma noch hören könnte) begibt sich das karierte Trio ins Country-Freigehege. Auch wenn, wie mir Martina versicherte, das neue Video ein echter Erfolg sein soll, so ist spätestens bei „Shoot on You“ Atemnot zu spüren. Ich vermute, das wir es hier mit dem typischen Phänomen einer Live-Band zu tun haben: Was sie auf der Bühne durch überschäumende Präsenz herausreißen können, bleibt im Studio in irgendwelchen Mischpulten stecken. Trotzdem eine Träne für „Christmas Time on Waltons Mountain“. Ralf Niemezyk

**Direct Hits
The Modesty Blaise Sessions**
(Forbidden)
Speed Over Berlin
(Pastell)
Love Songs
(Direct)

Die Direct-Hits-Offensive rollt: Die Gruppe hat von Whaam! die Rechte an ihren großartigen Frühwerken zurückgekauft und veröffentlicht jetzt auf der „Modesty Blaise Sessions“-EP die lang vergriffene 82er-Hymne an ihre Lieblings-Comic-Heldin, die viele für ihr bestes Stück überhaupt halten. Auch die übrigen drei Songs behandeln das Thema, das die Grundlage für jede Beatband bildet. Ob in Comics, auf Plakaten (Sunny Honey Girl) oder im Film (Girl in a Picture), fest steht in jedem Fall: „English Girls (are famous all over the world)“. Rechtzeitig zur Sommertour bringt Pastell ebenfalls als 12"-EP einen Mitschnitt vom letzten Jahr auf den Markt, auf dem ihre Live-Qualitäten bestens zur Geltung kommen. Neben der Townshend-Gitarre in „My Bicycle“ und den Vokalharmonien in „Christopher Cooper“ kann vor allem auch der Ohrwurm „So Sad I Don't Feel Too Bad“ überzeugen.

**Spacemen 3:
„The Leather Nun sind
Joni Mitchell gegen
Spacemen 3. Verhält sich
zu „Interstellar Over-
drive“ wie Sex Pistols zu
Stones“**



Eigens für ihre weiblichen Fans faßt die Band ihre schönsten Lovesongs auf einem von vielen unentbehrlichen Direct-Tapes zusammen, die meist ebenso kurz erhältlich wie abspielbar sind (billiges Bandmaterial), deshalb werde ich nicht müde, darauf hinzuweisen, daß Juwelen wie „Ordinary Girl“ und „I'd Rather Stay Than Go“ unbedingt auf eine Platte gehören. Armin Müller

**Chaka Khan
Destiny**
(WEA)

Das liebt man, wenn alles so schön einfach, weil so voraussehbar ist. Schon bei der letzten auch jetzt noch passablen LP ließ Chaka Khan verlauten, daß das Konzept einer neuen Chaka Khan ihr nicht gerade aus der Seele gesprochen war. Schon damals schien sie beinahe, dank des Geschmacks breiter Publikumschichten und des Drucks der Plattenfirma, endlich mal ein paar Platten zu verkaufen, im Arif-Mardin-Gewitter umzukommen; mit dem Unterschied, daß Arif Mardin, damals noch nicht die Pein im Arsch war, die er heute ist. Es hatte ja auch alles programmgemäß geklappt. Da man ja weiß, wie gedacht wird, kann „Destiny“ so wie es ist, nicht überraschen. Zum einen gewisse Konzessionen an Chaka in Form von Jazz-beeinflußten Stücken wie „It's You“ oder „Coltrane Dreams“ und zum anderen die Potenzierung des „I Feel For You“-Konzepts, d.h. Soul, ist, wenn Neger schreien, und Rock, wenn das Schlagzeug knallt und die Gitarre jault. Dieser zugeknallte Rock-Bombast tut schon so weh, daß man versucht ist, an eine genial-witzige Überzüchtung zu glauben, was sich aber schnell als Blödsinns-Idee rausstellt — das hier ist ernsthaft. Glücklicherweise hat's noch das von Green geschriebene und mitgesungene „Love Of A Lifetime“ (wo sich aller-

dings prompt die Frage stellt, ist es Scritti Politti oder Chaka Khan?) und das wohl kaum von Mardin produzierte „Tight Fit“ — sozusagen als dezente Midtempo-Erlösung. Lothar Gorris

**The Monochrome Set
Fin**
(el/Cherry Red Records)

Zum Abschied eine nette Geste. Fünf Jahre Bandgeschichte anhand von Live-Aufnahmen dokumentiert. Hiermit besitzt man von „The Strange Boutique“, „Apocalypse“ und „Eine Symphonie des Grauens“ (alle 1980) über „Heaven Can Wait“ (81) und „I'll Cry Instead“ (82) bis „Jacob's Ladder“ und „Wallflower“ (beide 85) einen ordentlichen Querschnitt durch die Monochrome-Set-Poplandschaft: diese eigenartig und verspielt swingenden Sooto-voce-Songs im Chanson/Crooner-Stil (Bid's best!) mit sauberem Georgele und funktionalen, fast backstage Drums (die Macht der Sechziger!) und wunderbaren Melodien. Daß dabei der eine oder andere Titel etwas dünn oder lapschig kommt (wie zum Beispiel „He's Frank“ gegenüber der 78er Disco-Bleu-Single), stört kaum. „Fin“ ist die Goodbye-Platte für den Fan, der kleine Bonus in Form eines schönen, opulenten Klappalbums, auf dessen Cover so viele Zuschauer abgebildet sind, wie Monochrome Set in ihrer ganzen Zeit nicht zusammengekriegt haben. Schade natürlich. Sie haben mit ihren Kollegen und der Presse geschimpft, mit dem Schicksal gehardert, dürfen sich aber inzwischen sicher sein, nicht ganz umsonst die Popwelt betreten zu haben. So wissen wir doch, wenn die Woodentops und Jazz Butcher erklingen, was Geistes Kind ihr Gitarrenspiel, ihr Gespür für Leichtigkeit ist. Danke auch, Bid, Lester Square und Andy Warren. Frank Sawatzki

PHILLIP BOA & Voodoo CLUB
NO MAD'S LAND
1 2

MARC RILEY WITH THE CREEPERS
12" BABY'S ON FIRE

CONSTRUCTOR
FORGET TV/VIDEO LIES + CORRUPTION
TRUST IN CONSTRUCTOR

motion

...oder einfach vorbeikommen zu Deutschlands erstem Fachgeschäft nur für Musikvideos!!

**INDEPENDENT-SCHALLPLATTEN
MODE-ACCESSOIRES**

RECORDS LISTE
PSYCHOBILLY
ROCK'N'ROLL
SOUL-SIXTIES
WAVE-PUNK
60 Pf. in BfM.

T-SHIRT LISTE
ÜBER 150
MOTIVE
60 Pf. in BfM.

MAYBE CRAZY
LADEN+VERSAND

LANGE REIHE 113
2000 HAMBURG 1
TEL: 040 2802255

NEU SCOPE

UNSERE NEUE ADRESSE:
HOFENZUMERWING 98/10
ECKE PALMSTRASSE
5000 KÖLN 1
TEL. 0221/812080

DER ANKAUF
VON LP'S, MAXIS U. CD'S
GEHT WEITER!
Na und? **hin!**

MR. BANANA

RECORD SHOP

ANKAUF - TAUSCH - VERKAUF
von gebrauchten SCHALLPLATTEN
IMPORTE-INDEPENDENTS-BESTELLSERVICE

7000 STUTTGART 1
MÖHRINGER STRASSE 44 B
MO - FR 11 - 18 SA 10 - 14
TEL 0711/609758

MUSIK VIDEO

Katalog mit ca. 800 Musikvideos gegen 2,50 in Briefmarken

SOUND & VISION
Postfach 2825/Abt. M 71
D-4690 Herne 2
0234/590556 (Tag & Nacht!)
...oder einfach vorbeikommen zu Deutschlands erstem Fachgeschäft nur für Musikvideos!!
Wo? In 4630 Bochum 1, Castropor Str. 121 (Am Rihrstadion) Leicht zu finden!

klistier

Laden für unabhängige Musik
6000 Frankfurt 90
Mühlgasse 26
Telefon (069) 707 29 85
Versandkatalog gegen Rückporto

SUNDRAYS
OF GARAGE
NEW PSYCHEDELIA

Sonderangebote
(Solange der Vorrat reicht)
TALL DWARFS: That's The Short And Long Of It 12.90
THE VERLAINES: Hallucina All The Way 21.90
THE DIED PRETTY: Next To Nothing 12" 9.90
M. FANKHAUSER: A Day In Paradise US 27.90
HOOODOO GURUS: Stonage Romeo 17.90
THE MORLOCKS: Emerald Great Garage 16.90
PAINLESS DIRTIES: same 15.90
LIGHTHOUSE KEEPERS: Tales Of The Unexpected 15.90
DREG SAGE: Straight Ahead US 25.90
TELL TALE HEARTS: The NOW Sound Of ... US 23.90
YARD TRAJUMA: Must Have Been Something US 24.90
JOURNEY TO THYME: Vol 3 22.90
THE WAKING DREAM: and GREEN TELESCOPE u.s. 19.90

Neue
REPTILES AT DAWN: Naked In The Wilderness 18.90
(heavy hard Psychedelic aus NewZealand!)
GORDONS: Vol 2 FLY NUN 26.80
OUTNUMBERED BY SHEEP (Super Auckland Sampler) FLY NUN 26.80
LIVE SKULLS: Chouette neue LP, hierzto 18.90
BAUHAUS: 79-83 (exzellente Compilation) DOLP 24.90
THE STEMS: Love Will Grow: CITADEL 25.60
WIPERS: Land Of The Lost (meisterlich) 18.90
CELEBATE RIFLES: Tungi Meama Of Existence (prophatisch) 17.90
Versand ab 150,- DM portofrei • Vorkasse
4,- DM • Nachnahme + 7,- DM

Wunderlich plattversand
Mombberger str. 330
4930 detmold
85231-29456

Klistier
Gießer 480 34 1

**...stark... aus Leder...
essen** attendert: siemensstr. 9
immer ab 14" uhr: samy tang is nich

Juli und August hitzefrei!

ZARDOZ

Katalog gegen DM 1,20 bei:
ZARDOZ INDEPENDENTS
Postfach 2898 · 2000 Hamburg 20

HARDCORE · NEW WAVE · SIXTIES
PSYCHO · AVANTGARDE · INDUSTRIAL
BOOKS + T-SHIRTS

PARANOIA
YOU CAN DANCE TO

THE DICKIES
MISFITS
G.B.M.
THE FREEZE
T.S.O.L.
SCREAM
B.M.O.

17 Bands/17 Songs.
Die definitive LP.
Liste anfordern! (Rückporto!)

WEIRD SYSTEM

040-280 30 40
LANGE REIHE 101
2000 HAMBURG 1

**ITZENDER
SCHALLPLATTEN-BORSE**
Schallplatten und Maxisingles
zusammen in einem Programm.
Breit sortiert zu angenehmen
günstigen Preisen.

50'er bis 80'er Oldies, Raritäten,
Musikkuriositäten, Importe und
Neuerscheinungen.

Neue Musik, Punk, Avantgarde, Funk,
Soul, Dancefloor, Jazz, Blues,
Klassik, Lieder, Picturediscs.

Schnelle Besorgung von
nicht mehr vorhandenen Titeln
auch aus Privatarchiven. Täglich
neue Ankäufe und viele
Sonderangebote um 10,- DM

ZAPP
- RECORDS -
Sandberg 50
2210 Itzehoe
Telefon (048 21) 22 82
täglich 10 - 18 Uhr

**SPZIALIMPORT
FÜR USA-LITERATUR**

Bücher und Tapes zu Beat-
Generation, Schmetterlingen, Vi-
deos, schwarzer Magie, Kamelen,
wilden Männern, Computern, Nacht-
- und Tarzanclubs, Popism, Neon-
schatten, Jamaica, Musik der 80er,
Bewußtsein und Gewissen, ein-
samen Inseln und schrägen Filmen.
Katalog anfordern (Rückporto!)

POCIAO
P.O.B. - 190136 - 5300 Bonn

BUY OR DIE

INDEPENDENTS
HEROSTR. 54
62 - VIESBADEN
06 121 - 527744
MAILORDER
BESTELLSERVICE
SPECIAL INDUSTRIALISTS

**ELA
Clothes**

American
Second Hand

DÜSSELDORF
Luisenstraße 116
0221 / 38 33 68
Ab sofort auch in KÖLN
Moltkestr. 87
0221 / 52 45 42

MERKA c/o MARTIN HOFFMANN WALTER

BOUCHERIE
APPLIANCES, SPIN
BROTHERS FAMILY 2
DEEP HOUSE WICH
HUNGER FOR WHAT
YEAH YEAH NOH

CLOCK
RENOVA
S. CHORDS
XXX 90
USA

Bochum
RATHENAU-STR. 17. D. - 4000

KITSUNE
FUTON
JAPANISCHE LIEBESMATTE
in Baumwolle, Seide, Leder auf Bestellung

Japan-Accessoires
NARANJA
Körnerstr. 77-79 · 5000 Köln 30 · 0221 / 51 76 41
Versand auf Anfrage

DISCOVER

NEUE POPMUSIK
PUNK
AVANTGARDE
ROCK - PSYCHOBILLY
ZEITSCHRIFTEN
U.V.M.

BOCHUM
VERSAND AUF ANFRAGE

Bochum
Postfach 100311
Tel.: 0234-65533

CHROME

ZETA
ZMAL

MOTESTR 20
130

KANTIER 25
1R

AVANTGARDE MODE TEL 437093

**30
50
50**

ma
fi
Mar

Das erfolgreiche Viereck bleibt auch weiterhin im Angebot.
Die Anzeigen werden jetzt auf 4 Seiten unter folgenden Rubriken zusammengefaßt.

1. Termine, Veranstaltungen, Clubs
2. Schallplattenneuheiten, -läden, -raritäten
3. Mode oder Fridolin, ich brauch was anzuziehen
4. An- und Verkauf vom Sham 69-Badge bis zum Platingolfschläger

Attentione I: Neues Format! 30 mm breit und 50 mm hoch
Ein Anzeigenfeld (30x50 mm) kostet weiterhin DM 50,- incl.
MwSt. (netto 43,86) und soll kleinen, unabhängigen Firmen
vorbehalten bleiben, d.h. die Kleinanzeigen werden weder rabattiert, noch
können sie mit Agenturvergütung geschaltet werden.

Attentione II: Es können in einer Ausgabe höchstens vier Felder von einem
Kunden zusammen belegt werden.

Wir bitten reprofähige Vorlagen (Reinzeichnungen oder Offsetfilme) zusam-
men mit einem Scheck (oder Überweisung auf Konto: SPEX, Postgiraamt Köln
(BLZ 370 100 50) Nr. 34 097-500); also Vorlage und Geld an SPEX, Kleinanzei-
ge, Severinsmühlengasse 1, 5000 Köln 1

DAS PLATTENSCHNITT IM OKTOBER

SOUND CHECK

Second Hand + Independents

STADTHÖFPASSAGE BERLINERSTRASSE 118

TEL: 069/884299

ÖFFNUNGSZEITEN: MO - FR 10 - 18.30 SA 10 - 14 UHR

NEU
Also mit der Marke

Musik im Rhythmus der Zeit

Lorenzo Fontanzer

Importe - Cassette - Veranstaltung
Punk - Reggae - alle Independents
Mail-Order-Liste anfordern
offen Mi-Fr 11.00-18.00 Sam 11.00-14.00
Hafenstraße 24, 4800 Bielefeld 1
Tel. 05 21 / 65567

On Tour with a brand new Band

KEVIN COYNE

From Brixton to Deutschland

Termine über:
0911/425000

Conzertbüro Franken

TREFFPUNKT

Hallo, Musiker!

Sucht ihr Auftrittsmöglichkeiten in Süddeutschland?
Ohne Bogen - gegen Eintritt

Jede Menge Termine sind derzeit noch frei!

Wenn ihr Interesse habt, ruft bitte an (nach 19h)

TREFFPUNKT E
Einkehrstr. 12, 09114/3830
1543 Hypoelstein-Hafstetten

BOOKING

NIKKI SUDDEN & THE JACOBITES

OCTO NOV

CONTACT TREVOR
030 6930353

II TOURS.

Cliff Barnes and the Fear of Winning

THEATER - CONCERT KINO - PLAKATE

z. B. 10 Kino-Pl. = 40,- DM
10 Concert-Pl. = 20 DM
10 Nice-Style-Pl. = 50 DM

Alle Musikrichtungen vorhanden.

Mehr Informationen durch:

Frank Nowak
Abt. Versand
Spinnerstraße 5
3300 BRAUNSCHWEIG

Bitte DM 1,- Rückporto

Karin Telge & Die Wawaphonie

sucht Management (Avantgarde Pop)

05422/5315/5763

BLACKOUT THE NITE!

GOLGOLGOLG

FESTSTEHENDE KONZERTTERMINE

LEATHER NUN 9.10

WIPERS 22.9

LEGENDARY PINKDOTS 25.9

if your soul burns, dance!

Der SOUL-CLUB am Mittwoch im LOGO, Bo-City-Passage

Cliff Barnes and the Fear of Winning

bucht man bei:

Kurt Heitmann
Spindelstr. 9a
45 Osnabrück
Tel.: 0541/26457

Spezialversicherungen
Musikinstrumente/-anlagen
PA-/Lichtanlagen
Ton-/Videostudios
Veranstalterhaftpflicht etc.

MICHAEL HEITZ

Zeisigweg 2, 4355 WALTROP, Call: ISI 02309/3337

BIG STORE
yocovdr
label / agency

OPEN HOUSE

Auftrittsmöglichkeit für Gruppen, Bands und Theatergruppen — Jam Session.

Jeden Donnerstag, PA vorhanden.

Meldungen Mi-Fr 11-18 Uhr,
Tel. 02 31 / 14 90 85,
Metropolis, Dortmund.

Cliff Barnes and the Fear of Winning

aus Tucson/Arizona.

Im Herbst auf Europatournee!

WHOLESALE! THE SMASH HIT

NERVOUS

RECORDS ALL OVER GERMANY

PSYCHOBILLY
ROCKABILLY ETC.

LISTE GEGEN HÄNDLER-NACHWEIS VON:
MAYBE CRAZY!

DISTRIBUTION LANGE REIHE 113 2000 HAMBURG 1

THE INVINCIBLE LIMIT

PUSH! ... a solo project from the singer and keyboarder of 'INVISIBLE LIMITS'

SIDE ONE	
PUSH!	7:04
SIDE TWO	
THE ACCOMPLISHMENT	4:15
ARCHIE IS DEAD	1:16
WASTED TIME	3:48

ALL SONGS WRITTEN AND PERFORMED BY T. LUDKE
RECORDED ON 4 TRACK
PUBLISHED BY CONSTRUCTOR
AM HEEDBRINK 13, 4600 DORTMUND 30
TELEFON 102 311 43 62 63

PRODUCED BY LAST CHANCE RECORDS

Last Chance Schallplatten
Freistuhl 17
4600 Dortmund 1 • 02 31/4 48 87

PUSH!

INVINCIBLE LIMIT

TERMINE

- ohne Gewähr
- 4.000.000 Telephones:** 11.8. Deidesheim/Schloßtreff — 13.8. Heidelberg/Schwimmbad — 15.8. Landau/Rote Pforte — 17.8. Neustadt/Weinstr./Ronbau
- Guillotteens:** 4.8. Frankfurt/Cookys
- The Beatitudes:** 11.8. Frankfurt/Cookys
- The B-Call:** 18.8. Frankfurt/Cookys
- The Colours Of Grey:** 25.8. Frankfurt/Cookys
- 1. Hamburger Neo Psychedelic Night:** 29.8. Hamburg/Fabrik, it Green Telescope, The Sick Rose, Cornflake Zoo, The Come Down, Broken Jug
- The Times:** 15.8. Wilhelmshaven/Tanzpalast
- (mit Stunde X und Schwarz-Weiß-Mafia — 16.8. Zerf & Trier/Open Air Festival
- Wiseblood/Lydia Lunch:** 28.8. Hamburg/Markthalle — 29.8. Bielefeld/PC 69 — 31.8. Berlin — 1.9. Hannover/Sox — 2.9. Wiesbaden/Wartburg — 3.9. München/Theaterfabrik Unterföhring — 5.9. Zürich/Rote Fabrik — 6.9. Fribourg/Fri-Sun
- Seaside-Festival:** in Veurne/Belgien: 2.8. mit PIL, Arno, Ramones, Steel Pulse, Mission, Redskins, La Muerte etc. Informationen unter: 00232-58414345
- Brian Eno:** Works Constructed with Sound And
- Light (Video-Installation) vom 4.8. bis 31.8. Hamburg/Markthalle
- Interessanter wirds im Herbst — die Vorschau:** Nick Cave, Crime & The City Solution, The Wipers, Three Johns, Woodentops, Cassandra Complex, Residents, Cabaret Voltaire, Wire, Cocteau Twins, Iggy Pop (??), Billy Bragg, Frank Tovey, Stan Ridgway, Jazzbutcher, Psychic TV, Carmel, That Petrol Emotion, Kastrierte Philosophen, Chevalier Brothers, Shop Assistants, Peter Hammill.



GEMEIN +

MÜNCHNER FILMFEST

SCHMUTZ UND WALLACH

Filmfest München, das vierte (und zum zweiten Male Festival des Europäischen Films). SAURA eröffnete, zum zweiten Male, mit „LIEBESZAUBER“, besser: „LIEBESSCHLAF“. Zwischen Schrott und Baracken tanzt sich dessen bewährte Besetzung (Laura del Sol, Antonio Gades) durch eine leidenschaftliche Liebe ohne Leidenschaft. In dem abgefilmten Bühnenstück mit besseren Flamencoeinlagen liebt Carmelo Candela, sie jedoch noch immer ihren verstorbenen Gatten.

LULU



SCHOPENHAUER AUF DEM SET

Ein rechtschaffen intelligentes und gut geschriebenes Buch ist immer eine schöne Sache; sobald es aber von einer Schauspielerin kommt (den Dummen an sich, gilt natürlich auch für die männlichen Kollegen), ist man gleich versucht, Sensationelles hineinzubewerten. Daß so ein Buch („LULU IN BERLIN UND HOLLYWOOD“, jetzt bei FISCHER als Taschenbuch erschienen) LOUISE BROOKS geschrieben hat, überrascht insofern nicht, als Brooks aufässig und unabhängig genug war, um Schwierigkeiten mit ihrer Produktionsfirma zu bekommen und sich zu Beginn der Tonfilmära zurückzuziehen. Nun ist das mit der Nonopportunität und der Autonomie immer so eine Sache, und mir wird nicht immer klar, weshalb sie da eine merkwürdige Ehe eingeht und dort überhaupt in die mondäne Gesellschaft eintauchen darf. Ihren Erinnerungen fehlt es in diesen Punkten an Zusammenhang, was von den ganzen Schilderungen der Societyhollywoodbohème-sumpferin, der Drehortaffärenschauspielerdampfheit wieder wettgemacht wird. Die extrahierte Moral daraus ist mäßig originell und wenig schön, die meisten Typen erfüllen ihr Klischee – eben die Ödnisse, Verzweiflungen, Selbstbetrügereien und Geldpakete, die die vielen schlechten Filme erklären helfen. Einen der wichtigsten Gründe für die vielen guten Filme – die perfekte Studiosystemarbeit von Produzenten, Drehbuchautoren und Kameraleuten – kann sie nicht beschreiben, sie sieht mehr die terrorpsychologische Schauspielereführung eines G.W. Papst oder das Charakterbild Humphrey Bogarts. Schön ist, wie Louise Brooks für sich ein Körperbild erfindet (schwarzweiße Schattenrißoptik, Ponyfrisur, lang heruntergezogener Ausschnitt), nach „VORTREFFLICHKEIT UND WAHRHEIT“ strebt und auf dem Set Schopenhauer liest – das sollten sich viele aus diesen Kreativsparten ruhig mal zum Vorbild nehmen. THOMAS HECKEN

Von Inzest handelt STEVEN SPIELBERGS Negeremanzipationsopos „DIE FARBE LILA“. Miss Celie bekommt von ihrem Vater zwei Kinder gemacht, muß daher einen brutalen Mann heiraten, der sie jedoch wie eine Dienstmagd behandelt. Von der Geliebten ihres Mannes, der schönen Sängerin Shug Avery, lernt sie, was es heißt, geliebt zu werden, und erkämpft sich schließlich ihre Unabhängigkeit. Der Film wird nur dann zu kitschig, wenn lila Blumenfelder die Leinwand überschwemmen. Ansonsten ein hervorragend besetztes Farbigen-Rührstück, seit „E.T.“ hat man nicht mehr so viele Leute im Kino schluchzen gehört.

PETER GREENAWAYS englische Channel-4-Produktion „A ZED & TWO NOUGHTS“ war sehr bemerkenswert. Ein experimentelles Meisterwerk in und um einen Zoo, in dem zwei siamesische Brüder traurig den Ablauf der Verwesung in allen Evolutionsstadien studieren. Bildende Kunst, Tod und noch mehrere, den Rahmen sprengende Details fügen sich zu einem modernen Vanitasgemälde. „A ZED & TWO NOUGHTS“ muß man unbedingt öfters sehen, weil man von den Unmengen an inhaltlichen Nebenschauplätzen, Zitaten und Details geradezu erschlagen wird.

Die Vielzahl an interessanten Independentproduktionen war nicht durchzusehen, weshalb wir Mittelmäßiges wie „THE UNHEARD MUSIC“ – eine eher fade Dokumentation von „X“ und ihrem zumeist durchschnittlichen New Rock'n'Roll aus L.A., wir kennen besseres von dort – oder Deutsches wie den platten Ruhrgebiets-Gang-War-Streifen „VERLIERER“ von BERND SCHADEWALD nur streifen können. Noch mehr nahm uns BERNHARD SINKELS ungemein langatmiger, 8 1/2 Stunden sich hinqualender IG-Farben-Vierteiler („VÄTER UND SÖHNE“, kein Vergleich zu „Heimat“, ab Herbst im TV) die Lust am hiesigen Film. Was wir bedauern, denn das ein oder andere Sehenswerte haben wir bestimmt versäumt.



A Zed And Two Noughts

Ausländische Indies wie etwa „THE RIVERBED“, der erste Spielfilm der Amerikanerin RACHEL REICHMAN, zeigten durchaus Klasse. Ein junger Mann, der aus Habgier eine Geistesgestörte heiratet, verläßt während der Zeit der Depression mit ihr die mütterliche Farm und versucht, sich und seine Frau in der Stadt durchzubringen. Ein Film über Schmerz und Leben, sagt die Regisseurin. „The Riverbed“ kommt ohne viel Text aus, ist ein still dahingleitender Film mit zeitweise stark stilisierten, expressionistischen Bildern; passend die Musik, ruhig, wehmütig, Bottleneckgitarre.

Ein Beispiel dafür, daß Filmmusik dann zum Ärgernis wird, wenn sie bereits in anderen Zeichensystemen funktioniert hat, ist „SCHMUTZ“. (Der Österreicher PAULUS MANKER verwandte Teile von Yellos „Stella“-Album). Der Film erzählt die Geschichte eines gleichnamigen Wachmanns, der in der Observation einer verfallenen Fabrik die Erfüllung seiner Lebensaufgabe sieht. Als der Observationsauftrag zurückgezogen wird, weigert er sich, den Gebäudekomplex zu verlassen, der so zu Schmutzens Festung und der Wachauftrag zur religiösen Mission wird. Schmutz verliert den Verstand. Ein sehenswerter Film.

MIKA KAURISMÄKIS „ROSSO“ – Indie Finnland – beschreibt den tragischen Aufenthalt eines italienischen Killers in Finnland. Giancarlo Rosso lernt den Bruder seiner Todeskandidatin kennen, nach der sie sich zusammen auf die Suche machen. Der Film verdeutlicht, wieso Europäer Schwierigkeiten im Umgang miteinander haben. Doch auch wenn einer die Sprache des anderen nicht versteht, gibt es, trotz unterschiedlicher Mentalität, Berührungspunkte: Gewalt und Musik sind die Ausdrucksformen, die beide verstehen.

Die LEONE-WERKSCHAU und die Tribute an ALEX CORTI und NORMAN MAILER haben wir uns größtenteils versagt. Unbedingt erwähnt werden muß jedoch „THE EXECUTIONER'S SONG“ des US-Starschreibers LAWRENCE SCHILLER, der nach Mailers Buch die bekannte Gary-Gilmore-Story 135 Minuten lang unglaublich dicht und spannend erzählt, mit perfekter 76er-Ausstattung (z. B. spielt das Autoradio auf dem Wege zur Hinrichtung den damaligen Sommerhit „Let Your Love Flow“ von den Bellamy Bros.), mit sparsamer, kluger, deshalb umso wirkungsvollerer Gewalt, die ein großartiger Tommy Lee Jones als durchaus denkende, komplexe, kranke Mordmaschine personifiziert.

Grandios auch der steinalte ELI WALLACH („Misfits“, „Zwei Glorreiche Halunken“ u. a.) als Gilmores verzweifelter, zur Hilflosigkeit verurteilter Onkel. Bereits 1982 gedreht, hat dieser Film in der BRD niemals einen Verleih gefunden. Als todsicherer Programmkinohit unverstänlich, von Skandal will man schon gar nicht mehr sprechen, kennt man ein wenig das Volk, das nicht nur auf den diversen Filmfesten über Wohl und Wehe mittlerer bis kleiner Produktionen und die Zukunft von begabten Regisseuren entscheidet. SABINE SOMMER/STEFAN BOSSLE/ANDREAS BACH

GEISTREICH

sind, die Leuchten vom Film.« Sie denkt nach: »Ja, ich muß schon sagen, das ist ein verrücktes Volk.«

KÜNSTLER-TOPOS 3: Der Regisseur ist ein Zyniker. Sie: »Ich habe alles für dich aufgegeben.« »Was ist da viel aufzugeben?« Sie beginnt ihr Gesicht zu falten: »Du bist so gemein«, dann: »Ich hasse dich.« »Das ist mir völlig egal.«

KÜNSTLER-TOPOS 4: Produzent: »Sie wissen wohl nicht, was ein Drehtag kostet?« »Ich weiß es, aber es interessiert mich nicht.«

KÜNSTLER-TOPOS 5: Die Hauptdarstellerin ist ältlich und etwas unglücklich und wird, wenn sie in die Oper geht, von Autogrammjägern (1, 50er Jahre) bedrängt.

STATISTEN: Die dann aber, sobald Heinz Drache auf sie zutritt und ohne ihr Autogramm bekommen zu haben, langsam, unmotiviert, einer nach dem anderen aus dem Bildfeld gleiten.

NACHBARIN-TOPOS: Sie ist alt und schwafelig, total neugierig, kontrolliert die Bewegungen im Haus durch den Türspion, hat einen Hund, ist oft böse, hier aber nicht, hier ist sie nett und bringt der Polizei den entscheidenden Hinweis.

Und sie ist nett, weil hier alle nett sind. Die Schauspielerin ist leicht kapriziös, aber nett, die Kostümbildnerin ist nichts als nett, der Regisseur zynisch, aber im Inneren nett, der Kommissar ist streng, aber nett, und seine Assistenten sind nicht so weise wie er, aber nett.

Nur einer ist nicht nett, das ist ein Schauspieler, der immer nörgelt und keinen Spaß versteht. Das ist dann der Mörder.

Aber noch sind wir nicht so weit. Jetzt wird es brisant: Der Mörder könnte ein Polizist sein. Die zweite Brisanz: Der Mörder ist jedenfalls ein Exhibitionist. Sein Mordprogramm: Er geht an die Tür von Frauen, in Polizeiuniform, klingelt, die Frauen öffnen, er fotografiert sie mit Blitzlicht und hat dabei seinen Schwanz aus der Hose hängen, die Frauen haben also zweierlei Grund, sich zu erschrecken, werden in die Wohnung gedrängt und dort ermordet.

Die Lösung. Der Mörder klopft bei der Freundin von Kommissar Bülow an. Die kann sich wehren und die Kamera bleibt zurück. »Untersuchen sie die Kamera auf Fingerabdrücke.« »Aber der Mörder hatte doch sicher Handschuhe an.« »Aber er muß ja auch irgendwie den Film eingelegt haben. Wer weiß.« Doch da macht der Kommissar eine Entdeckung. Gegenüber der Tür hängt ein Spiegel. Es könnte doch sein, daß sich der Täter mitfotografiert hat. Er gibt den Befehl: »Lassen sie sofort den Film entwickeln!«

Das entwickelte Foto sieht man dann zweimal, es ist eine ungeschickte Montage, auf der man genau die Schneidnähte erkennt, die Frau hat darauf die Augen aufgerissen und starrt nach unten, im Hintergrund sieht man deutlich den Polizisten, doch sein Gesicht ist ganz weiß. In der Überführungs- und Schlusszene wird dasselbe Foto zum zweiten Mal gezeigt, aber inzwischen hat sich das Gesicht geschwärzt und deutlich ist nun der Mann zu erkennen, von dem man seit einigen Sekunden weiß, daß er der Mörder ist.

Der schlechte Krimi: Die Bedrohung ist überall, nur nicht da, wo das Drehbuch sie weiterverfolgt, wichtige Elemente werden fallengelassen, Problemzonen werden ungeschickt übergangen, Verdachtsmomente zerfallen zu Luft. Aber alles und alle sind sehr verdächtig.

Dieses komische, mies gemachte, an Details und eigentlich an allem völlig uninteressierte Inszenieren von irgend etwas, das ja im Fernsehen das normale ist, ist hier arg unbeholfen und greisenhaft. Da hat sich die alte Meute noch mal zusammengerottet, um mit ihrem heillos steifen und gleichzeitig kessen Repertoire, das in Edgar-Wallace-Filmen nur deshalb erträglicher ist, weil sie ein Vierteljahrhundert alt sind, in einem Tatort zu überwintern. Und gleichzeitig paßt das so gut nach Berlin. Das andere Berlin, das reaktionäre graue 50er/60er-Jahre-Berlin, diese pfiffige Berliner-liner-Luft-Luft-Luft und Berlin-bleibt-doch-Berlin-Berlin, das sich da in einigen Ecken erhalten hat (zu dem es in München oder Köln keine Entsprechung gibt) und eigenartigerweise besonders krass in der gereimten Werbung der Kabelfernseh- und Peach-Brot-Werbung in der U-Bahn herauskommt: »Die Vögel von den Dachantennen/Dank Kabel auf den Bäumen pennen.« »Im Ramadan der Ali Bümel/giert auf jeden Peach-Brot-Krömel.«

Jedenfalls muß es eine richtige kleine Tatort-Kontroverse gegeben haben. Denn Jürgen Roland hatte sich über die Tatorts aufgeregt, sie seien ja so schlecht und langweilig, und plötzlich standen alle Tatort-Kommissare und -Regisseure und auch Horst Tappert vom ZDF wie ein Mann da und machten Front gegen Jürgen Roland, dem sie Neid vorwarfen, der aber doch recht hatte, auch wenn er neidisch wäre.

MANFRED HERMES

ROLF VON SYDOW

DER BESTE TATORT – DER SCHÖNSTE SONNTAG

13. 6. 86

Den besten Tatort, der je aus Berlin kam, hatte Kommissar Bülow/Heinz Drache persönlich dem EXPRESS versprochen. Dieser „Tödliche Blende“ genannte Film hat aber in Wirklichkeit das totale Dilettantismus-Gefühl verbreitet und war noch mal ein Beispiel dafür, wie es ist, wenn es nicht rüberkommt, hier in der Variation: steinalt. Denn normalerweise bereiten einem dieses Gefühl eher die Werke jüngerer Regisseure, während man von älteren annimmt, daß sie zwar miserable, aber doch routinierte, d.h. von Absichten aller Art gereinigte Arbeit leisten. Der Regisseur von diesem Film hieß Rolf von Sydow, und er muß einer der bekanntesten Fernsehregisseure in Deutschland sein, denn ich kenne seinen Namen.

„Tödliche Blende“ spielt im Filmmilieu. Kommissar Bülow soll Filmleute in Polizeifragen beraten, damit da alles bei der Wahrheit bleibt. Da geschieht ein Mord, und das biedere, vermuffte Maschinchen beginnt seinen Lauf. Heinz Drache mit zugewachsenen Augen tapert, Rentner als Schauspieler, durch die Szenen. Er ist nicht zum Aushalten, und wenn er was sagt, nein, er ist wirklich einfach nur unerträglich. Trotzdem hat er eine Freundin, die zweieinhalb Jahrzehnte jünger ist, und außerdem möchte die Hauptdarstellerin vom Film ihn kennenlernen. Sexualisierung der deutschen Krimi-Serie: Es müssen zwischen Kommissar und seinen Angestellten und seinen Klienten möglichst viele, möglichst ungläubwürdige Gefühlsbindungen hergestellt werden. Weil das auch in amerikanischen Serien den Polizisten den Ansporn gibt, sich für den Fall einzusetzen, wenn man das Opfer persönlich kennt.

JUGEND-TOPOS: Der Assistent von Bülow, 28, lange Haare, die er sich nach hinten kämmt, steht nachts an der Pommestube und wird dort von Bülow getroffen, sagt entschuldigend: »Ich war DA HINTEN im Kino und habe die Kurve nicht gekriegt.« Bülow will abdrehen, Jugend fragt zaghaft: »Wenn Sie nicht Oberkommissar Bülow wären, würde ich Sie fragen, ob Sie noch ein Bier mit mir trinken kommen.« »Wenn Sie das Oberkommissar für heute weglassen, dann ja.« »Ich kenne DA GLEICH AN DER ECKE ein Lokal, die haben einen ganz guten Wein.« Und beide gehen ab, obwohl Bülow ein gutes Bier lieber wäre. Jugend wird jovial intim: »Sie sind ja nicht mehr der Jüngste. Aber der Ofen ist doch immer noch nicht ganz aus. Heh?« Aber Bülow gibt auch darauf Auskunft, er will den Dialog mit der Jugend aufrechterhalten.

KÜNSTLER-TOPOS 1: Schauspieler sind eitel und sehr verletzlich, führen untereinander Intrigen.

KÜNSTLER-TOPOS 2: Filmleute sind komische Leute. Die Freundin von Bülow: »Ich bin nur mitgekommen, weil ich das mal sehen wollte, wie die so

20.6. Heute verbrachte ich den Abend bei BLACKY FUCHSBERGER. Es sind nämlich Leute vom Filmfest München da, Publikum unten und Diskutanten oben. Blacky geht natürlich zuerst ins Publikum, will die Kinokrise an lebenden Beispielen festmachen. Die Beispiele wehren sich charmant und entpuppen sich als passionierte Kinogänger. Die mittelalte Frau mit dem Ausschnitt und den Sprachschwierigkeiten stößt ihre Freundin fragend an: wie denn noch dieser Film heiße, den man vor drei Wochen gesehen habe? „Männer“? Ah ja! Der dicke Mann im Blouson ist vorbereitend gespannt wie ein Flitzebogen: „Jenseits von Afrika“, bricht es aus ihm heraus. Blacky kommt zum Redakteur seiner Sendung, welcher bis ins schütterte Haupthaar strahlt: „Männer“ und „Jenseits von Afrika“. Als nächster Schritt, in der Mitte zwischen unten und oben, ist der Mann aus dem Hintergrund dran, hier von einem Sprengmeister (wahlweise hätte es auch ein Stuntman sein können) dargestellt. Er zündelt ein bißchen im Studio rum und zeigt dann Ausschnitte aus dem Film „Das Boot“, wo es zum Schluß kracht. Die Sprengsätze sind hübsch gleichmäßig verteilt und werden sehr ökonomisch hintereinander zur Explosion gebracht, mit den Zwischenschnitten werden Betroffene ins Bild geschoben, eine Übung der Feuerwehr, denkt man, Petersen deren Ersatzdienstleistender. Endlich aufs Podium. 25 Minuten sind schon weg, also gleich rein ins volle Menschenleben. Sinkel dreht mit Grönemeyer, Lancaster und Christie eine Fernsehserie, sieht das aber als Kinofilm an, der jedoch im Kino nicht laufen könne, da aber das Fernsehen so was finanzieren kann, läuft er im Fernsehen, was er bedauert. Die beiden Nachwuchsfilmemacher, die ihren eigenen Vertrieb aufgemacht haben, beklagen sich, daß man immer nur übers Geld spreche und nicht über Formen; Blacky wird das später aufgreifend Formalismus nennen, wobei ihn die beiden Nachwuchsfilmemacher zu »künstlerische Inhalte« verbessern werden. Senta Berger will mehr Zusammenhalt unter den deutschen Filmemachern und verspürt traurigerweise Ressentiments. Die beiden Nachwuchsfilmemacher fühlen sich mißverstanden und in eine Ecke gedrängt. Aber, proklamiert Günther Rohrbach, Bavaria-Chef, ihr müßt doch revoltieren gegen die Alten, ihr müßt doch gegen uns sein. Ein altgewordener Produzent rettet den ambitionierten Ufa-Film (Käutner, Thiele) und stellt eine neue Simmel-Verfilmung vor, Hauptrolle: Prof. Brinkmann, welcher tatsächlich anwesend ist und mehrmals das Wort Amerika im Munde dehnt. Endlich wird der schweigende Superproduzent Bernd Eichinger von Blacky in die Runde miteinbezogen. »Ich finde, diese Diskussion ist Scheiße gelaufen, mit Verlaub. Ist doch egal, ob ich für 3.500 DM oder für 64 Millionen einen Film produziere, mich interessiert nur, ob mich die Sache so fasziniert, daß ich sie machen will.« Es stellt sich heraus, daß er gerade einen Film für 64 Millionen Mark produziert hat, „Der Name der Rose“, mit dem Mittelalter durch Glatze verkörpernden Sean Connery. Dieser dramaturgische Effekt wird durch eine Flut von Kopfein-

stellungen wirkungsvoll herausgearbeitet. Langsam naht der Höhepunkt. Da in der linken Stuhlreihe hockt ja tatsächlich Michael Gräter, der BLÜD-Klatschkolumnist, wieso ist er denn so stumm? Blacky freut sich: »Ja, Michael, du bist ja hier eingeladen als Kinobesitzer in spe.« Gräter (erschrocken): »Aber ich hab das Kino doch noch gar nicht!« Blacky (schwer zu verstehen): »Jaja, ich hab ja gesagt in spe...« (Chaos).

4.7. Das Chaos regiert, sagt der Lehrer. Wahnsinn ist der Normalfall menschlicher Existenz, sagt STEPHAN DERRICK. Am Ende hat Derrick den an sich herzenguten Lehrer überführt, den Liebhaber seiner Frau (nicht Derricks Frau; Stephan ist Junggeselle) umgebracht zu haben, angestachelt von fünf Schülern, die auch nur das Gute, die Liebe wollten. Zuerst hatten sie den weichen, wehrlosen Deutschlehrer getriezt, später dann dessen Humanität tief gespürt. Als sie nun sahen, wie der alte Lehrer dem Fitness-Center-Inhaber-Liebhaber wehrlos gegenüberstand, ja, aus dem Wege ging, spornten sie ihn zu einer Auseinandersetzung an, die mit einer Hantel am Kopfendete. »Die Liebe ist nicht mehr modern« – dagegen gehen die Schüler an und verwickeln Derrick in moralphilosophische Diskussionen. »Was wir tun?« fragt Derrick etwas ratlos zurück. Zum Glück fällt es ihm wieder ein: »Wir verfolgen Leute, die das Gesetz brechen.« Der Redakteur der Serie heißt Claus Legal.

9.7. Zum Abschluß dieser Reise durch die Featuremagazinthesenfilm-diskussion sehe ich noch eine Sendung, die sich auf die nervige Seite der „Kennedy“-Serie spezialisiert. Dort strapazierte JACKIE KENNEDY mit ihren ewig blöden Einrichtungs-ideen und ihrem „Essen + Trinken aus Frankreich“ Fimmel das Weiße Haus, das Budget und den Präsidenten, der sich aber bekanntlich im Gegenschlag eifrig Callgirl-Telefonnummern auf Servietten notierte, so daß sich der gesamte Hoover-Schnüffelapparat an die Nutzen-Überwachung machte; mit Recht, denn Hoovers Ansicht, daß nur ein dröger, genügsamer Präsident die USA leiten dürfe, erfährt ihre Bestätigung in den Beinahe-Weltkriegen, die Kennedy mit seinem starken Ego provoziert hat. Zurück zu Jackie: In mancher Hinsicht wird der Design- und Nahrungsterror heute vom Körperkult abgelöst oder, noch schlimmer, davon ergänzt. Die Anleitung zum Richtigmachen gibt das Fernsehen im Zweiteiler „LAUFEN, LEIDEN, LÄNGER LEBEN“. Herrlich an diesem 3-Stunden-Epos der Mittelteil „leiden“! Der Stellvertreter des Sparkassen-Filialleiters, dicklich geworden und midlife-kriseleind, wird von den Autoren des Super-Schmarrns, Heinz Knippenberg und Klaus Wirbitzky, aus pädagogischen Gründen durch die Pein-Mangel gedreht. Ständig angehend und übereifrig loskasperleind, fällt er permanent vom Surfbrett, stürzt in der Bobbahn, kollabiert beim Elvis-Tanz, wird er immer nasser, kaputter und von seiner Frau mit dem Tennislehrer betrogen.

11.7. („Ein Fall für Zwei“) „T.O.D.“

P.S. ZEITSCHRIFTEN (II)

Viele Mitbürger haben sich besorgt an mich gewendet und gefragt, ob ich in der letzten Nummer nicht die schlimmsten, die bürgerlichen Zeitungen und Zeitschriften vergessen hätte. Nun, habe ich nicht, hier sind sie, aber sie sind nicht die schlimmsten. Ein Nachwuchsliberaler ist immer schlimmer als ein alter Liberaler, der bald sterben wird. Weizsäcker ist uralte und aus einer anderen Welt, man kann ihn vergessen, er ist nicht symptomatisch (wie Kohl). Seine Popularität ein ewiges und ekliges, aber zu vernachlässigendes Symptom wie Dixieland-Frühschoppen der FDP. So ist auch „DIE ZEIT“.

Anna von Münchhausen: „DIE PILLE HAT GEBURTSTAG“ steht in Rot als „ZEIT-DOSIER“-Verheißung über der Nummer von diesem Donnerstag, wenn das nicht ehrlich ist, Journalisten zu beschäftigen, die den Namen des Lügenbarons tragen und nicht mal lügen müssen, um so etwas unendlich Langweiliges zu verzapfen. Jedes Jahr wird sie ein Jährchen älter, die Pille, wie der Heizlüfter, der Leifheit-Trockensauger, die Espresso-Maschine, Margarete von Trotta und ein André Müller fragen sich, ob die Welt besser wäre, wenn Politiker weinen würden (Buhuuuu. Sie weinten „DAS TEDDYBUCH“). Wer erinnert sich noch an die große „Darf-Blue-Boy-weinen“-Debat-

te in der Spätschziger-„Bravo“ um „High Chaparral“? So weit wie „DIE ZEIT“ heute, war „Bravo“ vor 20 Jahren allemal. Trotta haßt sich. Warum? Ihre Eifersucht (schon wieder ein Dr. Sommer-Thema). Die alte Kuh sagt, sie hätte schon zehn Mal den Fragebogen des FAZ-Magazins (den besten geistigen Warentest der BRD) zurückgeschickt, weil sie ihn schwachsinnig fände (Der Hund findet den Mond schwachsinnig). Disqualifiziert. Ausgeschieden. Der Rest der Nummer (Feuilleton) wird von älteren Herren vollgeschrieben: Wapnewski, Harig, Jens – die Weizsäcker des Geistes, allemal ertäglicher, weil fossiler als die Kohls: Greiner. Lustig wird's beim „ZEIT“-Magazin. Da geht Eckhard Henschel, der »ehedem durchaus verehrliche« (Henschel über einen anderen), Woche für Woche öffentlich vor die Hunde, macht sich zum Affen im Namen seines einzigen und kläglichen Gedankens, daß sprachliche Anachronismen schöneres Deutsch seien als Szene-Sprache (du meine Güte! Dabei hat er selbst stülbildend mit seinen schönen, alten Blähungen dazu beigetragen, daß dieser Slang die neue Szenen-Sprache wurde; vgl. Stadt-Magazine, insbesondere sog. „Kolumnen“). Was Woche für Woche bei der Lektüre seiner Geistreicheleien übrig bleibt: Johannes Gross ist besser. Was man sich Woche für Woche fragt: Warum sagt dem bei „TITANIC“ (immer noch eine der

drei besten Zeitschriften Deutschlands) keiner was? (Auch dort konnte man die „ZEIT-MAGAZIN“-Kolumne schon ahnen, anhand seiner Rubrik „ERLEDIGTE FÄLLE“. Meistens eben genau das und daher eigentlich nicht der Rede wert, dann wiederum aber doch zu blöd und unverschämt – auf die Tour gegen den jede Differenziertheit verdienenden höchst einzig- und eigenartigen Handke einzudreschen! Oder, wie einmal, was ich sehr übelgenommen habe, in einem Nebensatz gegen Jean Marie Straub). Neulich hat ein Redakteur des „Zeit-Magazins“ bei Albert Oehlen und Werner Büttner angefragt, ob sie für sein Blatt den Roman „DAS GRAU DER KAROLINEN“ von Klaus Modick illustrieren wollten (indem sie das darin eine Hauptrolle spielende Bild nachempfinden). Ein Unroman mit Werbeleuten und Kunstfreunden (»kein einziger guter Satz«, Büttner) und Bildern eines unbekanntenen toten Künstlers, die dieser auf den Karolinen versteckt hat und die so ein »beruhigendes« Grau haben (daher der Titel), das den einen Kunstfreund einfach nicht losläßt (»beunruhigt«). Während Büttner als alter Jurist noch überlegte, ob das Ansinnen des Redakteurs den Tatbestand der Beleidigung hinreichend erfülle und rechtliche Schritte angezeigt seien, fragte der Redakteur den absagenden Albert, ob dies (die Absage) nicht unkollektoral gegenüber den Künstlern sei, die

schließlich mitmachen würden. Toll, was? 1) dieser furchtbare Irrtum von der Kollegialität in der Kunst; 2) die Vorstellung, daß nicht der Streikbrecher, der eine Scheiße wider alle Moral doch macht, unkollektoral ist, sondern der mit Recht Streikende und 3) diese routinierete Ahnung von der Scheiße, die er da anrührt, die aus diesem Satz des Redakteurs spricht. Vor kurzem ist das Ding nun erschienen. Klaus Fußmann und – of all people – Dieter Asmus von der Gruppe Zebra haben die Illustration besorgt. Das Beste, was man über diese Künstler sagen könnte, ist, daß sie vielleicht wenigstens noch soviel Selbstbewußtsein haben (in ihrem Elend), daß sie gute Künstler wie Büttner/Oehlen hoffentlich wenigstens nicht leiden können und so auf deren Kollegialität (gemeinsam produzierte Scheiße macht stark) wahrscheinlich verzichten würden. Wegen des Rätsels braucht man das „Mag“ auch nicht mehr, denn es gibt ja jetzt „PERPLEX“.

Nach circa dreißig Minuten hat man die Donnerstagspresse durch, dann kann man wirklich anfangen zu lesen, im neuen MICKEY MAUS-HEFT: »Die Angst beflügelt den eilenden Fuß. Ja, unsere klassischen Dichter! Die kannten das Leben« (Gustav Gans auf der Flucht vor einem Tiger). Darauf Donald Duck: »Werd nicht poetisch! Dazu ist die Lage zu ernst.« Recht hat er.

DIEDRICH DIEDERICHSEN



KRIEGSBEUTE

»WHAT IS A PAINTING, BUT A TROPHY FOR A RICH PERSON?«
(Ross Bleckner, amerikanischer Maler, Zeitgenosse)

Und trotzdem stellt er sie her, diese Bilder, und wie viele andere auch nimmt er sich darüber hinaus das Vorrecht, so viele Trophäen herzustellen, wie er will, was Anlaß und Anfang dazu ist, die zu nennen, die kämpfen müssen, um eine Trophäe zu kriegen, wie argentinische Fußballmannschaften und Boris Becker, bei deren Kämpfen gelitten wurde und geschwitzt.

»A trophy is a monument of death«, sagt er. Künstler haben es natürlich besser, sie mögen vielleicht leiden, aber nicht vor einem Fernsehpublikum, und sie schwitzen auch nicht, nur wenn die Bilder tatsächlich in den Status von Trophäen gelangen sollen, dann müssen die Leute her, die diese Bilder als solche bezeichnen. „Rich person“ kauft und stellt sie vielleicht wieder zur Schau, Sammlungen als gutgefüllte Regale mit großen, kleinen, unbedeutenden und wichtigen Trophäen.

Was aber, wenn man den einzelnen Gegenstand näher betrachtet und feststellt, daß sich auf der Oberfläche dieser leblosen Masse etwas bewegt, daß sich darauf gar Katastrophen abspielen?

Wenn das Bild nichts anderes ist, als die Trophäe für den reichen Sammler, dann ist der Pop-Star nichts anderes als die Trophäe für den normalen Menschen.

Bei beiden Verbindungen steckt natürlich immer noch viel mehr dahinter. Wie Boy George, der Popstar in der Pop-Starhölle, ein Exempel statuiert bis in die Tageszeitungen hinein: George als Stellvertreter des Katastrophalen, dessen Katastrophe – täglich mit neuen feinen Details ausgestattet – mehr als aufreizend ist (Warum hilft ihm keiner?). Während Wham! zum letzten Male im Popstarhimmel hängen, wird Boy George in die Hölle gestoßen. Statt mit einem Chart-Hit muß er nun ein Millionenpublikum mit Schlagzeilen unterhalten... „is a monument of death“. Wie wäre es gewesen, wenn B.B. den Cup nicht geholt hätte?

Bildende Künstler haben es natürlich besser, denn sie können Katastrophenschlagzeilen immer noch so verwenden, daß Kunst daraus wird.

WÄHRENDEESSEN IN LONDON...

zeigt Bettina Semmer in der Interim-Galerie in einer Straße, die nach dem Ende der Welt aussieht oder wie eine Siedlung in Alaska, eine kleine Enzyklopädie deutscher Katastrophen: Schwarz-weiß gemaltes Grubenunglück von Lengede, der Brand der Lüneburger Heide, der letzte Absturz einer Verkehrsmaschine über Deutschland, der Einsturz der Kongreßhalle von Berlin. Diese Bilder sind zersetzende Monumente bundesrepublikanischer Katastrophen, fahl belichtet, aus dem Regal geholte häßliche Trophäen, herausgeholt bestimmt nicht, um sie neu aufzupolieren, sondern zum Zweck der Analyse heruntergerissen. Bettina-Semmer-Ausstellungen kann man nicht begucken, man kann sie nur in einem guten Sinn bestehen.

Und das gilt selbst dann, wenn ihre Bilder nicht als Konzept, sondern als „gesammelte Werke“ nicht in einer Galerie, sondern bei einer Privatausstellung in einer Arztwohnung in Düsseldorf mit begleitendem Flötenspiel gezeigt werden. Auch wenn das Environment ganz und gar

nicht danach ausgesehen hat, die Ausstellung war eine „Independent“-Kollektion. Fast wie Untergrund.

LOUISIANA

»Wir haben die Ausrüstung, die anderen aber die Kenntnis des Geländes.« Vom „Commando Bravo“, dem ausgerüsteten Manövertrupp der amerikanischen Armee, bleiben dann auch bei ihrem Kampf in den Sümpfen von Louisiana nur zwei Mann übrig. Eigentlich hieß dieser fast schon klassische Anti-Rambo-Film und Vietnam-Parabel von Walter Hill „Southern Comfort“ und lief auch schon als „Der letzte Amerikaner“. Im Süden, in den Sümpfen, gilt das einfache Gesetz, daß der Starke (einfach stumpf-stark und bewaffnet) immer überlebt, nicht mehr. Es gibt keine Sieger, auch wenn nach eineinhalb Stunden in schimmeligem Grün (Drillich, Bäume, Sumpfwasser) und viel Rot (Blut) dann schließlich doch noch die Kavallerie (Hubschrauber der U.S.-Army) kommt, um die Überlebenden zu retten.

Dort sieht man die untere Seite der Vereinigten Staaten, die Unwegbarkeit, die stumpfen Farben, die merkwürdige Inzuchtigkeit der Cajun-Leute, ein Gebiet, auf das sich „TopGun“-Jungs gar nicht erst einlassen können, weil sie ihre glänzende, antrainierte Kampfmoral angesichts der Mehrdeutigkeiten, die jedem ihrer Schritte in diesem Gebiet folgen, verlieren und zum haltlosen Haufen verkommen würden.

Die Bilder von Markus Oehlen sind wie Louisiana. Natürlich ist Markus Oehlen ein deutscher Künstler, in Krefeld geboren und in Hamburg lebend, bei der „von hier aus“ – Ausstellung in Düsseldorf für Aufregung sorgend, weil die winkenden Hände im Bild („Vaters Hände“) in Hakenkreuzform angeordnet waren; außerdem ließ er als Einladungskarte zu seiner Ausstellung in Düsseldorf im letzten Monat das Konterfei des CDU-NRW-Shooting Stars und Krefelder OBs Pützhofer verschicken. Doch viele seiner Bilder nenne ich „amerikanisch“, im Sinn der amerikanischen Moderne Malerei von John Marin über Man-Ray-Bilder bis zu Pollock-Drippings, der Zeit vor Pop, als die amerikanische Kunst, noch ganz fest an die europäische gekettet, versuchte, gleichzeitig diese Edition zu verarbeiten und sich in einem inbrünstig-komischen Kampf doch ein eigenes Gesicht zu schaffen. Dieser Verweis kann nicht als nostalgischer ausgelegt werden. Markus Oehlen weiß sich selbst vor einem solchen Schluß zu bewahren. Seine neuen Bilder, die eigentlich unter dem Titel „Schlachtenbilder“ zusammengefaßt werden sollten, sind die von jemandem, der sich unvermittelt in eine zugespitzte Situation (aufgegriffene Klassisch Moderne Malerei) hineinwirft, aber dann trotz aller Gefahren und Unwegbarkeiten großzügig damit umzugehen weiß. Und die Rettung jedes Bildes ist die schwarze oder weiße Linie, die Markus-Oehlen-Linie, die er über seine flaschenartigen Figuren, die altmodischen Kugelbomben und die diffus übereinanderlappenden Farbfelder legt, wie ein Netz oder eine Leitlinie mit vielen Kurven und Schlingen im unwegsamen Gebiet.

Wenn die Hinter- und Untergründe von Markus-Oehlen-Bildern sehr freiem Jazz gleichen, dann sind seine Linien die hartnäckig-klassischen, aber seit vielen Jahren so sicheren und harten Gitarrenriffs von John Lee Hooker, eine Eigentümlichkeit, die nichts mit Skurrilität, aber viel mit einem eigenen strengen Ordnungsprinzip zu tun hat. ○

FUSSBALL, NO FUN, DEUTSCH

Wie es weitergegangen ist: Banaski hat kein WM-Spiel und keine WM-Sondersendung verpaßt, mehr vom Bildschirm zu kriegen. Was

»Einige Leute halten Fußball für einen Kampf auf Leben und Tod. Ich mag diese Einstellung nicht. Ich versichere Ihnen, daß es weit ernster ist.«

(Bill Shankly, Manager, FC Liverpool)

»Sonne, Freizeit, Fußball-WM: Das Leben macht Spaß.«

(BILD)

DIE LETZTEN ERKENNTNISreichen Wochen haben's mal wieder gezeigt: Die besten Menschen der Welt leben in der Sowjetunion. Dagegen das Abendland: ein Tollhaus. Über die gesamte westliche Hemisphäre hatte sich eine alles erstickende Hitze gelegt und die Idiotenriege des Kapitalismus hinaus auf die Straßen getrieben, enthemmt und zu ungeheuerlichen Mobszenen aufgestachelt. Debile dänische Kretins lagen sich trinkend und kopulierend in den Armen und feierten den halbgaren Vorrunden-

die wohl nicht«, Piontek), bezahlte Provokateure (vom VW-Werk etwa?) machten in schmecken Golf-Kabrios, den Reichsadler schwingend, ganze deutsche Großstädte unsicher, und die gedankenlosen, genußsüchtigen Yuppie-Kinder hingen allerorten wild kreischend und schmachend den faden Hardrock-Helden der Walkman-Generation (Boris Becker und Thomas Berthold, Pat Cash und Yannik Noah) am Hals, daß wir, die letzten anständigen Menschen des Westens, uns nur noch in den eigenen vier Wänden verbarrikadieren konnten (Pullover an und Heizung auf, wie Martyn Ware, und ab in die „Hölle des Nordens“, Monterey, innere Emigration), mit „Big Cat“ Miroslav Mečiritten und die Rückkehr des Rächers und Rüpels John McEnroe herbeiflehten. Doch aus Moskau vernahmen wir die Stimme der Vernunft.

Milde schien die Sonne und tauchte die sowjetische Metropole in ihr goldenes Licht, freundliche Menschen flanierten durch die Stadt, glückliche Kinder saßen in Straßencafés vor kommunistischer Limonade, alle besonnen den Aufbau des Sozialismus im Auge und guter Dinge: denn ihre, unsere Elf, das Fußballkollektiv der Union der sozialistischen Sowjetrepubliken, glorieus angeführt durch seine Avantgarde aus Kiew, sorgte für Furore.

Wenige Tage später nur mußten wir uns fassungslos in den Schlaf weinen. Die Architekten einer besseren Welt dahingerafft durch zwei Absseitstore der perfiden Belgier, durch großmäulige pralle Hopfen- und -Malz-Gutgelauntheit. Hier das affenartig tuntige Abscheubild Pfaff (»Ich habe keine Angst vor den Russen, nur vor ihren Raketen.«), dort Rinat Dasaev, das makellose Produkt einer funktionellen

bürtig einem Lew Jaschin, einem Wladislaw Tretjak (der noch kurz vor der WM densich über die Gelassenheit und Ruhe russischer Schlachtenbummler wundernden Beckenbauer zurechtwies: »Wir Russen sind eben kultivierte Menschen.«). Was wir jetzt daraus gelernt haben? Die Niederlage der Sowjets hat den Frieden wieder ein Stückchen sicherer gemacht. Bei aller Demonstration der Stärke fehlt ihnen der Killer-Instinkt, der letzte Knopfdruck. Derweil polterte die gutgeölte westliche Propagandamaschinerie wie nach einem postnuklearen Debakel: K.O.-Runde - jetzt geht's erst richtig los.

»Es gab noch nie so viele Erfolge für uns. Vizeweltmeister, Boris, Steffi, Michael Groß, Richard von Weizsäcker... Es tut so gut nach diesem 2. Weltkrieg. Ich bin stolz, eine Deutsche zu sein.«

(Gisela W. Hausfrau)

»Sie alle haben vorzüglich für unsere Fahne geworben.«

(Kohl)

Bedeutete das Ausscheiden der Russen die Umwertung aller Werte (El País, Spanien: »Es siegte der Schlechtere.«), so der Erfolg der Deutschen die Entwertung aller Werte (»Worldcup-Willie« Schulz: »Der deutschen Mannschaft ist es als erste in der Geschichte der 13 Fußballweltmeisterschaften gelungen, ohne Sturm ins Finale zu kommen. Das bleibt eine sensationelle Leistung.«). Die Rückkehr zur Barbarei. Wie DD sagt: Frankreich spielt Jazzrock (die Geißel des Hedonismus, reich, glatt, daddlig verspielt und gefällig wie ABCs 12inch-, Poison Arrow-Jazzrock-Mix). Deutschland spielt Punk-Rock. Die guten alten National-Front-Oi-Lumpenproletariat-vor-Stalingrad-Tugenden. Überwindung der Maginot-Linie. Hochgezüchtetes Kanonentutter (»Er ist ein Mönch des Schmerzes«, Becken-

bauer über Förster) rollte in die Schützengräben und radierte Marokko, nachdem schon das feixende Arier-Arschloch Bernd Heller im »Sport-Studio« die feudalistischen Schönspieler auf ohnmächtig stammelndes Müllmänner-Gastarbeiter-Format zurechtbarbierte, mit dem höchsten deutschen WM-Sieg aller Zeiten gegen eine nordafrikanische Mannschaft aus.

Vorher wurden die Dänen reingelegt ja, da konnten sich die infantilen Barbaren, von Carlsberg-Designem in rosige Babywäsche gesteckt, noch so sehr zu früh freuen und ihr Schnuller-Kauderwelsch via Video-Clip in die Welt hinausgröhlen: die Conquistadores machten kurzen Prozeß mit diesem Untug. Emilio Butragueno, Traum erblühender spanischer Backfische, hieß das One-hit-wonder der Stunde. PSOE die Partei, die mit seinen Toren zu den Urnen rief, und Rudi Michel, unermüdliches fossiles Relikt (»Jetzt noch schnell die Rundumstory... Wer hat sie gemacht?... raschel, raschel... Da haben sie wieder gelacht in der Regie, damit haben sie mich schon vorher fertig gemacht.«), der Mann, der diese Tat in einen historischen Zusammenhang stellte: »1938 auf der Mainau, bei Abschluß der regulären Spielzeit stand es 4 zu 4. Dann hat der schwarze Leonidas die Schuhe ausgezogen und hat noch zwei mit dem Stumpf gemacht.«

»Gehet hin in Frieden und habt eine gute WM.«

(Mexikanischer Priester zur deutschen Mannschaft)

»Wir werden in diesen Kampf hineingehen wie in einen Gottesdienst.«

(Goebbels)

Maradonna, der kleine stoppelbeinige Hurensohn, läutete die heiße WM-Phase ein: Bigotterie und Sex. Erst »den da oben« verhöhnen (»Es war die Hand Gottes« - sein schönstes Tor), dann sich vom Papst trauen lassen. Bankdirektorensohn Berthold (stark verdächtig, im Mission Galindo, dem Hurenhaus des



sieg über eine armselig klickende



BRD-Mannschaft (»Besser können sowjetischen Torwarschule, eben-

HLAND, FUN, TEIL 2 (HEUTE)

nur gelegentlich mal das Frühstücksfernsehen. Dann kam noch Wimbledon und Kohl war nicht heutzutage anders ist als vor vier Jahren.

Aztekenschlächters Hernando Cortez, „gebumst“ zu haben, Toni Schumacher im „Express“: Fünf, sechs Namen tauchen immer wieder auf.) schenkte einer ohnmächtig schmachthenden, mit verdrehten Augen glotzenden Straßenschönen, umbrandet von dem ganzen tollen B - Picture - Bürgerkriegsszenario (Mafiosi mit Sonnenbrillen und MPs, jaulende Sirenen, Hubschrauber, frenetisch hüpfende Massen, und irgendwo da draußen urinieren die letzten renitenten Ratten auf Bürgersteige, entkleiden reiche US-Girls und werfen sie durch die Luft), ein letztes Lachen, bevor er einen der Latin Lover der einheimischen Operettentruppe auf dem Spielfeld niederstreckte in einer ansonsten impotenten Vorstellung.

Das große romantische Drama: Frankreich (Rußlands Co-Trainer Simonjan über deren WM-Sexleben: »Die Franzosen sind eben die Franzosen.«) gegen Brasilien (Die brasilianische Kühlschrankfirma Ponto Frio vor der konfessionellen Zurechtweisung Polens: »Der Papst ist Pole, aber Gott ist Brasilianer.«) mit dem Papisten, Gedichteschreiber und Sottie-Chanteur Joel Bats und unseren Favoriten (nachdem ja de Napoli, der italienische Sean Penn (Gazetta dello Sport: »Welch elende Übergabe ohne Waffenehre.«) und Victor Hugo Diego (seine Mutter liebte den „Glöckner von Notre Dame“), die schwarze Perle Uruguays, schon eliminiert waren): den wieselflinken, durch das Stahlbad des Lebens geschmiedeten Negern Jean Tigana, Josimar und Julio Cesar, Carlos Sottomayor, Belmondos halb so alte, feurige brasilianische Gespielin (in der neuen, hysterischen Cellulitis-bedroht-die-schönsten-Oberschenkel - der - Welt - BILD-Serie: jahrelang Angst vor Sex, Sex macht dick), versagte ihm nach dem Match die sexuelle Gefolgschaft: Rezession: überall: Argentinien neue 16jährige erotische Hoffnung Gabriela Sabatini (Boris Becker: »Finde ich schon toll, aber die schaut mich nicht mal an.«) noch nicht freigegeben, erste Schlußverkaufspaa-

rungen (Bremens „Robert Redford“ und Elfmeterversager Kutzop und Busensternchen Corinna Drews auf Mallorca), auf der Nachbarinsel geht das blonde 70er-Leichtathletik-Fräuleinwunder an Drogen und krankem Sex zugrunde, Uru-Fans starten Kußüberfälle, Playboy-Clubs schließen. Die Russen halten sich aus allem raus. Sex? »Sollten die Spieler einmal damit Schwierigkeiten haben, setzen wir eben ein knallhartes Training an.«

»Der Mörder war der Schiri.«

(Omar Borrás, Professor, Uruguay)

»So, jetzt mal zu uns, Freund Harald.«

(Liberation, Frankreich)

Der Gute, der Schlechte und der Häßliche: Omar Borrás, Uruguays gelehrter, kosmopolitischer Fußball-Dozent, unverstanden, aber milde nachsichtig lächelnd (Alex Ferguson: »Mir ist ein Rätsel, wie der Mann Professor werden konnte.«), konnte nicht gewinnen. Mit seiner „Leuchtender Pfad“-Partisanen-Taktik focht er einen aussichtslosen Kampf, aber er brachte wenigstens die Bourgeoisie zum Schäumen (Bobby Charlton: »Ich hasse die Urus wegen ihrer Spielweise.«) und erinnerte an Zeiten, als die Urus noch wie die Tupamaros spielten. Auch wenn der Platzverweis nach 55-Sekunden-Weltrekord nicht ganz der Troche-Ohrfeige für Seeler (66, zwei Urus flogen vom Platz) das Wasser reichen konnte.

Rauhbein Bilardo (Schnellinger: »Bilardo trat fürchterlich.«) machte dann mit den Deutschen, die schon wieder drauf und dran waren, das Turnier zu irgendeiner lächerlichen Aufstiegsrunde - B - Weltmeisterschaft zu verwürsten, nichtmehrviel Federlesen Willi Schulz: »Im Grunde genommen haben die Argentinier mit unserer Elf nur gespielt. Wir hatten nie wirklich eine Chance.«

Vergessen wir dabei Toni Schumacher nicht (Peter Maffay: »Wir gewinnen 1:0, weil mein Freund Toni den Kasten sauber hält.«), oder Adolf Schumacher, wie ihn die Franzosen



noch immer liebevoll nennen und ihm zu Gedenken im Stadion eine Puppe aufknüpfen (dazu darf im französischen TV Schauspieler Pierre Brasseur, noch bekannt aus der großen Kolonialismus-Promotour „Paris-Dakar“, in gerechtem Zorn über den »Ausbruch der Gewalttätigkeit« wettern). Wie er die argentinische Führung mustergültig vorbereitete, ließ die Herzen vor Freude überschwappen: Toni, du bist ein Fußballgott. Zur Belohnung durfte er, tief innen voll sensibler Fußball-Schimanski (Beckenbauer: »Er lächelte, war ganz weich und zart.«), bei der Rückkehr in Frankfurt seine Reichsparteitagsrede halten.

Bleibt noch Uli Stein. Gegen ihn liegt vor: braven, alten Kartoffelhändler aus Aachen und Chef de Mission (Agidius Braun: »Ich bin doch kein Waschlappen.«) beinahe ins Grab gebracht, Mutter verleugnet (Mutter Christa: »Er hat den Rummel nicht verkraftet. Das Geld ist ihm zu Kopf gestiegen.«), Geschwister verhöhnt (Stein: »Ihr habt's im Kopf, ich dafür im Portemonnaie.«). Wird als Defätist aus der Volksgemeinschaft ausgestoßen.

»Ihr Arschlöcher, ihr Miesmacher. Ja, habt ihr überhaupt schon mal die Nationalhymne mitgesungen vor einem Länderspiel?« (Hans-Peter Briegel)

Dann kam Kohl (»Ich verstehe was von der Sache. Ich war Mittelläufer in der Jugendmannschaft von Phoenix Ludwigshafen.«). Imperatorgleich, jeder Zentimeter Lübkes Enkel (»Ich habe vor 1913 selbst Fußball gespielt.«), flog er ein, den verdienten WM-Teilnehmer und CDU-Wahlkämpfer Overath (Lübke damals: »Sind Sie verwandt mit dem Musiker Overath?« Overath: »Den kenn' ich gar nicht.«) und diverse weitere Meister des Sports im Schlepptau, und riß sofort tapsig grinsend und alle schwuchtelig begrabbelnd (Rolf Kramer: »Dieser Mann hat sicher Worte des Trostes für sie - Helmut Kohl.«), den ganzen Zirkus an sich. Keine Frage, Beckenbauer hatte ihn meisterhaft vertreten, halsstarrig und beserwischerisch (Rudolf Gutendorf: »Die Leute müssen ja denken, der hat keine Ahnung.«), ausufernd phrasierend, einsam entscheidend (Magath: »Als Beckenbauer die 10 hochhielt, dachte ich, er wollte Maradona auswechseln.«). Aber Kohl bleibt Kohl. Und schon legt er los in seiner fabelhaften, komplexen Kohl-Sprache, die außer ihm sowie so keiner versteht (»Der Ball ist rund und hat zum Sieg für Argentinien gereicht.«) ist dann wochenlang nicht vom Sender zu kriegen, taucht phantomgleich bei jedem mittleren Dorisportfest auf, schüttelt beflissen dienstbar Hände. »Ist das nicht schön, ihr lieben Freunde?« (Agidius Braun)



DAS GLÜCK IST IMMER WOANDERS

Immer wieder fiel uns in letzter Zeit die kulturelle Regsamkeit des Raumes Münster/Osnabrück auf. Bands und Aktivitäten wie Pseiko Lüste, das Constrictor-Label, AlphaVile, Grötz Alsmann, Sid Bee Game, Sunny Domestosz, Raymen und viele mehr, sowie die höchste SPE-/A-bonnetten-Dichte der ganzen Republik ließen uns so aufmerksam werden, daß wir die Spitzenkräfte Scheuring, Lottmann (Texte) und Burat (Fotos) in die Region schickten. Und dann war es doch wieder nur die ganz normale Provinz. Oder doch nicht?



Münster, Kronenburg - Stilleben mit Rotem Stern

WENN NICHT IN MÜNSTER UND OSNABRÜCK



Münster, Neuer Krug – Ossie (alias Synny Domestosz, vorne) und Fritz »Guitar« Frilling machen Krach, die Provinz läßt sich unterhalten.



Münster, Kanal, Götz Alsmann – Flattop vor Flußlandschaft



Münster, Fahrräder – etwa diese Menge wird in dieser Stadt täglich gestohlen.

Am Dienstag

»Der Kluge liest im Zuge«, es war das Erste, was einen Eindruck machte auf uns. Der Reim, gut sichtbar angebracht über dem Schaufenster, warb für das Angebot der Bahnhofsbuchhandlung. Münster, Hauptbahnhof; und wir lasen es bei unserer Ankunft.

Etwas später, auf der Dachterrasse des Rudervereins-Restaurants, am Kanal, gibt es die Sonne des frühen Nachmittags, Pils, den Blick auf vorbeifahrende Lastkähne, westfälische Wiesen und einen unvollendeten Fernsehturm, und Götz Alsmann, der sagt: Der Westfale liebt den Reim. Götz Alsmann ist ein weitgereister Mann und hier beheimatet; außerdem ist er ein Bandleader, ein Radio-Discjockey, ein Fernseh-Moderator, ein Schallplatten-Produzent, ein Schallplatten-Nachschlagewerk, ein Doktor der Musikwissenschaft, ein Freund von Johnny Otis, ein Witzreißer, eine Autorität unter Münsteraner Musikern. Wir glauben ihm. Er führt Beweise an für seine These: Auf der Fassade der Kneipe »Bei Onkel Berni« im nahen Hohenholte etwa finde man sowohl den Spruch »Wenn ich könnte, wie ich wollte, wär' ich stets in Hohenholte« als auch »Willst du wie zu Hause sein, schau' bei Onkel Berni rein.« Kurzum: Infolge seiner Neigung

zum Gereimten sei der Westfale »der geborene Songwriter«.

In Münster gibt es überdurchschnittlich viele SPEX-Abonnenten und überdurchschnittlich viele Bands; das wußten wir. Aber wie ist es da? Das wollten wir wissen. Ist da gut Sein? »Ihr kommt zur völlig falschen Zeit«, wurde uns schon im voraus gesagt, am Telefon, von Veronika. Veronika Fischer; sie führt, gemeinsam mit einigen anderen, das »Odeon«, wo viele junge, hoffnungsfrohe Münsteraner Bands spielen. Wir kämen zur falschen Zeit, sagte sie, weil im Augenblick gerade »nichts los« sei... eine Woche vorher dagegen... So verständlich eine solche Vorwärts-Verteidigung auch ist – wir werden uns nicht darauf einlassen. Wir glauben nicht an das Glück, und wir glauben nicht, daß eine Stadt am 1. Juli grundsätzlich anders ist als am 15. März oder am 23. Oktober. Wir glauben nicht an die Möglichkeit einer vollständigen Aufzählung; immer wird sich jemand melden, der sich übergangen fühlt. Wir wollen uns weiterreichen lassen, vom Erstbesten zum Nächsten, und uns durchfragen, und sehen, was da ist. Was nicht da ist, werden wir eben nicht sehen. Die Wahrheit ist das, was als erstes da ist; anders läßt sich das gar nicht regeln.

Auf unserem ersten Gang durch die Stadt führen uns Uwe und Acki.

Die beiden spielen gleich in zwei Bands zusammen: bei den Potpourri Boys, um alte Punkrock-Klassiker neu aufzuführen, und bei den Six Micks, um ihre eigene Musik zu spielen. Sie führen das Original-Musiker-Bohème-Leben: Geldverdienen als Aufbau-Helfer bei Konzerten im „Odeon“, Stücke aufnehmen in Heimarbeit, warten. Ackis Freundin ist Künstlerin, und wir gehen in eine freie, von der Stadt unterstützte Galerie, wo gerade eine Gruppenausstellung vorbereitet wird: Einige Münster-Künstler waren in New York und wollen nun die dort produzierten Arbeiten vorstellen. Ich kann den Ausstellungstitel „New York Passage“ nicht ausstehen: „Mangelndes Selbstbewußtsein“, sage ich, aufdringliches „Wir auch!“-Schreien, „Seht, Münster kann New York“. Der schnauzbärtige, kunststudentenmäßige Ausstellungs-Macher hat für diesen Einwand überhaupt kein Verständnis; „New York Passage“, das liege doch nahe, sagt er, wo doch die Galerie „Passage“ heißt. Eben, sage ich. Pfui Teufel. Aber er stört sich nicht daran.

Etwas weiter dann das Gegenerlebnis: Eine Beuys-Ausstellung in der Landesgalerie, mit einer Unzahl von Werken aus dessen Brauner-Farbe-Phase, Anfang der 60er Jahre. Groß, sicher, lesbar auf gut fünfzehn Meter Entfernung, springt mich der Satz an: „DAS SCHWEIGEN VON MARCEL DUCHAMP WIRD ÜBERBEWERTET“. Das wirkte, aus der Tiefe des Raumes, sobald man die Ausstellungshalle betrat; wenn man näherkam, sah man die Details – die nun 25 Jahre alte Schokolade, die toten Fliegen, die wohl zufällig irgendwie hinter den gläsernen Schutz des Bildes gekrabbelt waren und sich dann nicht mehr hatten befreien können. Die Schau war die Zur-Schau-Stellung einer überwältigenden Arbeits-, Ideen-, Darstellungs-, Klarstellungs-Wut; ganz nebenbei relativierte sie noch unsere Wertschätzung einiger zeitgenössischer Künstler, denen Beuys schon alles vorgemacht hatte. Allein der Ausstellungstitel, „Braunkreuz“, setzte mich in Schwung. Aber: „New York Passage“? Da spielt sich doch gar nichts ab.

Das, was eine Stadt ausmacht, ist das, was sie dem Fremden zu allererst aufdrängt. In Münster sind das: Studenten – viele Fahrräder – und Katholizismus – viele Kirchen. Hier ist der Katholizismus in Stein gehauen; hier wurde der westfälische Friede geschlossen; hier hatten die Ketzer keine Chance mehr. Am Turm der Lambertikirche hängen immer noch die drei Käfige, in denen die Leichen getöteter Wiedertäufer ausgestellt worden waren. Gilt die Drohung noch? Hat die Tradition der Unterdrückung unliebsamen Denkens heute noch Einfluß auf junge Musiker und Künstler in dieser

Helden für mehr als einen Tag

IN DER EINEN STADT (MÜNSTER) lungern Penner und Studenten auf allen Plätzen, Brunnen, Parks und Toiletten; in der anderen (Osnabrück) freuen sich einkaufende Frauen. Die Polizei hat alles sauber gefegt. Kein Penner weit und breit. Die Menschen gehen zum Friseur. Studenten sind abgezogen, studieren woanders. Die Mädchen sind hübsch, gehen gerade, lachen viel. Größer könnte der Unterschied nicht sein.

Provinz ist nicht gleich Provinz, wie man sieht, auch riecht. In Münster durchzieht ein säuerlicher Geruch nach ranziger Wohngemeinschaftsbutter, Weihrauch und ungewaschenen Füßen Raum und Zeit. Nachts schläft man schlecht, hustet viel, hat Angst vor Jazzrock und Steely Dan. Die Menschen allerdings, die Spexler, die in dieser Hölle ausharren, die also unter fünfzigtausend Studenten meist älteren Semesters leben, nicht weinen, morgens aufstehen und arbeiten während die ganze Stadt schnarcht, pooft, dumpft, nichtstut, das Bafög in Meinungsscheiße umsetzt, im kollektiven Müßiggang versinkt, Medienwissenschaften studiert mit Nebenfach Soziologie (Doktorarbeit, geplant, eines 32jährigen: Jugendrebellion als Widerstand); diese unsere Spexler sind HELDEN. Ihr täglich Werk läßt sich allerhöchstens mit dem 80jährigen, lebenslangen, unermüdlichen Wirken der Mutter Theresa in den Elendsvierteln von Kalkutta vergleichen. Münster ist die größte Prüfung, die einem jungen Menschen auferlegt werden kann, und Gott sieht ganz gewiß aufmerksam zu und weint vor Rührung, wenn wieder so ein junger Hiob den Cräfligkeiten standhält. Die Stadt mit der bei weitem größten Studentendichte und gleichzeitig geringsten Arbeiterschaft (es gibt keinerlei Industrie bei 260.000 Einwohnern, stattdessen einen allmächtigen Bischof, dem alle öffentlichen Gebäude gehören) hat Sunny Domestosz hervorgebracht. Verglichen mit Sunny hatte Hiob es leicht. Hiob hatte Hof, Pferd, Frau, Geld und Wichtigkeit, auch wenn es ihm zwischenzeitlich abhanden kam.

Osnabrück ist schon NDR, nicht mehr WDR, hat Industrie, fegt die Bürgersteige, ist evangelisch. Das schönste Gebäude ist keine Muffkirche, sondern der Bahnhof. Die Zeitung bringt auf Seite 1 ein Interview mit Staatssekretär Möllemann: Muß man sich vorstellen, die Redakteure von so einer winzigen Zeitung, wie sie sich redlich und feurig darum kümmern, einen echten, lebendigen und sogar einflußreichen Politiker zu gewinnen, auch wenn es nur

der allseits belächelte Möllemann ist. Hier, in O., kann man auch Bürger fragen, wie Boris Becker gerade gespielt hat. (Boris Becker? Sechsvier, sechszwei, sechssieben, sechsvier gegen Mecir.). Dieselbe Frage in Münster löst grenzenlosen Argwohn aus.

Aber, wie schon zu erwarten, die Menschen der Osnabrücker Szene sind keine Helden. Sie sind wach, freundlich, quick, hören die richtigen Platten, verbringen ihre Jugend, werden später Stützen des Geisteslebens mit angemessener Entlohnung. Gut, gut. Ein achtzehnjähriger Skater namens Wolfram verblüfft dort mit dem lexikalischen Wissen eines Diederichsen (er spielte auch, in richtiger Reihenfolge, alle 22 Lieblingstitel des Meisters, eine Liste, die er kraft logischer Kombination aus 150 D.D.-Artikeln zusammensetzte), andere Osnabrücker stehen ihm kaum nach. Aber Helden? Niemals. Es gab vor langer Zeit eine Fußballweltmeisterschaft in Mexiko, wo in einer Stadt ohne Luft, in Monterrey, bei Temperaturen von 60 Grad, ungeschlachte aber grundgute Bergarbeiter den Ball ins Tor tragen mußten. Einer von ihnen, der tapferste, hieß Briegel und wird von uns niemals vergessen werden. In Münster gibt es auch so einen, und er heißt Jürgen.

Jürgen hat in den vier Tagen, in denen die Spex-Kulturkontrolleure in der Stadt waren, nicht einmal den Mund aufgemacht. Aber er war immer da, wenn Gefahr abgewendet werden mußte, wenn Sanchez Förster überlaufen hatte, wenn ein Weg durch eine Straße gefunden werden mußte, in der aus drei Knei-

So sprach Gott: Wenn es auch nur einen Gerechten unter diesen Mauern gibt, will ich Münster verschonen. Dank Jürgen kann diese Stadt weitermachen.

pen gleichzeitig Livemusik von Bruce Springsteen auf einen zuschmerzte, wenn Video- oder Comic-Künstler mit aufgedrehten Segeln auf eine Gruppe ungeschützter Spexler zuliefen. Jürgen war immer da. Selbst als sich die nicht trinkfeste Bevölkerung, Helden eingeschlossen, gänzlich unter den Tisch getrunken hatte und als Gastgeber nicht mehr zur Verfügung stand – wer saß da, auf all den Bierleichen, unerschüttert? Der Typ eben. Zu Hause, in seiner neun Quadratmeter kleinen Unterkunft, die übrigens frei war von Wave-Zeichen und nur aus einem Bett und einem Fotoalbum bestand, zeigte er, milde,

gleichgültig, ernst, die Bilder aus dem Album; natürlich nur, weil wir ihn darum baten. Und was waren das wohl für Bilder? Ernie, Flasche und Flat Top beim Kotzen? Martin Mainstream, Dieter und Tex beim Cramps-Gig in Lüdershausen? Mit den Kumpels auf Londontour, abseits der Klassenreise? Pseiko schon wieder knille noch bevor es angefangen hat? Nein, keineswegs. Es waren kleine Instamatik-Fotos, die während der Zeit seiner Jugendgruppenarbeit im Rahmen der gewerkschaftlichen Knappschaftsjugend gemacht wurden, vor vielen Jahren. Damals hatte er mitgeholfen, daß Kindern auf Wandertagen nichts zustieß, oder daß Behinderte zu einem Spanienurlaub kamen.

So sprach Gott: Wenn es auch nur EINEN Gerechten unter diesen Mauern gibt, will ich Münster verschonen. Dank Jürgen kann die Stadt weitermachen. Wenn er mal wegzieht, schlägt der Blitz ein in das faule Nest, in dem es übrigens Millionen von umweltfreundlichen Fahrrädern gibt, da Autos verboten sind. Aber nein – wenn Jürgen wegfällt, bleiben noch die anderen Helden, Veronika zum Beispiel. In ihrer Wohnung kann der Besucher für Augenblicke vergessen, daß er in Münster ist – und das heißt etwas. In keinem anderen Winkel der Stadt ist es so, denn der seit Jahrzehnten ungemästete studentische Wildwuchs dringt durch jede Ritze, erfaßt Alles und Jedes. Ihre Wohnung ist sozusagen eine Station auf dem Mond, und zwar eine, auf der die zierliche Astronautin schon seit Jahren aushält.

Helden gibt es, die sind gebrochen. Die lassen sich nichts anmerken, woran man erkennt, daß sie Helden sind. Sie jammern nicht, sind hilfreich, anregend, liebenswürdig, intelligent, und sagen am Ende dann doch, ohne Not, mit toten Augen: Aus mir wird nichts mehr. Und man kann nicht widersprechen, weil es die Wahrheit ist, weil die Kraft nicht gereicht hat für diese Stadt, dieses Zeitalter, diese so ungünstige historische Sekunde, in der sie leben und sich hochrappeln sollen. VOR zehn Jahren wäre es gegangen, IN zehn Jahren ebenso, in jeder ANDEREN Stadt hätten sie auch noch eine Chance gehabt, aber MÜNSTER 1986, nein, sorry, Handtuch, das war zuviel. Stellvertretend für alle, die an dem Muff erstickt sind, muß und wird einer in die Welt ziehen und sie alle rächen, einer, der titanischen Kräfte zu besitzen scheint und dessen gerade erschiene Platte „Bar-kin at the Moon“ exakt den BOMBEDRAUF-EFFEKT haben wird, den man sich wünscht: Sunny Domestosz. JOACHIM LOTTMANN

DAS GLÜCK IST IMMER WOANDERS



Kronenburg-Künstler, Nekrophilie – »Der Mattu ist noch ein größeres Genie als ich«



Markus, Kultursingle – in seiner Dachstube der Gröfste.



Martin Mainstream, Pornographie – »Ich hab's gern 'rund und steh' dazu.«



Ellen Treeck und Stefan Groß, Musikverliebte – Beim Frühstück sieht die Welt ganz anders aus.

Stadt? Ich will das nicht glauben und zwingen mich, das Atmosphärische zu ignorieren und mich ans Faktische zu halten. Mein Begleiter Joachim Lottmann hält sich an die Eindrücke und schlägt ein Interview mit dem Bischof vor. Aber Uwe und Acki haben den Bischof, dessen Residenz gleich neben dem Dom wir passieren, noch nie gesehen; ich führe das als Argument ins Feld. Ich mag lieber glauben, daß man dem Bischof aus dem Weg gehen kann.

Zweifelloos nicht aus dem Weg gehen kann man den Studenten. Ich hatte gewußt, daß Münster eine Universitätsstadt ist; aber so hatte ich mir das nicht vorgestellt. Fast 20 Prozent der gesamten Einwohnerschaft besuchen die Universität. Sie alle bewegen sich auf Fahrrädern durch die Stadt; überall sieht man enorme Ansammlungen geparkter Fahrräder. Täglich werden 70 davon gestohlen; das macht, aufs Jahr gerechnet, weit über 25.000 Fahrrad-diebstähle aus, die die Kriminalstatistik belasten: Rechnerisch klaut jeder Münsteraner, ausnahmslos, im Laufe eines 70jährigen Lebens sieben Fahrräder. Die Kriminalpolizei hat eine „Sonderkommission Spei-

che“ gebildet, deren Beamte nichts weiter tun, als Fahrräder umzudrehen und die Rahmennummern zu überprüfen. Einmal im Jahr segnet der Bischof Fahrräder; mit Weihwasser.

Weil die Studenten in der Altersklasse der Unter-30-Jährigen ein solches Übergewicht haben, wird gleich jede Gaststätte, die von Menschen dieser Altersklasse besucht wird, zur Studentenkneipe – egal, als was sie intendiert war. Wo auch immer man hingeht, um sich mit Leuten zu treffen, ist eine Studentenkneipe. Da gibt es die relativ neutrale Gemütlichkeits-Studentenkneipe mit antiken Emaille-Bierreklamen, viel dunklem Holz und hutzeligen Glasklampen wie den „Bunten Vogel“, die traditionelle Pinte also, wo in anderen Städten kein sich modern gerierender junger Musiker je einen Fuß hineinsetzen würde – hier dagegen gehen sie da hin, weil sie ja anderswo dasselbe Publikum sehen würden. Natürlich gibt es auch das Lokal für den studentischen Hedonisten mit Casablanca-Einschlag, das selbstverständlich „Rick's Café“ heißt: Deckenventilatoren und helles Holz. Im „Odeon“ hat mitt-

wochs die Cocktailbar zum Zwecke einer „Blue Night“ geöffnet; für die Klientel mit der Ipanema-Sehnsucht. Die Traditionalisten gehen abends in das vom Udo-Lindenberg-Bassisten Steffi Stefan geführte „Jovel“ – das Wort kommt aus dem Münsteraner Idiom Masematte und bedeutet „prima“ –, wo immer noch längst dahingegangene geglaubte Bands wie beispielsweise Grobschnitt auftreten.

Gleich nebenan, in dem „Jovel“ organisatorisch angegliederten „Neuen Krug“, ist jeden Dienstagabend eine Session: Eine größere Menge schon von weitem nach Universität aussehender Menschen lümmelt sich auf den sommerabendwarmen Treppenstufen vor dem Eingang herum, weitere fläzen sich drinnen auf den Stühlen, und vier ältere Herren daddeln unaufhörlich eine zu einer einzigen unendlichen Dehnung mutierte Rockmusik vor sich hin. Der Gitarrist dieses Quartetts mit dem Namen La Lumière Magique ist ein besonders komischer Kauz; er hat unten eine schmutzige Shorts, in der Mitte einen sehr langen Bart auf dem nackten Oberkörper, oben keine Haare

und pillert pausenlos pseudo-indische Tonleitern auf seinem Instrument und singt dazu in nie gehörten Lauten. Zwischendurch erklärt er: „Das ist eine seeehr alte Sprache – das ist die Dada-Sprache.“

Nun sind die Münsteraner imstande, aus jeder Situation heraus eine Band zu gründen. Die Potpourri Boys wurden gegründet, weil der Name in die Welt gesetzt worden war und plötzlich auf einem Plakat erschien: Die Band war ohne Wissen der Namensgeber für ihren ersten Gig engagiert worden, noch ehe sie bestand. Eine ähnliche Geschichte erzählen die Cheap Gringos, deren Schlagzeuger Jürgen und Saxophonisten Jürgen wir in „Rick's Café“ trafen: Sie verbrachten ihren Urlaub im spanischen Cadaques, sahen in den örtlichen Lokalen spanische Gruppen spielen und formierten selbst eine Band, um nach einem Monat Probezeit auch mal dort aufzutreten. Nachdem also La Lumière Magique geendet hatten, organisiert Ossie, der Sänger und Schlagzeuger der vor allem bei westfälischen und rheinischen Psychobilly-Anhängern beliebten Sunny Domestosz, gleich eine neue

Band. Er ist der einzige, der in diesem extrem drödeligen Lokal Tatkräft zeigt; er überredet Götz Alsmanns Gitarristen Fritz, den Gringos-Schlagzeuger Jürgen und den Potpourri-Boys-Bassisten Acki dazu, sich der Instrumente zu bemächtigen. Ossi selbst will singen.

Die vier beginnen, einen höllischen Lärm zu veranstalten, den Ossi als „Surfin' Bird“ zugeben versucht. Das, denke ich, das muß doch jetzt diese trübsinnig einen Sommerabend durchdämmernde Gesellschaft hier aufschrecken! Da müssen sie doch mindestens protestieren! Und? Gar nichts! Dieses Publikum verkraftet einen so aggressiven Krach ebenso ungerührt wie das Gedaddel von La Lumière Magique! Diese Leute sind durch gar nichts zu bewegen!

Am Mittwoch

Wir beschließen, den wirklichen Untergrund Münsters zu besuchen; den harten Kern. Die „Kronenburg“, ein ehemaliges Hotel, wurde uns als eine Art überdimensionale WG beschrieben, in der die ganz besonders renitenten, politischen Widerstand leistenden und neue Ausdrucksformen erprobenden Künstler, Musiker und Dichter Münsters leben.

Wir klingeln, und über die Wechselsprech-Anlage fragt man uns, wer wir seien. Das ist hier so Brauch, um zu verhindern, daß unangemeldet die Polizei vor der Etagentür steht. Wir wollen zu Matu, dem „Bukowski von Münster“ und Teilzeit-Sänger der Hardcore-Punkband Äni(x)Väx. Matu empfängt uns in der extrem dreckigen Gemeinschaftsküche; er entschuldigt sich dafür, daß er nicht stillsitzen kann, weil er „psychisch krank“ sei und morgen „seine Spritze“ bekäme. Er gibt uns einige seiner Gedichte zum Lesen: Einige sind gut – dann schildern sie recht nüchtern das ihn hier umgebende Elend, die Punks und die Penner, die Säufer und Sozialfälle –, andere wiederum sehr schlecht – dann feiern sie dieses Elend. Denn hier in der „Kronenburg“ herrscht das Elend, die Untätigkeit und die Betäubung, und die Musik und die Kunst, die hier gemacht wird, feiert diesen Zustand und gibt ihn als subversive Lebensform aus: Wer sich bei jedem Klingeln über die Sprechanlage erkundigt, ob unten „die Bullen“ stehen, den treibt die inständige Hoffnung, vielleicht doch noch wichtig genug zu sein, damit „das System“ ihn als störend empfindet und die Ordnungskräfte gegen ihn mobilisiert. Einer wie Matu kann nichts dafür; der wird da gesplegelt als Vorzeige-Irrer, und es gibt wahrscheinlich keinen Platz auf der Welt, wo man sich mehr um ihn kümmert als dort. Denn die anderen, die Verlierer nicht durch Krank-

heit oder sonstige schlechte Voraussetzungen, sondern die Verlierer durch Faulheit, Selbstmitleid und schlechtes, falsches Denken, die kraftlos Nörgler, die verkannten Künstler, die verkrachten Bürgerkinder – die brauchen immer einen Matu, der ihnen zeigt, daß da jemand noch schlimmer dran ist als sie.

Ich kannte solche traurigen Szenen gut und steckte das Elend anstandslos weg; Joachim aber war schier entsetzt und verlangte nun, als Kontrast, etwas zu sehen, was nichts weiter war als schön. Nun soll man es kaum für möglich halten, wie wenig Schönes man an einem sonnigen Sommernachmittag auf den Straßen Münsters zu sehen bekommt. Joachim verlangte: Mädchen; schön, sauber, gut gekleidet und unbeschwert. Zum Ansehen und Sich-Freuen. Tatsächlich war es erstaunlich, wie wenig Mädchen es in dem Münster, in dem wir uns bewegten, gab – wir hatten bisher fast nur Männer kennengelernt.

Jürgen, der Cheap-Gringos-Schlagzeuger, der uns an diesem Tag ein unentbehrlicher Führer durch die Stadt war, schlug das Straßencafé in der Königspassage vor – dort sei der Treffpunkt der schönen, wohlhabenden und grundlos hochnäsigen Jugend Münsters. Doch die Königspassage war eine Enttäuschung: Joachim entdeckte ein einziges schönes Mädchen, das sofort aufstand und ging, als wir stehenblieben. Er begann, eine Apartheids-Theorie zu entwickeln, derzufolge das öffentliche Leben Münsters durch eine strikte Geschlechtertrennung geprägt sei.

Wir suchen noch den ganzen Abend und die halbe Nacht nach den schönen Mädchen. In schummrigen Studenten-Pinten, in einem marmorschweren Yuppie-Hangout mit viel schrecklicher Elvira-Bach-Kunst an den Wänden, in der Kneipe des Frauenzentrums. Zwischendurch besuchen wir Veronika in der Cocktailbar des „Odeon“. Veronika sagt uns, daß wir spinnen. Außerdem habe sie uns ja gleich zu Anfang gesagt, daß wir zum falschen Zeitpunkt kämen; am Wochenende nämlich, wenn im „Odeon“ Disco ist, wimmele es hier nur so von schönen jungen Menschen.

Natürlich. Heute ist Mittwoch; „Blue Night“. Eine Studentenband namens Mamagei verwurstet schöne, ruhige Jazz-Standards. Glücklicherweise nicht die besonders schönen. Die kennen sie vielleicht nicht.

Am Donnerstag

Jürgen fährt uns nach Osnabrück. Münster und Osnabrück, das sind über die Ländergrenze zwischen Nordrhein-Westfalen und Nieder-

sachsen hinweg verwandte Städte; dazwischen herrscht ein Austausch von Ideen und Personal. In Osnabrück haben sie auch Frieden geschlossen, auch einen Bischof und auch eine Universität. Wer Münster sagt, muß auch Osnabrück sagen.

Joachim ist im Auto voller Hoffnung. Man hat uns zwar gesagt, daß es in Osnabrück genauso sei wie in Münster; er aber ist sicher, daß es dort völlig anders sein wird. Ich denke das auch. Ich halte es für unmöglich, daß zwei Städte genau gleich sind. Jedenfalls nicht in einem Land.

Doch die Königspassage war eine Enttäuschung: Joachim entdeckte ein einziges schönes Mädchen, das sofort aufstand und ging als wir stehenblieben. Er begann sich eine Apartheidstheorie zu entwickeln, derzufolge das öffentliche Leben Münsters durch strikte Geschlechtertrennung geprägt sei.

In der Mensa der Osnabrücker Universität erwarten uns Martin, Klaus und Markus, die Macher des örtlichen Fanzines „Der landläufige Irrtum“. Sie essen bloß dort, studieren aber nicht; sie machen ihr Fanzine, zeichnen Comics, drehen Trickfilme, gestalten das Filmprogramm im von der Stadt subventionierten Kulturzentrum „Lagerhalle“ und sind darüber hinaus arbeitslos. Martin arbeitet dann und wann beim Arbeitsamt, und Markus malt Bilder von Urmenschen für das Völkerkundemuseum; ABM, Arbeitsbeschaffungsmaßnahme.

Im Vergleich zur Verwaltungsstadt Münster ist Osnabrück sofort proletarischer; es gibt mehr Dreck auf den Straßen, es gibt eine Industrie, es gibt eine überdurchschnittlich hohe Arbeitslosigkeit und ABM und Subventionen und korrupte Stadtväter, die zum Rücktritt gezwungen werden. Martin und Klaus führen uns herum, und Joachim behauptet, hier sofort freier atmen zu können als in Münster mit seiner Glocke aus studentischem Mief und katholischem Mief. Ich wende ein, daß es hier auch einen Bischof gibt und auch eine Universität; Karl der Große hat sie gegründet, sie hieß damals Carolinum, und wie der Name schon sagt, war die Lehrsprache das Lateinische, die Kirchensprache also.

Joachim behauptet, das habe nichts zu sagen; in Münster sei lateinisch gepredigt worden, damit das Volk es nicht verstand, hier aber sei die Sprache verstanden und gelehrt worden, und deshalb wohne hier der Geist. Außerdem sei Osnabrück durch den westfälischen Frieden

dem Protestantismus zugeschlagen worden, der 30jährige Krieg habe hier mithin zum Vorteil des Geistes gesiegt. Ich bestreite das; Osnabrück sei nach wie vor in der Hauptsache katholisch. Keiner von uns kann im Moment seine These beweisen; wir entscheiden, wie immer, daß die Wahrheit ist, was zuerst kommt, und wollen den nächsten Passanten fragen. Es ist ein Mädchen, und sie ist evangelisch; also ist Osnabrück protestantisch, und Joachim hat recht.

Martin hat die Führung übernommen. Eigentlich heißt er Martin Barkawitz; hier aber hat er sich als Martin Mainstream etabliert. Er stammt aus Hamburg und ist vor drei Jahren nach Osnabrück gekommen: »In Hamburg kannte mich keiner – aber hier bin ich eine Figur.« Die größere Aufmerksamkeit, die man ihm in der kleineren Stadt schenkt, ist seinem Selbstbewußtsein gut bekommen; Martin macht viel von sich her. »Ihr müßt mich fotografieren; das ist sehr wichtig für mich«, sagt er. Er hofft, eines Tages als Comic-Zeichner berühmt zu werden, und zeichnet gern Porno-Comics, sehr explizit. Überhaupt hat er ein Faible fürs Pornografische und betont oft und gern, daß er ein aktives Sexualleben führt: Martin Mainstream, »der Schrecken der dicken Frauen«. »Ich steh' mehr auf rund.«

Martin ist ein „Schwager“. Martin erläutert die Prinzipien des Schwagerums: Bumsen und über Bumsen reden – dicke Frauen –, trinken – Bier –, essen – Pferdewurst und Fritten –, Hippies scheußlich finden. Der Hottie – gemeint ist der Klischee-Langhaarige mit Nickelbrille, Selbstgestricktem und Birkenstock-Sandalen, nicht der aufgrund eines Revivals langhaarige Popkultur-Anhänger – ist der Feind; er erfüllt dieselbe Funktion wie anderswo der Jude oder der Türke: Der Schwager reißt diese Witze über ihn, die seine Erniedrigung, Verletzung und schließlich Ausrottung zum Thema haben. Kurzum: »Ein Schwager ist ein junger Spießkerl«, befinde ich. »Genau«, bestätigt Martin.



Petra Loreley – Martin Gore (Depeche Mode) und William Duffy (The Cult) zerschellten an ihren Klippen. Münsters Uwe (Potpourri Boys) kann sich weiter in ihrem Glanze sonnen.

DAS GLÜCK IST IMMER WOANDERS



Osnabrück, Rauchfang – Stammtisch, im Uhrzeigersinn: Unbekannter Kölner (Künstler), Thomas Otte (Fäkalist), Tex Morton (Gitarrist), Klaus (verdeckt), Martin Mainstream (Schwager), Dirk Scheuring (schwanger), Joachim Lottmann (schwitzend), Schwein (fleischig), Ossie (essend), Stefan Groß (lachend).

Eigentlich freilich ist ein Schwager ein ganz normaler, althergebrachter Spießler, kein junger, der ein Fanzine herausgibt und sich der Popkultur nahestehend fühlt. Martin ist ein Protagonist eines Meta-Schwagerturns, einer offensiven Spießigkeit, die über sich selbst Bescheid weiß und sich unangreifbar zu machen versucht, indem sie einen spielerischen Charakter zu haben vorgibt. In Kneipen, in denen sich traditionsgemäß die richtigen, echten Schwager versammeln, traut sich Martin gar nicht, sein Bier zu trinken.

Beim Donnerstags-Stammtisch der Münsteraner und Osnabrücker Pop-Schwager dagegen ist Martin in schlüpfriger Hochform: »Ich bin Spezialist für Herrenwitze.« Der Stammtisch ist überhaupt eine erstaunliche Sache: Ich hatte mir darunter eigentlich nichts anderes als ein lockeres Zusammentreffen, einen allwöchentlichen geselligen Austausch zwischen Münsteraner und Osnabrücker Musikern und sonstigen jungen Kulturschaffenden vorgestellt. Doch es ist ein tatsächlicher Klischee-Stammtisch, und zwar gewollt spießig. Martin, der Initiator, bedauert, daß die Stammtisch-fahne leider immer noch nicht fertig ist: Ein stilisierter Hippie-Kopfsoll darauf zu sehen sein, in den gerade eine Faust hineinkracht.

Ein großer, stämmiger Kerl namens Thomas Otte stößt zu seiner Runde; er hat die neuste Ausgabe des von ihm herausgegebenen Druckwerks „Der Schrott“ mitge-

bracht. „Der Schrott“ wird zum Knüller des Abends; der Stammtisch ist hellauf begeistert. Inhaltlich widmet sich „Der Schrott“ ausschließlich Themen des Schwagerturns: In Bildern (kopulierende Hippies), als Prosa (»Fick legte die Vorhaut in Falten«), in Reimform (»Scheiße auf der flachen Tüte ist im Schlammbad gute Sitte«). Es gibt einen Arztroman (»Was bisher geschah: Während Dr. Frank Stefan, der berühmte Frauenarzt von Heegelhausen, seine geile Nichte Biggi munter wundhobelt...«), eine „Photo-Phick-Story“ (»Im nächsten Schrott: Werden die beiden den Dildo wieder herausziehen können?«) und dergleichen pubertäre Schweingelesen mehr. Der Verleger der Druckschrift allerdings sollte nicht mehr pubertieren: Thomas Otte ist 27 und arbeitet bei einer Werbeagentur.

Monke wendet den Kopf langsam zum Bild, dann langsam zu mir, und sagt: »Kommt ganz gut so, find' ich...« Kling. Jetzt war entgültig der Bremszug gerissen bei mir. Ich fing an herumzutoben und die beiden Künstler zu beschimpfen.

Doch der Erfolg gibt ihm recht: Die muntere Herrenrunde lacht sich halb dusselig. Ich sehe mich verständnislos um. Da sind Ossie, der

Drummer, und Tex Morton, der Gitarrist von Sunny Domestosz: Die kenne ich, und eigentlich sind sie viel zu wach und intelligent für derlei Trampeligkeiten. Da sind Klaus und Markus, Martins Fanzine-Mitarbeiter und Jung-Filmer: Warum schrauben die hier ihren Intellekt auf Null? Da ist Stefan Groß, Pseiko-Lüde-Bassist, Studio-Inhaber, Produzent: Lacht der freiwillig oder weil Thomas Otte den „Pseiko Lüde und die Astros“-Schriftzug entworfen hat? Dann ist da noch Otte selbst, nebst einem aus Köln angereisten Kölner Künstler, der krude Porno-Zeichnungen für den „Schrott“ verfertigt, und Martin Mainstream. Den frage ich, was das alles zu bedeuten hat. Er zuckt die Schultern: »Wieso? Wir machen hier doch bloß Spaß!«

»Wenn du mich fragst – die Leute hier in Osnabrück haben alle einen Knacks«, sagt Nine, die ich später am Abend im „Hyde Park“, Osnabrücks großer Discothek, kennenlerne. Nine ist in vielerlei Hinsicht eine Ausnahme-Erscheinung: Sie ist Künstlerin, sie ist weiblichen Geschlechts, sie ist erst siebzehn, und sie will so schnell wie möglich raus aus dieser Stadt. »Es ist so leicht hier«, sagt sie. »Hier gibt es so wenige Leute, die überhaupt was machen, und jeder kennt jeden. Alle finden sich gegenseitig gut, und deshalb kriegt man hier so leicht so ein großes Selbstbewußtsein.«

Noch einer nimmt Stellung: Ein junger Bursche mit Flattop, der ein „Nena“-T-Shirt trägt, gern „Der Plan“

hört und mich davor warnt, irgend etwas zu glauben, was man mir hier erzählt. Die Avantgarde der Region trafe sich am Wochenende im „Cirkus Musicus“, in einem Dorf auf halbem Weg von hier nach Bremen. Das kenne ich schon: Immer wieder muß ich hören, daß das Glück woanders ist als ich.

Am Freitag

Stefan Groß hat uns zum Frühstück eingeladen. Ein Frühstückstisch ist schon etwas anderes als ein Stammtisch; heute morgen ist Stefan ganz Jungunternehmer und Vater. Mutter Ellen Treeck, Sängerin bei 20 Colours, füttert Sohn Max, und wir warten auf die Ankunft von Lüde und dem Rest der Band; die Astros haben heute einen Gig im Ruhrgebiet. Stefan spielt nicht nur Baß Bei Pseiko Lüde und den Astros, sondern produziert auch deren Platte; auf seinem „Weltall“-Label erschien auch die LP des Münsteraner Trash-Pop-Trios Sid Bee Game. In Georgsmarienhütte, drei Kilometer entfernt von Osnabrück, hat Groß ein Tonstudio aufgebaut, Kredite aufgenommen und beträchtlich investiert; nun müssen Raten gezahlt werden, Auftraggeber machen Pleite, Kind und Finanzamt wollen versorgt sein, und Stefan klagt: »Die Bands, die ich gerne produzieren würde, die gibt es in Deutschland gar nicht.« Das Risiko, daß er eingegan-

gen ist, ist groß, und in Momenten der Unsicherheit liebäugelt er mit den Taktiken reichgewordener Erfolgsproduzenten wie Dieter Bohlen: Mit deren Musik will er zwar lieber nichts zu tun haben, mit ihren Einkünften aber lieber doch. »In diesem Geschäft verdienst du entweder eine Menge Geld oder gar keins.«

Markus, der „Landläufige Irrtum“-Mitarbeiter, produziert auch; in seiner Dachwohnung am Rande von Osnabrück, auf Kassettenrecorder. Er malt auch, macht Fotos, dreht Trickfilme. Warum er das macht? »Aus Spaß.«

Ich hatte solche friedfertige Selbstgenügsamkeit, verbunden aber mit dem Wunsch, sich uns darzustellen, so in die Öffentlichkeit zu treten und ein bißchen wichtig genommen zu werden, nun ein paar Tagelang kommentarlos geschluckt. Aber jetzt wurde ich langsam sauer: Dieser Kerl hatte auf seinem Klingelschild sein Firmenzeichen angebracht: „Einsame Kultur-erzeuger“. Und er saß da in seiner Dachwohnung und glaubte tatsächlich, dort einsam Kultur zu erzeugen. Aus Spaß. Wie alle hier. Nun, man kann seinen Kleingarten beackern oder Kaninchen züchten, aus Spaß, und sogar einsam. Man kann auch Musik machen, aus Spaß, und keinen belästigen; das ist dann Hausmusik und

daß hier alle nett zueinander sind, und nett zu mir, und daß sich junge Kulturschaffende uns als eine Horde, entsetzlich harmlose Horde von Biertrinkern und Spaßhabern darstellt, denen man doch nichts Böses wollen kann, über deren Umtriebe ich aber doch, bitteschön, wohlwollend berichten soll. Ich bin nicht zum Spaß hier. Ich will, daß einer was will, wenn er Kultur erzeugt, und mir nicht bloß meine Zeit raubt.

Weil ich so wütend geworden bin, weil ich, entgegen meiner Absicht, meinen Standpunkt als reiner Beobachter verlassen habe, kriege ich Markus dazu, daß er weiß, was er will: »Deutschlands bester Filmregisseur werden.« Na bitte! Ein klares Ziel, ein hoher Anspruch; darauf wird hingearbeitet, das kann öffentlich vertreten werden! Warum sagt er das nicht gleich? »Wenn du das hier sagst, stehst du ganz allein da.« Das ist es – dieses ewige Harmoniebedürfnis, dieses Gefühl des Angewiesenseins auf den Freundeskreis der Auch-Macher, dieser Subventions-Moloch des Wohlwollens und der schulterklopfenden Kritiklosigkeit, das erstickt jeden Kampf. Und wenn die Kritik dann von außen kommt, zieht man sich auf Spaß-Standpunkt zurück und kann behaupten: »Alle, die mich kennen, finden das gut!« Womit wieder mal bewiesen ist, daß nur die Freunde

aushalten. Ich stürze mich auf einen Burschen, der nichtsahnend auf einem Stuhl herumsitzt; und fahre ihn an: Was das soll?! Doch der Kerl kann gar nichts dafür; er heißt Friedel Kantaut, hat die Cover für die „Pseiko Lüde und die Astros“-Platten gestaltet und macht ganz andere Kunst. Vorzeigen, sage ich. Kantaut zeigt: Verfremdete, colorierte, collagierte Fotos, mit Sprüchen versehen etwa von dieser Machart: »Erinnerst du dich an unseren Flugzeugabsturz? Ich fiel in die Scheiße, und du fielst in den Honig, und dann leckten wir uns gegenseitig ab.« Da war es schon wieder – dieses blöde, dummdreist sich als stark, obszön, schockierend, aggressiv ausgebende alte, abgestandene Geschwätz. Aggressiv war jetzt ich; ich verlangte, daß Friedel Kantaut mir erklärte, wozu das gut sein sollte.

»Für nichts«, sagte er. »Was ist denn überhaupt für was gut? Wir bringen eben unsere Zeit rum, der eine so, der andere so, und ich mache halt das.«

Das hatte mir gerade noch gefehlt – ein erwachsener Mann, älter als ich, der seine Kunst mit einem bescheuerten Vulgär-Existentialismus rechtfertigt. Was heißt: rechtfertigt...?! das Schlimme ist ja, das er meint, sich für nichts rechtfertigen zu müssen, daß er sich so jeglicher Verantwortung entziehen zu kön-

mit aufgerissenen Augen, und hat Angst und wehrt sich nicht mal, als ich ihm noch das sage: Du hast Angst!

»Da kommt Monke«, sagt er, erleichtert. Monke, das ist der, der dieses scheußliche bunte Bild gemalt hat; ein Kerl mit bunten Hosen und unglaublich hängenden Schultern, der gerade in die Galerie hineingeschlurft kommt. Ich fahre herum, fuchtele wild mit der Hand in Richtung Bild und herrsche ihn an: »Was soll das?! Warum machst du das?!«

Monke wendet den Kopf langsam zum Bild, dann langsam zu mir, und sagt: »Kommt ganz gut so, find' ich...«

Kling. Jetzt war endgültig der Bremszug gerissen bei mir. Ich fing an, da herumzutoben und die beiden Künstler als Nichtskönner, faule Säcke, feige Ratten und Schlimmeres zu beschimpfen. Das schien ihnen alles nichts auszumachen; wahrscheinlich dachten sie, daß ihre Kunst ja wohl von enormem Schockwert sei, eine außergewöhnliche Provokation – wo ich doch so darüber aus der Fassung geriet. Aber das war sie natürlich nicht – meine Aufregung hatte gar nichts zu bedeuten. Ich regte mich bloß so auf; aus Spaß. Wo hier jeder seinen Spaß hat, darf ich doch wohl auch mal.

Der Taxifahrer, der uns zum Osnabrücker Hauptbahnhof fährt, ist



Monke Philosophie – »Kommt ganz gut so, find' ich ...«



Friedel Kantaut, Unfallopfer – Soeben hat er alles ausbaden müssen.



Pseiko Lüde, Lokalmatador – steht knapp unter Goethe



Ossie (alias Sunny Domestosz), Surfin' Bird – Der Gute

völlig in Ordnung. Aber man kann nicht Platten veröffentlichen, nicht seine Bilder in Galerien ausstellen, auch nicht die kleinste Zeitung drucken und öffentlich verkaufen und nicht den Anspruch haben, daß man von einer großen Zahl wildfremder Menschen wahrgenommen wird und daß die einem auch noch die so erzeugten Produkte abkaufen, dafür ihr Geld ausgeben, und man kann sich vor allem nicht „Einsame Kultur-erzeuger“ aufs Klingelschild schreiben, aus Spaß. In der Öffentlichkeit hört nämlich der Spaß auf, und Kultur ist öffentlich und nicht einsam, und Kultur ist Kampf. Ich habe es satt,

einen richtig verstehen. Hier, in diesem Blatt, hat „Konkret“-Herausgeber Herman L. Gremliza mal den klugen Satz geäußert: »Die einzig solidarische Kritik ist eine radikale Kritik.« Uneingeschränktes Schulterklopfen dagegen ist extrem unsolidarisch, weil extrem selbstsüchtig.

Wir besuchen die Galerie „Das Messer“; bildende Künstler Osnabrücks stellen hier gemeinsam aus. Was mir als erstes ins Auge springt, ist ein großes, buntes Bild, das eine enorme Vagina zeigt, in der eine Banane steckt, und dahinter eine masturbierende Frau. Ein gemalter Herrenwitz. Ich kann das nicht mehr

nen glaubt, daß er, dieser kulturelle Umweltverschmutzer, ungestraft davonkommen zu können meint. Ja wohl, ich komme langsam richtig in Fahrt: Der soll's abkriegen, dieser Friedel Kantaut, egal, wie ungerecht das ist. Ich habe die Nettigkeiten satt, satt, satt; ich will, daß dieser Kerl jetzt aufspringt und eine flammende Rede hält für seine Kunst, feurig, polemisch, pathetisch, daß er sich einsetzt für das, was er tut, daß er Stellung bezieht, daß er seine Kunst nicht von mir als Dreck bezeichnen läßt – denn das sage ich ihm: daß es Dreck, Dreck, Dreck ist, was er da produziert... Aber der sitzt bloß da,

Jugoslawe, aus Zagreb. Wir fragen ihn, ob er sich hier auskennt; wie es denn mit dem kulturellen Leben in dieser Stadt bestellt sei, und ob es hier interessante Künstler gebe. Unser Mann kann wenig dazu sagen, weil er immer auf Reisen sei, wenn er frei habe. Aber er habe doch gehört, daß sich hier im Augenblick was abspiele: »Osnabrück baut sich auf, sagt man.«

Wenn er was ganz besonders Schlimmes über diese Stadt sagen sollte – was wäre das dann? Er überlegt und sagt: »Ein zu groß gewordenes Dorf.« Und wo würde er selbst gern leben? »Auf einem Schiff.« ○

LESER

Briefe

SPEX-Verlag · Severinsmühlengasse 1
5000 Köln 1

Prost Toni, HAU WEG! Rudi und PUNK YOU!

Wenn wir, die anachronistische, dumpfe, versoffene Horde, es schaffen könnten unsere dummen, schlaffen Körper dem alkoholischen Sumpf zu entziehen, wenn wir dreckigen Großväterchen-Punks Mülleimer wühlenderweise, mit unseren zwei Liter-Lambrusco-Mollies zu euch Hürtern über Fun und Anti Fun gewankt kähnen, um dort lankweilige, dämmliche Rache zu üben (aus reinem Uhnverständnis versteht sich), dann würdet ihr schon sehen, zu was wir Schnapsnasen in der Lage sind. Ja wenn, . . . aber was wurden nicht schon für Pläne an Stammtischen geschmiedet. . .

Bis dahin VIVA PUNK KOMMANDO SID VICIOUS DIE GOLDENEN ZITROHNEN

Dazu nur Eines: Ein von Ruff gebrachtes Zitat aus der Hamburger Morgenpost war durch ein Versehen nicht kenntlich gemacht worden, deshalb weisen wir hier sehr deutlich auf die eigenwillige Orthografie hin.

Liebe Spexler!

Guten Abend, es ist unerträglich, wie Klinkmann/Schneider, die extraterrestrischen Koffer aus Berlin, im letzten SPEX herumkoffern. Ich hatte leider das Mißvergnügen, die zwei Berliner Koffer auf einer ihrer peinlichen Vergnügungstouren kennenzulernen. MIR ist jetzt noch schlecht; mir ist übel; zum Kotzen. Es ist auch klar, daß sie die ödesten Lokale extrem angenehm gefunden haben. Außerdem: Die zwei Koffer haben doch nie ein Rendezvous um vier Uhr früh im „Ring“ gehabt. Sie waren nämlich die meiste Zeit dämmlich im Tivoli-Kino und haben sich Filme von Dingen angesehen, von denen sie sowieso nichts verstehen! So this is Christmas, Grüße aus Wien ANTRAX

Wir lesen Ralf N.'s-Kritik über die neue Smiths-LP, und wir erkennen, daß dieser Mensch ein Herz aus Stein besitzt, umhüllt von einem Mantel aus Eis. Wir fangen an zu weinen, und wir erinnern uns an den großen Kid P. vergangener Sounds-Tage. Wir und Kid P. träumen von der großen, allumfassenden und alles verzehrenden Liebe. Wir und Kid P. wissen was es bedeutet, wenn Du Dir die erste Smiths-LP kaufst, die Worte „I lost my faith in womanhood“ hörst und Dich Deine Freundin zwei Stunden später verläßt. Unser Flehen an Ralf N. und Clara D.: Lest „Absolute Beginners“, seht „Pauline am Strand“ und hört „Pret-

ty Girls Make Graves“. Das Pst-Konglomerat Abt. Smiths-Fraktion

Dank für die Hinweise. Mit „Absolute Beginners“ wird's was dauern, Lothar G. liest es gerade.

An alle Sex Pistols Fans!

Zuerst einmal: Merkt Ihr nicht, daß Ihr vergebens lebt. Sex Pistols waren schon immer eine tote Gruppe. Was soll also der erbitterte Sex-Pistols-Kampf durch Briefe im Spex? Denn wer eine Gruppe liebt, die schon von Geburt an tot war, der sollte die dative Komponente (bezogen auf sein Leben) seiner ohnehin sinnlosen Existenz durch eine gezielte Suicid-Handlung endgültig beenden. Aber Bonbonessen, Gartenzaunanstreichen und Johnnie-Rotten-Walker-Kult werden einen (also den Sex-Pistols-Fans schlechthin) auch ohne sein Wissen und/oder Wollen dorthin treiben, wo ein jeder einmal seine körperlichen Hüllen zur letzten Ruhe bettet, nämlich ins Grab. Doch wer stirbt gern ohne Qual? Überhaupt ist Sex Pistols eine Pseudo-Punkband für Anfänger. Fuck off!
Isabelle Schneider, Thomas Bichler, Heidelberg

Was ich bei Eurer Zeitschrift nie so ganz verstehe, ist dieses ewige Lamentieren (ho, ho!) über den „Neuen Underground“, alt/neuen „Pop“ (eine Erfindung Eures Propaganda-Ministers, um die Massen von Kompliziert-Thanks-to-Ruff-Importen fernzuhalten, also die Gegenthese) und den „TEMPO-darf-nie-davon-erfahren-Punk“. Warum tut Ihr so was? Weil Mod A. aus Wiesbaden aus Gründen unüberwundener Kindheitserlebnisse-ANALPHASEI-Platten wie der Blöde kauft („Meine Scheiße ist die beste.“); wo ist Wiesbaden? Darf ich auch zwei von diesen Bands kennen oder ist das dann schon Kommerz? Mighty Lemon Drops haben einen Hit, wie sag' ich's meinen Freunden?! Genug der Fragen. Schließlich wissen wir alle, daß der Engländer gerne eine Gitarre in der Hand hält, aber daß man deswegen in jedem gitarrehaltenden Engländer oder Ami, wenn's denn sein muß, gleich DIE neue Hoffnung erblickt, ist mir und anderen (also fünfzig Prozent Eurer nicht schreibenden Leserschaft) nun doch zuviel des Guten. Deshalb auch die nun folgende Behauptung, daß eine Hoffnung pro Monat zwar keinen „neuen“ Punk, aber dafür sehr viel Durst macht. Denken.
1. Schrei so laut, daß deine Gitarre winselt.
2. Belüge dein Schlagzeug.
3. Sei gut zu Frauen, sie lieben die

Melodien.

Da fällt mir zu Claras Redskins-Artikel — die Frau hat auch ihre Momente — noch ein Heine-Zitat ein: „Der Knecht singt gern ein Freiheitslied / Des Abends in der Schänke / Das stärket die Verdauungskraft / Und würzet die Getränke.“

Der Schluß ist lustig:

Laßt R. Goetz einen Weißbierstund und D.D. einen deutschen Zeitschriftenführer schreiben!
Alles Gute, Chr. Schachinger, Wien

Werter Diederich Diederichsen, Ihre Verbalattacken gegen zeitgeistliche Schriften wie vor allem „Tempo“ erinnern mich doch sehr stark an längst vergangene Sounds-Zeiten, als Sie mit ähnlich haßerfüllten Tiraden gegen ein kleines aber feines Machwerk aus Köln vorzogen. Gehe ich recht in der Annahme, daß Sie binnen eines Jahres auch die Chefredaktion des „Tempo“ übernehmen zu gedenken, um auch diesem den endgültigen Garas zu bereiten? (Zersetzung von Innen?)
Grußlos Borissey, Karlsruhe

Nie nichts Haßerfülltes geschrieben, nur solidarische Kritik. Ansonsten beantworten meine Artikel eh nur Leserantworten. Ihr wollt's doch wissen

Lieber Michael Ruff, ich habe Dich jahrelang nicht ausstehen können (wegen „Ruff Will Tear Us Apart“, die ollen Kamellen — zweimal Doppel-III — Du weißt schon), aber was Du in den vergangenen Monaten in diversen Zeitschriften — vor allem in dieser — abgeliefert hast: Hochachtung! Was Du schreibst und wie Du schreibst, ist reif, — äh — engagiert, hat Hand & Fuß, vermag Ungläubige zu bekehren und Kenner zu befriedigen, liefert simple und notwendige Was?-Wann?-Wo?-Informationen und hat dennoch den — äh — intellektuellen Kitzel. Für die Go-Betweens-Story möchte ich mich besonders bedanken. So schreib man richtig über Wichtiges, ohne gute Bands auf den Star-Sockel zu hieven. Und zwei Hefte später zu stürzen. May the Lord be with you & the birds sing you goodnight every morning etc. Salute!
Hochachtungsvoll
Peter Erik Hillenbach, Herne

Für Hans K.

Eine späte — aber dennoch — Ergänzung zu den MEMOIREN EINES DAUERBRENNERS:

Zum Tode des Musikschriftstellers

Hans Keller

Der Musikkritiker und -schriftsteller Hans Keller, der nun in London gestorben ist, war der Typus der streitbaren Konservativen im Engagement für die Moderne. Keller wurde 1919 in Österreich geboren, studierte in Wien Violine und emigrierte nach dem „Anschluß“ 1938 nach England, wo er als Geiger und Bratscher in mehreren Orchestern und Ensembles spielte. Ab 1949 widmete

(beim Durchstöbern alter Zeitungen in der FAZ!!!! vom 8. 11. 85 entdeckt)
Grüße T.O.

Michael Ruff! Geh nicht zu weit vor die Tür! 2.7.86, es ist immer noch zu heiß in Deutschland, und beim Besteigen meines Wagens brennt sich das losgelöste Polyester des Sitzes in mein Knochenmark. Später entdecke ich in einem rötlichen Abort auf meiner Toilette überall nur noch Erbro-

chenes, hingespritzt, in der Not rausgeferkelt, als hätte der Suff hier eine Bombe explodieren lassen. Anstatt den Dreck zu bereinigen, beschließe ich lediglich für die nächste Zeit nicht mehr scheißen zu gehen. Null Entsorgung.

Und auch Kid P. ist wieder da, alle Jahre wieder; er kann tatsächlich immer noch aus der Bild abschreiben. Titten, Ärsche, besser noch Arschlöcher, und body and ball crash, Bild zahlt 1.000 DM für die schönste Blutschere des Turniers. Verständlich, daß der Bewegungskrüppel Kid P. da für diesen WM-Antifußball Begeisterung empfindet und sich bestätigt fühlt. Wer liebt schon die Urus, die Walfischfänger des internationalen Fußballs? Toni Schuhmacher: „Wieso ich daneben griff/bin.“ Und dann Michael Ruff, der fünf Jammerspills im Subito trinkt und sich dann als trinkfesten Alkoholiker sieht und der meint zum terroristischen Umfeld zu gehören, wenn er eine Geschwindigkeitskontrolle der Bullen per Lichthupe auffliegen läßt. Genau dieser Michael Ruff regt sich über Punks auf, die Häuser besetzen, saufen, stinken, auf der Straße stehen und damit die Bullen auf den Plan rufen. Suck on this! Zitat des dummen Stanjeks zu der „Endsieg-Berlin-Fahne“ der Touriskins: „Das ist ja ein wenig geschmacklos“. Eben.
Das große Opossum, Gifhorn

Ey. Pscht! Ihr. Pssst! Kommt mal her. Leise. Ralf, Clara, Jutta, Michi, Dirk, Peter, Alf, Joachim und alle. Ist Diederich da? Nein? Gut. Mir ist da was aufgefallen. Bißchen spät vielleicht. Euch ist ja selbst irgendwas spanisch vorgekommen. Wende zum Kommerzblatt! Schriebet Ihr selbst. Lauter große Firmen. Und wißt Ihr an wem das liegt? An Diederich, ja. Er rezensiert alle Großen, und immer wenn er viele Kritiken schrieb, waren sie von großen Firmen. Culture Club, ganz großer Bericht, so gar. Nur so Sachen. Er ist, er ist, ich weiß Detlev und Jutta, es trifft Euch hart, er ist ein Kryptokapitalist. Er nutzt Eurer lyrisches Können und Euren guten musischen Geschmack aus. Das Sexbeat, ja, daran liegt's. Und hat erkannt, daß die Subkultur niemals die Revolution einläuten kann. Tritt alles auf der Stelle. Es war sein subkulturelles Memoirium. Nach dem kommunistischen Tod veröffentlicht. Jetzt beginnt sein zweites, freimarktwirtschaftliches Leben. Trennt Euch von ihm. Bringt ihn um! Ich meine, wenn er wenigstens die Gruppen fertig gemacht hätte, wie Du Clara, jaa, dann. . . Aber er mag sie. Und mit seinem weiter mutierten, auf kontemplativer Basis beruhenden Sinn fürs große Ding, weil er jetzt Geld, Jachten, Villen, Frauen, Diener, Schmuck, Tontauben, Fremdwortlexiken kriegt, füttert er die Tempos, Nuvox, Feuilletons und, man will es nicht glauben, Die Welt am Sonntag mit neuen Trends und Richtungen. Und das ist der Aufgang der Subkultur. Und das ist schlimm, denn die pluralistische Gesellschaft schluckt jede ursprünglich gute Idee, glättet die Kanten. Mußte es so kommen? Nein, Ihr habt zu großes Vertrauen gehabt. Kilt Diederich Diederichsen!
Verräter!
Einer aus dem Odenwald

Beste Lady DI (Diederich Diederichsen)
Die Fäkalsprache erlebt anscheinend

einen ungeahnten Aufschwung in der Redaktion.

„Kack ab, Marc Almond!“ (DD) oder „Nur weiter so, schlaue Sau!“ (Tante Clara). Hat mir gefallen.

Nur — weshalb regst dich so auf über neue Blätter à la „Tempo“ und „Wiener“? Man hätte sie auch einfach verschweigen und ignorieren können. Selbiges gelingt Euch z.B. in Sachen Country Music zu meinem Leidwesen noch immer hervorragend.

Zum Schluß noch ein Ding! Ich vermisse seit langem sowas (zugegeben leicht infantiles) wie ein Bekenner-T-Shirt für Spex Leser/innen. Manfred E. Czarny, Berlin

Man kann nicht ignorieren, was sich anheischig macht das Eigentum der Guten gegen großverlegerischen Judaslohn zu besudeln.

Hallo Clara, Darling, Deine Rezension an dem Eurythmics-Mach(t)werk Revenge grenzt bereits an geniales Fälschen bekannter kultureller Tatsachen — Goebbels konnte Hans Albers und Heinz Rühmann auch nicht ab — wir verlangen keine Infallibilität — ist es falsch? Richtig? Daß sich die Eurythmics von Album zu LP selbstbefruchten und im Inzuchtensyndrom verenden — was wollt Ihr unwissende Weißmusterpropheten und Zeilengeldgelehrte? Ich vermisse die persönlichen Beweggründe und Empfindungen für diesen Verriß — mit Pseudointellektuellen Aphorismen kannst Du den musikalischen Status von Lennox/Stewart ohnehin nicht taktieren — bitte laß den Kugelschreiber von der neuen Steve-Winwood- und Wham!-Produktion — den bist Du noch nicht gewachsen —. Gruß Lotte

Mit „taktieren“ meint sie „tangieren“, den Rest zu übersetzen, sind wir noch nicht gewachsen.

Clara Drechsler, obwohl wir uns nicht kennen, wage ich doch, Sie hier in diesem Brief mit „Du“ anzusprechen.

„So you want to be a pop journalist? Free records, free tickets, the occasional trip abroad and the chance to tell your favourite rock star what was wrong with his last album. But you don't want to be a hack, I hear you say. Neither do you want to be a media brat or vacuous lifestyle sociologist sussing out every pose. You want to shine, but you also want credibility. A difficult one that . . .“ Und es geht doch nicht, wie J. Burchill dachte. . .

Du schreibst einen Artikel, der in einer deutschen Zeitschrift erscheint, aber nein, dein Herangehen ist nicht dialektisch. Und vielleicht ist es noch viel schlimmer als ich anfangs dachte. Dieser Brief ist keine Kritik an Deinem Artikel, nein dieser Brief hat leider ein weit tragischeres Anliegen. Wer nicht vom Kapitalismus reden möchte, sollte aber auch vom Sozialismus schweigen. Was aber... wenn... „Wer den Kapitalismus nicht versteht, . . . aber davon ausgeht zu wissen was ‚Sozialismus‘ bedeutet“.

Nein es ist nicht allzu tragisch, es ist alles sehr einfach. Du könntest ein Phänomen wie Ah-a nicht erklären und stürzt sich auf die Redskins. Chris ist ein kleiner lieber Junge, . . . der auf kleine trampelnde Individuen trifft, auf Journalisten, die sich um Tagesereignisse, Klatsch und Tratsch reißen . . . und C. Dean sieht sich um-

geben von einer Horde „Ich und meine Welt. . .“, „Ich und die anderen...“, „Ich und . . .“ Und C. Dean geht es doch nicht um all dieses „Ich und ich und. . . ich, ich denke, ich glaube“.

Und Du beginnst dein Interview. Du hast Deine Fragen, es ist ein Interview wie jedes andere. . . und Du weißt ungefähr, was Du schreiben wirst. . . und Chris Dean wußte, nachdem er das erste Mal mit Dir gesprochen hatte, was Du schreiben wirst. Und trotzdem spricht er mit Dir. Ich habe noch nie mit so vielen Unterbrechungen einen Artikel gelesen, ich habe, nein, ich kann diese Betrachtungen, diese Unterteilungen und dieses ziellose Herumhacken nicht mehr ertragen. . . und ich habe beinahe geweint, nein, nicht nur wegen Deines „Skins gegen Rechts“-„Clara Drechsler stirbt für den Soz.“-Artikels, nein, es kommt alles zusammen, aber ich habe auch über Deinen Artikel geweint.

Ich liebe Steven Morrissey. . . und James Dean. Und ich weiß genau warum. Aber warum schreibst Du so ohne Herz, ohne Charme? Selbst über Dinge, über die man abfällig schreibt, sollte man doch von Herzen abfällig schreiben.

Es schmerzt mich so sehr, daß ich diesen Brief schreiben muß, nicht um Dich anzugreifen, . . . nicht um zu belehren, ich möchte nur diese Schmerzen endlich von mir werfen, wenigstens lindern, ich möchte nur. . . daß Du Dich entschuldigst, bitte. Bitte entschuldige Dich für Deinen Bericht, ich möchte nicht das Du einen erneuten Versuch unternimmst, bitte entschuldige Dich.

Ich werfe Dir nicht vor, daß Du auf keiner dieser beiden Seiten stehst, ich möchte nur, daß Du Dich entschuldigst, daß Du auf die eine Seite geschliddert bist und die Redskins hinüber/hinuntergezogen hast, nicht auf eine andere Ebene oder Seite, sondern auf eine wankende, morastige, abwägende, alles übertrampelnde, übergewaltige, aber nichts gebende „Mitte“.

Ich bin umgeben von Menschen, die auf dieser Mitte ihr Leben aufbauen und die irgendwann einmal abrutschen werden. . .

Ich werde nicht auf Seifenkisten springen und versuchen wollen zu bekehren und zu belehren. Ich möchte nur, daß Du bitte die einzigen Menschen, die ich liebe, zufrieden läßt. Wenn Du sie nicht auf eine höhere Ebene heben kannst, dann bitte ziehe sie nicht herab. Ich werfe Dir nicht vor, daß Du nichts geben kannst, Du wirst niemals Steven M. oder Chris Dean verstehen, Du wirst immer an ihnen vorbeistolpern, wenn Du auf Mittelwegen läufst. Love, Mounir

Dadurch, daß sie sich zur richtigen Seite zu schlagen meinen, entgehen die Redskins vielen objektiven Schwierigkeiten des politischen Lieds. Clara lügt sich an diesen Schwierigkeiten nicht vorbei. Und steht auch auf der richtigen Seite.

Hallo! Gerade die neue Spex im Park erarbeitet! Ferien, Sonne, gute Laune! Und ein Lob für die Housemartins-Story (zum rechten Zeitpunkt) und den Schweden-Report. Überhaupt gefallen mit diese Städte/Länder-Geschichten sehr gut. Weiter so. Anette Ahrens, Hamburg



Das Handbuch der literarischen Hoherotik

Die klassische Sau

Herausgegeben von Dr. Hermann Kinder

Die schönsten schärfsten Stellen aus dem gesamten Schrifttum des Abendlandes von der Antike bis zur Gegenwart. Angetan mit hoherotischen Bildern von F. W. Bernstein über Almut Gernhardt bis Reiner Zimnik. Ein Prachtband, statt 69.– nur 33.–



F.W. Bernstein

Sternstunden eines Federhalters

Neues vom Zeichner Lebtage: sein Auftritt macht Epoche, schon ist er ein Geheimtip, er kann was — das kommt dazu, er ist schwer im Kommen. Broschur mit allen Schikanen, 18.–



Frieder Faist

Nebenrollen.

Ein Schauspielereleben in deutscher Provinz. Ziemlich dicke Broschur, 20.–

Schattenspiele.

Ein Kriminalfall in deutscher Provinz. Dicke Broschur, 22.–



Robert Gernhardt

Literarische Werke:

Die Toscana-Therapie. Ein Lehrstück. Broschur, 18.–

Letzte Ölung. Ausgesuchte Satiren. Broschur, 38.–

Glück Glanz Ruhm. Erzählung Betrachtung Bericht. Broschur, 15.–

Ich Ich Ich. Ein Roman der Selbstsuche. Broschur, 15.–

Was bleibt. Gedanken zur deutschsprachigen Literatur unserer Zeit. Flugblatt, 1.–



Eckhard Henscheid

Literarische Werke:

Dolce Madonna Bionda.

Der Roman einer Sehnsucht. Ein bedeutendes Buch, 40.–

Roßmann, Roßmann...

Drei Kafka-Geschichten. Ein klassisches Buch, 28.–

Frau Killermann greift ein.

Erzählungen und Bagatellen. Ein bewegendes Buch, 36.–



Dorothy Parker

Die Geschlechter. Deutsch von Ursula-Maria Mössner

Eine starke Blondine. Deutsch von Pieke Biermann

29 New Yorker Geschichten oder Die Einführung des Blues' in die Literatur; wem der bitter-komische Parker

Sound einmal eingegangen ist, bleibt ihm verfallen.

Zwei Einzelbände, je 25.–



Chlodwig Poth

Frankfurt oder ein vorletzter Tag der Menschheit.

Der gezeichnete Ulysses: unserer Zeit oder

24 Stunden in Mainhattan Transfer.

Große Broschur, 25.–



Der Rabe

Magazin für jede Art von Literatur. Jetzt 14 Nummern:

3. Ferien-Rabe / 4. deutsche Literatur-Rabe / 5. philosophischer Rabe / 7. Ferien-Rabe 2 / 8. deutsche

Literatur-Rabe 2 / 9. klassischer Rabe / 10. Brief-

Rabe / 11. Reise-Rabe / 12. Arno-Schmidt-Rabe /

13. Glücks-Rabe / 14. Musik-Rabe, je 10.–

Raben 1/2/6 vergriffen



Neben Willie „Loco“ Alexander und Jonathan Richman ist Joseph A. Viglione die entscheidende Figur der Szene in Boston/Massachusetts. Was die wenigsten wissen: er nennt sich The Count (Adel verpflichtet); was die wenigsten wissen: heute ist er millionenmal besser als das, was von seinen Mitstreitern übrig geblieben ist; was die wenigsten wissen: er schreibt ganz normale Songs, aber sie sind bezaubernd; was die wenigsten wissen: es gibt z. Z. nur ein begehrenswerteres Produkt als seine neue LP „New Changes“, nämlich die Musik- und

Kulturilliustrierte SPEX; was wir jetzt allen mitteilen: die ersten zwanzig Neu-Abonnenten des begehrenswertesten Produktes erhalten das zweitbegehrenswerteste Produkt dazu. (Der Zahlungseingang ist dafür entscheidend.)

BACK ISSUES

Folgende Back-Issues sind noch erhältlich:
Back Issues gibt es gegen DM 4,80 pro Exemplar in Briefmarken (80er) Bestellung an: SPEX, Abo-Service, Severinsmühlengasse 1, 5000 Köln 1

- 8-9/83 Spandau Ballett, Grandmaster Flash, Wham!
- 10/83 Kim Wilde, Violent Femmes, Howard Devoto, Wynton Marsalis, Trio, Mari Wilson
- 3/84 The Clash, Eurythmics, The The, Meteors, Frankie Goes To Hollywood, Peter Hein
- 6/84 Marilyn, Special AKA, Scott Walker, Keith Haring
- 7/84 Cramps, Human League, David Sylvian, Womack & Womack, Lester Bowie
- 8/84 David Johansen, Psychedelic Furs, Palais Schaumburg, Lou Reed, General Public
- 9/84 Northern Soul, Sade, Heaven 17, Bronski Beat
- 10/84 Aztec Camera, Scritti Politti, Eartha Kitt, Northern Soul Teil 2, Sex
- 11/84 Gun Club, Cult, Hanoi Rocks, Cecil Taylor, Sisters of Mercy, Tina Turner
- 12/84 Big Country, Los Lobos, Chaka Khan, Laurie Anderson, Lloyd Cole, Springsteen
- 1/85 Culture Club, Die Ärzte, Redskins, Bluebells, Stranglers, SPK
- 3/85 Bob Dylan, Working Week, Spandau Ballet, GoGo, Tears For Fears, Associates
- 4/85 Yello, Ramones, Kane Gang, Fleshtones, Art Blakey, Bebop Teil 1
- 5/85 Everything BTG, Green On Red, Paul Young, Long Ryders, Killing Joke, Les Immer Essen, Cool Jazz Teil 2
- 6/85 Colourfield, Maze, The Jesus And Mary Chain, Nippon Pop, Captain Beefheart, Die Toten Hosen
- 8/85 R.E.M., Talking Heads, Fine Young Cannibals, Stephen Tin Tin Duffy, Untouchables
- 9/85 Prefab Sprout, The Damned, George Clinton, Feargal Sharkey, Jim Foetus, La Loora, The Blasters, Peter Blegvad
- 10/85 Kevin Rowland, The Cure, Simon LeBon, Woodentops, Nikki Sudden/ Dave Kusworth, Rainald Goetz: Und Blut
- 11/85 Blixa Bargeld, Billy Bragg, Bobby Womack, Brian Eno, Berlin/Ost
- 12/85 The Pogues, Patsy Kensit, Tom Waits, Alex Chilton
- 1/86 Pete Townshend, Siouxsie, Simply Red, Virna Lindt, Big Audio Dynamite, ABC
- 2/86 Nick Cave, Psychic TV, Simple Minds, Psychobilly, D.D.'s Amerika
- 3/86 John Lydon, Cult, Bangles, Bronski Beat, Echo & the Bunnymen, Film in England
- 4/86 Cramps, Violent Femmes, Culture Club, Topper Headon, Yoko Ono, Swans, Def Jam
- 5/86 Hüsker Dü, S.Y.P.H., Laibach, Sheila E., Matt Bianco, B. Setzer, Amerikanische Literatur
- 6/86 Red Skins, Anna Domino, Blow Monkeys, Suzanne Vega, Shop Assistants, Australien, Madrid
- 2/86 Go-Betweens, L. Anderson, Annabella, Leather Nun, Screaming Blue Messiahs, Love Pt. I+II, Schweden, Indies Nordengland, Rio, Wien

ECRITURE AUTOMATIQUE Wir können nicht anders! Morgens um 8 träumen wir von Popstars und Medienwirwar.

Coming Out I: Drechsler

Sean Penn – groß, blond, dick, sieht aus wie Nick Nolte – trinkt gerade warmen Rotwein, Madonna – freundlich weggetreten, sieht Zoll für Zoll aus wie sie selbst – dreht sich vollständig bekleidet unter der Decke um und um, liebevoll umorgt von dem Dicken, der ihr ständig Saft bringt, den sie unter der Decke trinken kann. Alle anderen trinken warmen Rotwein, faseln, machen mehrere Madonna-Interviews (nuschelnuschelnuscheln), Penn aber sitzt abseits vor einem Berg von Schulheften mit Strichen. »Was haben Sie da?«, frage ich interessiert, »Ihre Hefte sehen aus wie Mau-Mau-Ergebnis-Tabellen.« Es stellt sich heraus, daß keine Mau-Mau-Ergebnisse in den Listen stehen, vielmehr handelt es sich um den Schand-Katalog eines groß angesagten Künstlers, den Penn seit Jahren heldenhaft bekämpft. In seiner Zimmerecke stapeln sich Kataloge, Vernissagen-Einladungen, Rezensionen usw. Die Striche im Heftchen sind jeweils neue Ekelpunkte, Basel, New York, was du willst, Penn hat ein Auge auf den Widerling, dessen zentrales Thema „DAS OPFER“ ist, OPFER beherrschen sein ganzes Denken und Schaffen. In der Tat, eine Sau-Kunst! Zitternd vor gerechtem Zorn weist Sean Penn auf ein – in der Tat, urgh, ein kleines BILD ahrrrrg, ein fieses ETHNISCH aussehendes Gemälde, es sieht aus wie JUTE oder kleine in Brauntönen komponierte Hausfassadenrevolutionskunst aus Mexico, wie ein fieser fieser Batikschal, den jemand anders schön findet, wirklich allererste Güte, diese Kunst. Aber zum Glück gibt es Sean Penn, den Kunsträcker, unermüdlich in seiner Querulanz, Briefe, Protestnoten, Memoranden schreibend wie ein Wilder, alles säuberlich aufgelistet... ist der Mann gut! Tiefe Rührung bemächtigt sich meiner, aber dann kommt erst der Knaller! Es klingelt und Penn stürzt mit tierischem Schrei zur Tür »Er tut es schon WIEDER...« - und da steht dieser Arsch in T-Shirt und Unterhose, Sandalen und Socken an den Opfer-Schweiß-Füßen und in der Hand einen blöden braunen Klumpen in der Hand, wo er blöde Zweige reingesteckt hat, das sieht nun entfernt aus wie ein Hirsch, stellt aber sein neuestes Opfer dar. DAS WILL ER IHM SCHENKEN! Na TAUSEND Dank Sie PROPHET, das hat uns grade noch gefehlt in unserem modernen Haushalt, ihr Klasse Opferklumpen... Da bricht einem schon der Schweiß aus, wenn das Leben so beschissen spielt. **(Wird fortgesetzt...)**

SPEX Abo Coupon

Hiermit bestelle ich ein Abonnement SPEX Musik zur Zeit für ein Jahr zum Preis von DM 48,- incl. Porto und MwSt. (Das Auslandsabo kostet DM 55,-) Falls ich nicht spätestens 8 Wochen vor Ablauf kündige, soll sich das Abo um ein weiteres Jahr verlängern.

Ort/Datum

Unterschrift

Name

Straße

PLZ/Ort

Von dieser Bestellung kann ich binnen 14 Tagen zurücktreten. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs.

Ort/Datum u. zweite Unterschrift

Coupon ausfüllen, DM 48,- auf unser Postgirokonto Köln (BLZ 370 100 50) Kto.-Nr. 34 097-500 überweisen oder Verrechnungsscheck beilegen und an SPEX, Abo-Service, Severinsmühlengasse 1, 5000 Köln 1, schicken. Das Auslandsabo

ROCK MUNDIAL 86 NEW ROSE SIEGT

from Memphis

New 68. ALEX CHILTON

No sex (12")

■
55.4160

from Oklahoma City

Rose 81. FORTUNE TELLERS

f.t.f.f

■
09.4142

from San Francisco

Rose 90. DAMON EDGE

Grand Visions

■
09.4171

from Boston

Rose 87. THE COUNT

New Changes

■
09.4156

from L.A.

Rose 88. BLOOD ON THE SADDLE

Poison Love

■
09.4158

from New Zealand

Rose 91. REPTILES AT DAWN

Naked In The Wilderness

■
09.4172

Coming Soon: TAV FALCO. SKY SAXON. SIRENS OF 7th AVENUE. IMITATION LIFE

TOURING SOON IN GERMANY

VIRGIN PRUNES



LP. *The moon looked down & laughed*

■
(09.4175)
also on cassette & CD
12" *Our love will last forever*
■
(55.4170)

CHARLES DE GOAL



12" *Dancing*

■
(55.4165)
7" *Dancing*
■
(01.4177)
out soon: *Double Face*
(Double LP)
■
(09.4188)

PSYCHE



12" *Contorting the image*

■
(55.4169)
Also available
Insomnia theatre
(Double 12")

SPV

Distribution: SPV GmbH, Plathnerstrasse 5b,
3000 Hannover 1, West-Germany,
Ttx. (17) 5 11 84 47 spv d

NEW ROSE
r e c o r d s

NICK CAVE AND THE BAD SEEDS

DER TRANSFORMER VON KLASSISCHER
BLUES-, FOLK-, COUNTRY- UND POP-
CHIFFRE:

IN DIE SPRACHE DER GEGENWART!
DIE SAAT GEHT AUF!

AKTUELLE LP:

»KICKING AGAINST THE PRICKS«

INT 146.820

AKTUELLE SINGLE:

»THE SINGER« INT 111.839/MAXI: INT 126.846



AKTUELLE LP: »JUST SOUTH OF HEAVEN«
IRS 930.019
AKTUELLE MAXI-SINGLE: »THE KENTUCKY CLICK«
INT 126.845

CRIME AND THE CITY SOLUTION

ES IST ZEIT, DEN FERNSEHER AUSZU-
SCHALTEN UND WIEDER MUSIK ZU HÖREN!
DIE EINFACHSTE LÖSUNG:



TOUR-DATEN

26.9.86 BOCHUM/ZECHE
27.9.86 FRANKFURT/BATSCHKAPP
29.9.86 HAMBURG/GROSSE FREIHEIT
30.9.86 BERLIN/METROPOL

VERANSTALTER: VOX-CONCEPTS · HAMBURG

TOUR-DATEN

8.9.86 BERLIN/LOFT
9.9.86 HAMBURG/MARKTHALLE
10.9.86 BOCHUM/ZECHE
11.9.86 WIESBADEN/WARTBURG
12.9.86 MÜNCHEN/THEATERFABRIK UNTERFÖHRING